Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0001-5

UB Düsseldorf

+4155 378 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0002-1

DFG

2 Bde 2 ...
aufg — 16 mm finer.

B 115

21885 2 Bde
cost 8d/-

116/614 10-

2 Bde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0004-2
DFG

Tag und Nacht.

Eine Geschichte in vierundzwanzig Stunden

von

F. W. Hackländer.

Mit Illustrationen

von

C. Scheuren.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1861.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0005-7

D. Lit. 13508

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

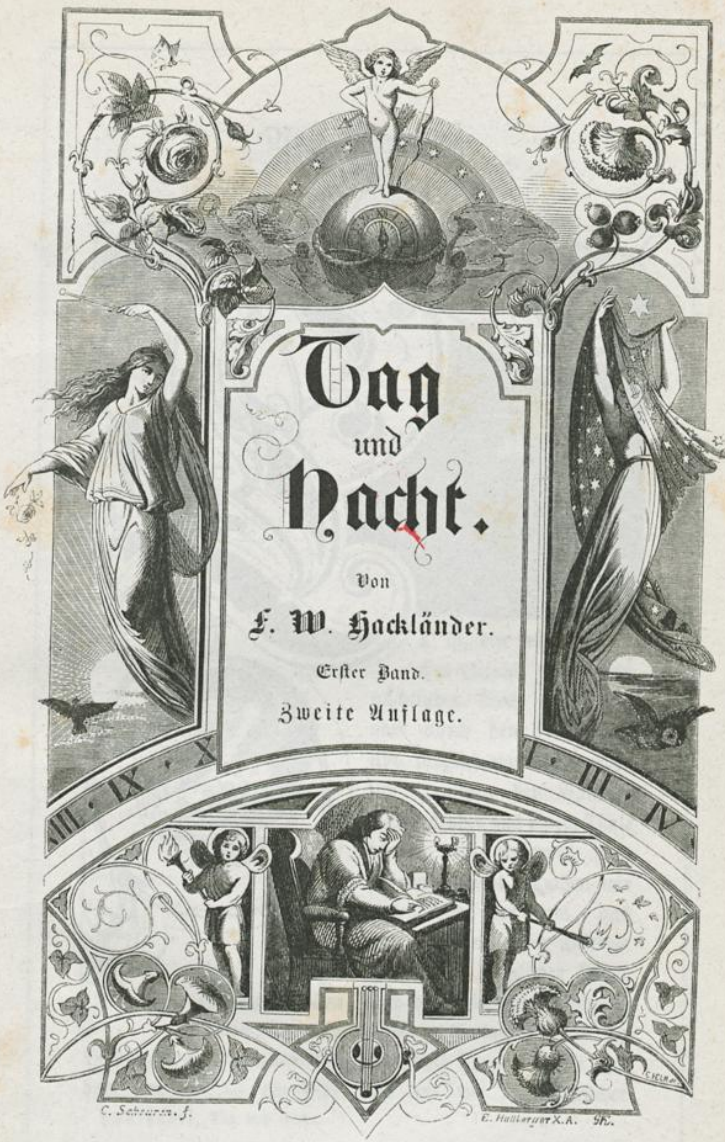
41: 2750

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0006-3

DFG

B 115



Tag und Nacht.

Von

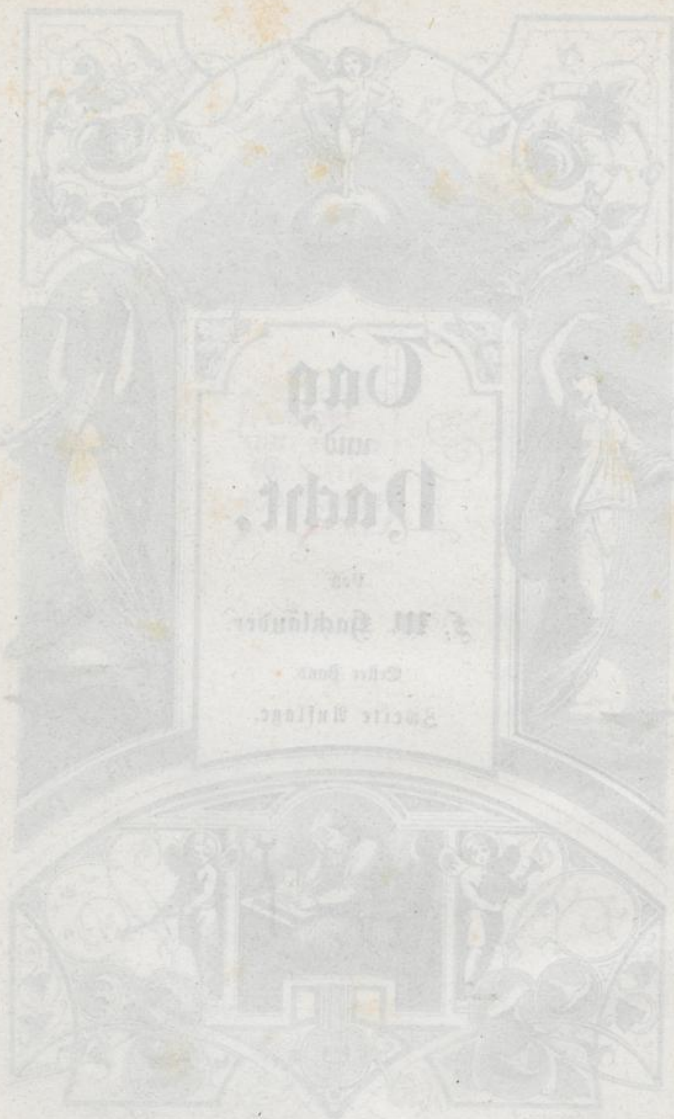
F. W. Hackländer.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0007-9
DFG



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0008-4
DFG

Nach Mitternacht.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man nächtlicher Weile über Feld oder durch den Wald geht und plötzlich vor oder neben sich, zwischen den Bäumen hindurch oder aus einem Thale herauf, ein einsames Licht schimmern sieht. Haben wir dieses Licht vor uns, das heißt, scheint es in unserem Wege zu liegen und könnte möglicher Weise den Ort erhellen, nach dem wir unsere Schritte lenken, so werden wir uns augenblicklich ein Bild entwerfen von den Bekannten oder Freunden, die uns dort erwarten — ein Bild, das wir um so behaglicher

uns ausmalen, je finsterer und wilder die Nacht ist, die uns umgibt. Bei dem milden Lichte des Mondes sind wir nicht so geneigt, den Schein dort vor uns freundliche Gegenstände, heitere Gesichter beleuchten zu lassen; da ist unsere Seele getheilt und möchte ebenso gern in der lauen Abendluft verweilen wie eindringen in die Mauern des Hauses. Ja, da würden wir am Ziele einer nächtlichen Wanderung es nicht ungerne sehen, wenn der Lichtschein eine Laube vor dem Haus phantastisch erhellen würde, die Zweige der Bäume vergolden, die Blätter zu Smaragden verwandeln, und wenn uns alsdann draußen im Freien ein freundlicher Handschlag willkommen hieße. Aber Jemanden, der an einem heiteren, duftigen Abend in seinem Zimmer sitzt, in den Schein des Lichtes blickend, dem können wir, ohne großes Unrecht zu begehen, nachdenkliche, vielleicht wohl gar kummervolle Züge geben.

Wenn wir also in der Nacht so dahinwandeln, vor uns spähend, ob sich das ersehnte Ziel nicht mit Lichterglanz oder dem dumpfen Brausen der Stadt anzeigen will, und wir schon im Voraus beim ersten Strahl, der sich uns zeigt, den traulichen uns so wohlbekannten Kreis zu überblicken glauben, so erweckt ein Licht, das plötzlich aus irgend einem Thale aufblitzt, an dem wir entfernt vorüberschreiten, das wir hinter uns lassen, ganz andere, meistens ernste, ja häufig traurige Phantasieen; wir möchten wissen, wessen Züge es bescheint, wem es leuchtet, was es beleuchtet. Daß es dort aus der Dunkelheit einsam herüber blickt, läßt in uns schon die Idee des Allein- und Verlassenseins auftauchen. Bleibt es doch hinter uns in der finstern Nacht, während wir jenem Sammelplatz von Licht und Glanz, von Menschenstimmen, Wagengerassel, Musik, Lachen und Plaudern entgegenschreiten; während

wir uns dem Orte nähern, wo uns Freunde willkommen heißen, wo vielleicht ein herzlicher Händedruck, ein unaussprechlicher Blick uns sagt, daß man uns lange erwartet.

Seitwärts blickend nach dem einsamen Licht ist es uns, als leuchte es auch einem einsamen Wesen, das vor ihm sitzt und vielleicht mit gefalteten Händen in die Flamme starrt, — einem Wesen, das zuweilen tief seufzend um sich schaut und vergeblich Jemanden sucht, dessen glänzende Augen wohl noch gestern in eben diese Lichtflamme blickten und heute schon weit, weit dahin von seiner Seite gerissen ist. Auch können wir uns beim Betrachten eines solchen Scheines des Gedankens nicht erwehren, er leuchte einem stillen Krankenlager und sei zugleich der Umgebung draußen, Wald und Feld, den träumenden Blumen vor dem Hause, dem nickenden Rebenlaub am Fenster, ein Zeichen, daß sie, wenn auch schwer und kurz athmend, die schöne Erde noch nicht verlassen habe, — sie, die in Wald und Feld wandelte, die schönste Rose unter ihren Rosen.

So denkend schreiten wir weiter und blicken währenddem wahrhaft ängstlich nach dem Lichtschein zurück, immer fürchtend, er lösche aus und wir müssen es alsdann mitempfinden, wie die Blumen vor dem Hause, das Rebgewinde am Fenster zusammenschauern, da sie in diesem Augenblicke gestorben ist, weil nun ihre weiße Hand nie mehr zwischen den Ranken sichtbar werden, weil nun ihr leuchtendes Auge nie mehr auf den bunten Blumen verweilen wird. — Vorbei! vorbei! — wir selbst oder unsere Gedanken vor dem traurigen Bilde, das uns unsere Phantasie erschaffen.

Warum soll denn dort unten gerade Trauer und Schmerz eingekehrt sein? Warum soll des Todes unerbittliche Hand jetzt gerade eine Blüte abgestreift haben? Sind wir doch im Frühling und hat der finstere Schnitter doch

eigentlich kein Recht dazu, jetzt schon seine trostlosen Herbstgeschäfte vorzunehmen. — Sind wir doch im Monat Mai

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in ihrem Herzen auch
Die Liebe aufgegangen.

Spielt doch ein warmer, weicher Hauch um unsere Wangen; duftet es doch rings um uns her, aus der Luft, aus den Büschen, aus dem Grase, ja aus der Erde selbst, die neben uns frisch aufgerissen worden ist, und einen eigenen, nicht zu verkennenden Hauch ausströmt, — einen Hauch, der vor uns, wenn wir die Augen schließen, die ersten Tage des Frühlings hinzaubert, der uns mahnt an sprießende Gräser und keimende Knospen, an dunkle Wolken, die gewitterhaft den eben noch tiefblauen Himmel überziehen; an warme, dunstige Regentropfen, die uns und die Erde erfrischen, — einen Regenschauer, dem wir mit Wonnegefühl entgegensehen, wenn er durch das Thal heranzieht, ein grauer, tief herabwallender Schleier, und ebenso drüben wieder verschwindet, gejagt von den heißen Strahlen der Sonne und verfolgt von dem spöttischen Lachen all' der Tausende von Gräsern, Blumen und Blüten, ein undankbares Volk, das nun plötzlich im Brillantschmuck prangt, nicht mehr der fruchtbringenden Spenderin gedenkt und sich den heißen Sonnenstrahlen zuwendet, die sie doch noch einstens verzehren werden, — das Bild manches Lebens.

Ja, wir sind im Monat Mai, und zwar, leider ausnahmsweise, eines wundervollen, warmen Monats Mai. Deßhalb fort mit dem finsteren Kreis, den unsere Phantasie vorhin um jenes Licht gezogen. Wenn es nur ihrer mehrere wären, der Lichter. Wenn wir eine Reihe Fenster erleuchtet sähen, um mit einigem Fug und Recht auf ein glänzendes Fest schließen zu können, das dort gegeben wird!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0012-6
DFG

Das Rauschen des Baches und das Concert der Frösche würde sich vor unserem Ohr willig in eine lustige Musik verwandeln. — Aber es ist ein einsames Licht, ein stilles, unbewegliches Licht; es blitzt so gleichförmig aus dem Thale herauf; es wird nicht heller noch dunkler.

Schauen wir einigermaßen sternkundig an den Himmel empor; wenn wir unsere Taschenuhr nicht zu Rathe ziehen wollen, so werden wir finden, daß die Nacht schon weit vorgerückt ist, Mitternacht vorüber; wir schreiten der ersten Stunde des neuen Tages entgegen. Sind doch rings umher, mit Ausnahme der ewigen da oben, alle Lichter längst erloschen; warum zögerst du dort unten, ein Gleiches zu thun? Welches Recht hast du, die Nacht zu stören und unsere Gedanken zu beunruhigen? — Ah! wir sind im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen sprangen; vielleicht ist unten auch ein Herz, in dem die Liebe aufgegangen; vielleicht erhellt das Licht nur ein einsames Zimmer. Es war ein Zeichen, weithin sichtbar, wurde weithin gesehen und übte gewaltige Anziehungskraft. Die Besitzerin des Lichtes, die Bewohnerin des jetzt so einsamen Zimmers wandelt zur Stunde im nächtlich dunkeln Garten, wo die Lilas duften, wo Büsche und Blumen auf und nieder nicken, unter dem Auge der ewigen Sterne ihren mitternächtlichen Gottesdienst feiern, einen Dienst des Entzückens und der Liebe, der mitgefeiert wird von zwei liebenden Wesen, welche die Solostimmen flüstern in dem allgemeinen Nachtconcert — ich liebe dich! — o wie ich dich liebe! Die Lilas haben etwas Berauschendes, sie lassen uns so gern vergessen der engen Grenzen, die wir Menschen so beengend um unser Thun gezogen; und dazu blicken die Sterne so beruhigend herab, so beredt ohne Worte, so still und verschwiegen, so mild und versöhnlich, daß es — daß es nach gewöhnlichen Begriffen nicht wohlgethan ist, wenn

sich zwei junge liebende Wesen um die erste Stunde der Nacht allein im Garten finden, wo die Lilas duften, wo die Blumen discret ihre Augen geschlossen, und wo ihnen Niemand zusieht als der Sternenhimmel droben. — Nicht zu vergessen der Lichtschein, auch der hat verrätherisch um die Ecke des Hauses gelugt, und als sie nun wieder allein im Zimmer ist, tief aufathmend und eigenthümlich lächelnd, während das junge Mädchen sinnend in die Flamme blickt, wobei sie beruhigt auf die Todtenstille lauscht, die über dem ganzen Hause liegt, da scheint es ihr auf einmal einzufallen, daß der Schein ihres Lichtes ja auch draußen sichtbar war — und o der Grausamkeit dieses jugendlichen Herzens! — sie ist Tyrannin genug, die Lampe zu löschen.

Verschwunden ist des Lichtes Glanz, Nacht überall, erloschen der helle Schein; und das hat das junge Mädchen gethan. — Aber, vergiß nicht, Kind mit dem klopfenden Herzen in der vollen Brust, daß morgen die Sonne aufgeht und dein Haus bescheinen wird, die Flieder, unter der du geruht, dich selbst dann nicht mehr beschützt von dem gestirnten Himmel, der sich mit geschlossenen Augen von dir abwenden wird.

Neben uns an der Thalwand raschelt und rauscht es, zuerst in der Entfernung leise, dann kommt es näher, und von der Stille der Nacht begünstigt unterscheiden wir bald die Schritte eines Mannes, der gerade aus geht, ohne sich darum zu bekümmern, ob er dem richtigen Pfade folgt, der quer durchbricht, nicht Graben, Hecken, noch Gebüsche achtend, mit einem Worte eines Mannes, der auf verbotenen Wegen geht. Eine ziemliche Strecke vor uns erreicht er die Straße, bleibt dort angekommen einen Augenblick stehen; vielleicht blickt er nach dem Hause zurück, wo eben das Licht erloschen, vielleicht horcht er auch auf unsere Schritte. Aber nur wenige Sekunden steht er still, dann eilt er dort-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0014-7

hin mit leichtem, elastischem Gange, und dazu singt er ein Lied ohne Worte.

Unser freundlicher und geneigter Leser, der uns mit gutem Glauben, geduldig, beharrlich und ausdauernd schon so oft gefolgt ist, der mit uns durchlebte die verschiedensten Verhältnisse der verschiedensten Menschen, wird uns hoffentlich nicht zutrauen, daß wir uns erlauben werden, eine unserer neuen Geschichten anzufangen mitten in dunkler Nacht auf freiem Felde, einen Lichtschein erblickend, der unter ziemlich eigenthümlichen Verhältnissen erlosch. Wir sind offenherzig genug zu erklären, daß diese Einleitung von Jedem, den sie langweilt, unbedingt überschlagen werden kann; ja, wir setzen hinzu, daß wir selbst nicht ganz genau wissen, wie wir eigentlich zu dieser Einleitung gekommen sind. Mit kurzen Worten wollten wir nämlich sagen, das Erblicken eines Lichtschimmers in dunkler Nacht im freien Felde beschäftige unsere Phantasie nicht minder, als wenn wir durch die nächtlich stillen Straßen der Stadt wandelnd aus einem geöffneten Fenster die Klänge einer Musik vernehmen. Hier aber richten sich unsere Phantasieen sehr nach der Art der Musik; den melancholischen Tönen einer Flöte hört man mit einem mitleidigen Gefühle zu; man bedauert, daß der Virtuos, der sich und seine Nebenmenschen also quält, nichts Besseres als gerade das zu thun weiß; man ist geneigt, die unglückliche Flöte für ein fühlendes Wesen zu halten, das stöhnt und klagt unter den sie umkrallenden Fingern ihres unbarmherzigen Peinigers. Glücklicher Weise tönen die Flöten nächtlicher Weile aus den vierten Stockwerken herab, in einer Entfernung, in der es selbst einer kräftigen Lunge nicht möglich ist, sich allzu bemerklich zu machen; auch sind wohl stille, finstere Höfe die Orte, wo Flötenconcerte gedeihen, zuweilen aber auch der Zwischenstock irgend eines ansehnlichen Hauses, in

dem sich unten ein Spezereiladen befindet. Und das ist alsdann für die Nachbarn eine Flötenkrankheit mit gefährlichen und beängstigenden Symptomen.

Der Dichtung Flamm' ist alle Zeit ein Fluch

singt Freiligrath. Und er hat sehr Recht, denn das poetische Gemüth, die lebhafte Einbildungskraft sehen die gewöhnlichsten Dinge meistens auf eine peinliche Art illustrirt; was für einen anderen Menschen blos unerquickliche Flötentöne sind, stellt sich uns dar als das Bild eines blassen jungen Menschen in niederer Kammer, der mit gespitztem Maule in die unglückselige Flöte hineinbläst, während seine langen, dünnen, Winters mit Frostbeulen versehenen Finger unheimlich wie Spinnenfüße auf den Löchern des Holzes herumkriechen.

Auch Guitarrenklänge machen aus den eben angeführten Gründen keine angenehme Wirkung auf uns. Das Geschnarr der Saiten, die vielen falschen Töne, die mit unterlaufen, und dann die Lieder, die wir hören müssen, die alten, bekannten Lieder, die uns so Vieles in's Gedächtniß zurückrufen, — alles das vergegenwärtigt uns zu lebhaft und zu grausam eine Zeit, wo wir noch halb im Flügelkleide steckend das Schönste auf den Fluren suchten und nach der Mädchenschule gingen, um der Erkorenen unseres Herzens einen Strauß Rosen und Vergißmeinnicht zuzustecken, und das sehr heimlicher Weise, denn wehe unserer aufkeimenden Liebe, wenn sie vom Mädchenschullehrer entdeckt oder von einem mißgünstigen Nebenbuhler verrathen wurde. Das war jene flegelig-bummelige Zeit, wo wir uns im ersten Schmerz unerwiderter Liebe den ersten Rausch tranken, um alsdann beim ersten Katzenjammer die erste Guitarrelection zu nehmen. Wollten doch auch wir mit Saitengekreisch das berühmte Lied singen können:

Dich verlieren, — soll ich dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?

das gefühlvolle Lied, dem die Flamme unseres Freundes, wie er uns „auf Cerevis“ versichert, nicht widerstanden habe. Wir glauben, so gut wie jeder gefühlvolle Mensch in seinem Leben einen Vers gemacht, so hat er auch in einer Zeitperiode die Guitarre an seinen Busen gedrückt und die jammervollen Töne, die er den Saiten entlockt, mit seinem Innern im Einklange gefunden.

Die erste Stunde.

So lassen wir denn also Feld und Wald hinter uns in nächtliche Schleier gehüllt, beachten nicht die aufblitzenden und verlöschenden Lichter, und wandeln durch die stillen Straßen der Stadt, an den Häusern vorüber, deren Fenster meist dunkel sind, aber oft weit geöffnet, wo es dann gerade ist, als athmeten die stillen Gebäude in vollen Zügen die nach dem heißen Tage so wohlthätig kühle Nachtluft ein. Langsam schreiten wir dahin, und beschleunigen nur unsere Schritte, wo wir den Ton einer Flöte oder Guitarren-Seufzer vernehmen, bleiben dagegen gerne stehen, wo zu uns heraus so klar und deutlich durch die Stille der Nacht die volltönenden Klänge eines guten

Flügels dringen, den eine kundige Hand spielt, — eine kundige Hand, die vom Herzen geleitet wird. Nicht die Lieder fesseln uns, die gerade Mode sind, es müßte denn sein, sie würden so vorgetragen, daß man mit dem Componisten und Sänger fühlen kann, daß wir mit ihm das Leid und die Freude empfinden, welche seine Weise ausdrücken soll, daß wir mit ihm ziehen sehnsüchtig nach fernen Ländern, oder daß wir wehmüthig rückwärts blicken auf unsere dahin geschwundene Jugendzeit.

Da haben wir vor uns so ein Fenster, aus dem Pianofortetklänge dringen, wie wir sie gerne hören; es ist im zweiten Stock eines ansehnlichen Hauses, die Jalousieläden sind geschlossen, doch stehen die Glasflügel der Fenster offen; das ergibt sich aus der Deutlichkeit des Tones, wie er zu uns herausdringt. Es sind dort oben mehrere Fenster erhellt, vier neben einander, und wenn wir aufmerksam lauschen, so ist es uns gerade, als vernehmen wir auch lachende und plaudernde Stimmen und zuweilen das Klingen eines Glases; dazwischen aber ertönt das Piano, und nicht in solchen Weisen, wie sie wohl zum freudigen Aneinanderstoßen der Gläser passen. Hier würde es uns gar nicht wundern, wenn wir auf einmal eins der alten Trink- und Gesellschaftslieder hörten:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben

oder:

An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen hoch und hehr.

Es würde das ganz gut passen zu der lauen Mondscheinnacht, zu den fröhlichen Stimmen, zu dem so bezeichnenden Klingen der Gläser.

Aber die Musik tönt ernst dazwischen; die Meisterhand, welche aus den leblosen Tasten dieselbe hervorzaubert, läßt sie daherbrausen in gewaltigen, wilden, wie schmerzerfüllten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0019-9

ungeduldigen Accorden, und wenn wir je zuweilen ein Piano vernehmen, so ist es eine leise Klage, ein Ausdruck der Schwermuth, wenigstens der Unzufriedenheit.

Sollten die vier erleuchteten Fenster zwei Wohnungen bilden? Dann wäre es uns erklärlicher, dort den Scherz, die Lustigkeit, hier Ernst, ja Trauer walten zu hören. Aber das scheint nicht so zu sein; jetzt bemerken wir einen Schatten beim ersten Fenster, der nun nach einer kleinen Pause am zweiten, dann am dritten und vierten sichtbar wird. Weßhalb uns das Treiben der Leute da oben interessirt, wissen wir im Augenblick nicht anzugeben. So könnten wir sprechen, wenn wir minder aufrichtig wären, da wir uns aber nie mit derartigen Verstellungen abgegeben, so erklären wir dem geneigten Leser einfach, daß dort oben hinter den vier erleuchteten Fenstern unsere wahrhaftigen aber sehr einfachen Geschichten beginnen, und laden ihn ein, uns dort hinauf zu folgen. Sollte aber Jemand nach unserem gemeinschaftlichen Spaziergange bis hieher unsere fernere Bekanntschaft nicht fortzusetzen wünschen, so können wir nichts thun, als ihm oder ihr bedauernd eine gute Nacht und einen sanften Schlaf wünschen.

Droben hinter den vier erleuchteten Fenstern befinden sich Gesellschaftszimmer und Salon des Commerzienrathes Duvallet, eigentlich Zimmer der Frau Commerzienräthin; denn er, sonst des Hauses Gebieter, war in diesen Räumen, die bei festlichen Gelegenheiten geöffnet wurden, nur geduldet. Die Frau Commerzienräthin verwahrte die Schlüssel dieser Appartements bei sich, hüllte am andern Morgen nach irgend einer großen Geschichte eigenhändig Sopha und Stühle in Ueberzüge von weißem Baumwollenstoff, umhing den Kronleuchter mit einem sogenannten Fliegengarne, schloß die Jalousieläden und pflegte dann zu sagen, nachdem sie wohlgefällig ringsum geschaut: „So, jetzt sind die Zimmer

auch wieder, wie sie sein sollen." Man muß aber aus dieser Aeußerung nicht den Schluß ziehen, als sei Madame Duvallet eine Feindin der geselligen Vergnügungen oder öffne ihr Haus Bekannten und Freunden nicht gerne. — Im Gegentheil; so wie sie bei andern Leuten gerne gesehen war, so sah sie auch gern andere Leute bei sich, und neben den nothwendigen, sich nicht in chronologischer Ordnung folgenden Einladungen zum Thee oder Kaffee trank die Commerzienräthin ihren Kaffee in einem Montagskranz und ihren Thee in den drei wöchentlichen Abendsitzungen des Vereins für alte hülfsbedürftige Jungfrauen, für verwahrloste Kinder von Taglöhnern und in der anonymen Gesellschaft zur Erzielung ordentlicher Dienstboten weiblichen Geschlechts, bei welch' letzterer Gesellschaft ein Tugendpreis gestiftet worden, der aber in den letzten Jahren verschiedener Umstände halber nicht mehr ausgetheilt werden konnte.

Die Commerzienräthin war eine große und sehr corpulente Frau; unter ihrem breiten, offenen und freundlichen Gesichte zeigte sich ein behäbiges Doppelkinn; ihre Taille war im Lauf der Jahre so ziemlich verschwunden, und nur, wenn die gute Frau herzlich und laut lachte, was sehr häufig geschah, konnte man allenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, wo sie in der Jugend ihre Gürtelbänder getragen. Wie es mißvergnügte und finstere Menschen gibt, deren üble Laune ansteckend ist und bei deren Erblicken einem die ganze Atmosphäre mit Essig geschwängert zu sein scheint, oder die uns einen zusammenziehenden Geschmack wie von Alaun zurücklassen, ebenso gibt es auch Leute, deren Heiterkeit und frohe Laune sich auf's Angenehmste allen den hiefür empfänglichen Seelen mittheilt, welche mit ihnen umgehen. So eine Natur war Madame Duvallet; sie strahlte ordentlich Vergnügen und Wohlwollen aus; ihre lebhaften und einst sehr hübschen Augen

leuchteten immer heiter und schalkhaft; um ihre Mundwinkel spielte ein unaussprechliches Behagen und wetterleuchtete es bei jedem freundlichen Gruße, so daß man bei der kleinsten Aufforderung, bei einem einigermaßen anregenden Worte eines herzlichen Lachens gewiß sein konnte. Es gab schalkhafte Freunde genug, ältere Bekannte des Hauses, die stets ein Wort in petto hatten, welches Madame Duvallet zum Lachen brachte, wobei dann nichts komischer war, als wenn die wohlbeleibte Dame den stets mißlungenen Versuch machte, sich über ihre eigene Lustigkeit zu ärgern und ihr Gesicht finster zu verziehen.

Herr Duvallet war von Geburt ein Franzose; sein Vater, aus Frankreich emigrirt, hatte sich in der deutschen Residenz niedergelassen, und um sich fortzubringen sowohl Sprach- als Tanzunterricht gegeben. Der jetzige Commerzienrath war zu Anfang des Jahrhunderts in Deutschland geboren, lernte mit Leichtigkeit sowohl die Sprache seiner neuen wie die seiner alten Heimat; der Vater unterrichtete ihn selbst, bestimmte ihn zum Handelsstande und fand auch für den munteren, aufgeweckten Knaben eine Lehrstelle in einem angesehenen Kaufmannshause.

Sowohl im Aeußern wie im Innern war der Commerzienrath das vollkommenste Gegentheil von seiner Frau; eher klein als groß, war er mager und hatte schwarzes Haar, während Madame Duvallet in ihrer Jugend auf ihre schönen blonden Locken stolz gewesen war. Wenn der Commerzienrath auch gerade keine finstere Gemüthsart hatte, so sah man ihn doch nicht allzuhäufig lächeln, lachen eigentlich nie; dagegen war er sehr mittheilsam, sprach gut, klar und bestimmt, und ebenso waren auch seine Befehle im Haus und auf dem Comptoir. Die Bewegungen seines Körpers paßten vollkommen zu der Energie, mit der er seine Anordnungen traf und darüber wachte, daß diese

ausgeführt wurden. Was das letztere anbelangte, so traute er nur seinen eigenen, sehr scharfen Augen, weßhalb denn auch die Commis, Lehrlinge und Knechte in keinem Magazin des weitläufigen Hauses sicher waren, Herrn Duvallet nicht plötzlich vor sich stehen zu sehen und zu bemerken, daß ihm ein einziger Blick genügte, um irgend eine kleine Unordnung zu finden, habe sich dieselbe auch in die entfernteste Ecke des Gewölbes zurückgezogen.

Die Ehe des Commerzienrathes war erst nach Verlauf von mehreren Jahren mit einer Tochter gesegnet worden, welches Kind Vater und Mutter grenzenlos liebten. Freilich hatte Herr Duvallet bei ihrer Geburt achselzuckend gesagt: „es hätte auch ein Bube sein können," und auch später zuweilen, als Jahr um Jahr verstrich, und sie das einzige Kind blieb, hatte er dies Wort bei sich wiederholt und mit der stillen Bemerkung: „es wäre Schade, wenn das Geschlecht der Duvallet mit mir aussterben sollte. Dieser Name hatte einen guten Klang in Frankreich; les Duvallets," sprach er alsdann in tiefem Nachdenken vor sich hin, und konnte wohl leise hinzufügen: „les Seigneurs Duvallets. — Ah! wer kann das Schicksal ändern; es ist doch vielleicht gut so."

Daß aber der Commerzienrath seine ganze Sorgfalt, all' seine Zärtlichkeit auf die einzige Tochter concentrirte, zeigte er in der Liebe, in der Umsicht, mit welcher er die Spiele des Kindes zuerst beaufsichtigte und später Sorge trug für die Erziehung des heranwachsenden Mädchens.

Alice Duvallet war jetzt sechzehn Jahre alt und ein auffallend schönes und dabei gutes und freundliches Mädchen von tiefem, weichem Gefühl und großer Herzlichkeit. Sowohl das Innere wie das Aeußere von Vater und Mutter war in ihr zu einem harmonischen Ganzen vereinigt; an ihr sah man des Vaters feine, schlanke Figur,

seine kleinen, aristokratischen Hände und Füße, angenehm verbunden mit den runden Formen der Mutter. Von der Letzteren hatte sie die wunderbarsten hellblonden Haare, während ihr dunkles, feingeschlitztes Auge, sowie die zierlich gewölbten, ebenfalls dunklen Brauen an den Vater und dessen Heimat erinnerten. Auch ihr Inneres hielt auf's Glücklichste die Mitte zwischen beiden Eltern; man konnte sagen: ein gutes Schicksal theilte ihr von den Eigenschaften jedes derselben so viel mit, um ihr Gefühl und ihr Herz so zu bilden wie es war — ein wunderliebliches Ganze, wohlthuend, beglückend für ihre Umgebung.

Alice hatte den Ernst, die Energie ihres Vaters, welche aber gemildert waren durch die Heiterkeit ihrer Mutter. Wie diese lachte sie gern, doch bedurfte es schon einer in der That komischen Veranlassung, oder, wo diese sich nicht ergab, die vor Glückseligkeit funkelnden Augen der Commerzienräthin, um die Tochter ebenfalls zu einem Ausbruch von Lustigkeit mit fortzureißen, welche dann aber gleich wieder gehemmt wurde durch einen ernsten Blick des Herrn Duvallet oder ein leise ausgesprochenes: „Aber Alice!"

Daß der Commerzienrath bei gelungenen Speculationen sowie bei langjährigem Fleiße ein wohlhabender, vielleicht ein reicher Mann geworden sei, vermutheten Bekannte und Geschäftsfreunde. In seinem Leben, in seinen Ausgaben sah man nichts davon; er hatte seit langen Jahren die gleiche Wohnung im zweiten Stocke des elterlichen Hauses seiner Frau inne, ein mäßiges Appartement, das wohl den Bedürfnissen der Familie entsprach, das aber durchaus in keinem Verhältniß stand zu dem Vermögen, das man berechtigt war ihm zuzuschreiben. Wenn Herr Duvallet auch sein Geschäft den Anforderungen der Zeit gemäß von Jahr zu Jahr vergrößerte, so geschah das doch nicht in dem Maßstabe, daß er dazu seine bereits erworbenen Capi-

talien hätte aufbrauchen können; wo er seine übrigen Fonds placirte, wußte keiner seiner Geschäftsfreunde, und wenn er auch hie und da mit Sachkenntniß und sicherem Blick in Staats- und anderen Papieren speculirte, so war das doch nur vorübergehend zu gewissen und meistens für ihn günstigen Zeitpunkten, die ihm dann auch wieder neue Capitalien machten, über deren Verwendung aber, wie schon vorhin bemerkt, Niemand, nicht einmal die Commerzienräthin, die geringste Kenntniß hatte.

Was indessen Madame Duvallet anbelangte, so machte ihr diese Ungewißheit nur insofern zu schaffen, als sie es lieber gesehen hätte, wenn der Commerzienrath geneigt gewesen wäre, auch einen Theil dieses wohlerworbenen Reichthums vor den Augen der Welt zu zeigen, sei es durch eine größere Wohnung im ersten Stocke, durch ein elegantes Ameublement, durch eine eigene Equipage oder dergleichen, — Wünsche, deren Erfüllung Herr Duvallet freundlich aber bestimmt von der Hand wies, so oft Madame auf direktem oder indirektem Wege, vielleicht durch eine gute Freundin, etwas davon zur Sprache brachte, und man mußte schon gestehen, daß, so hartnäckig der Commerzienrath an seiner Wohnung im zweiten Stocke festhielt, er eben so wenig dazu zu bringen war, die alten Möbel, welche seine Frau von den Eltern ererbt, gegen neue umzutauschen, deren Vorzug, wie er nicht mit Unrecht behauptete, eben nur darin bestand, daß sie neumodischer und vielleicht unbequemer waren.

So sah man denn in der Wohnung bei Duvallets lauter alte, ehrwürdige Geräthe, gut erhalten und mit schönen Stoffen bezogen, aber von einer Form, wie wir sie uns nur aus der Kindheit erinnern. Daß sie unbequem seien, konnte man gerade nicht sagen, und so ein altmodisches Sopha mit seinen weit geöffneten, gut gepol-

sterten Armen hatte schon seine Vorzüge gegen einen seiner jungen Nachkommen, bei denen nur zu oft äußerer Glanz und Schein die inneren Vorzüge ersetzen muß.

Da nun aber der Commerzienrath zweckmäßige Erfindungen der neueren Zeit nicht ausschloß, und man zum Beispiel auf einem altmodischen Tischchen neben dem ehrwürdigen Kachelofen die neuesten Pariser Carcelllampen sehen konnte, so gewährte die ganze Einrichtung einen etwas wunderlichen Anblick, worüber die gute Madame Duvallet bei ihren Kaffeekränzchen und Theegesellschaften manchen kleinen Stich von in diesem Punkte bevorzugteren Freundinnen hinnehmen mußte, dies aber auch in ihrer unverwüstlichen Heiterkeit mit dem besten Humore that, indem sie sogar mit der größten Selbstverleugnung in den Neckereien da fortfuhr, wo die Bekannten aufhörten.

Daß aber dergleichen Neckereien vor den Ohren des Herrn Duvallet nicht laut werden durften, glauben wir nicht erst erwähnen zu müssen; er hing mit aufrichtiger Pietät an seinen alten Möbeln, die ihm, wie er sagte, ein Bild der vergangenen Zeit gaben, einer Zeit der Arbeit und Mühen, welche ihn aber zum Segen und zum Glücke geführt.

Er liebte es überhaupt, die Tage der Vergangenheit auf seine eigene Art zu feiern, und wenn er auf Namenstage, Geburtsfeste und dergleichen im Allgemeinen nicht viel hielt, so hatte er sich doch einen eigenen Kalender componirt, dessen wichtige Tage mit unsern großen Festen von ihm hochgehalten wurden. Wie zum Beispiel bei ihm der Tag, an welchem seine Eltern das schöne Frankreich verlassen, nie ohne eine ernste Erinnerung vorüber ging, so gedachte er fröhlich des Tages, an welchem damals die Auswanderer die deutsche Residenz betreten. Von allen wichtigen Tagen aber wurde keiner festlicher von ihm be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0026-4

gangen als der, wo er zum ersten Male das Haus seines Principals und späteren Schwiegervaters betreten.

Der kleine Franzose mochte damals sechzehn Jahre alt gewesen sein, und wurde von seinem Vater, der, ebenso an alten Gebräuchen hängend, bis zum Ende seiner Tage nie ohne Zopf gesehen wurde, in steifer Förmlichkeit in das sehr achtbare Kaufmannshaus begleitet. Der Sohn war eine Copie des Vaters, trug wie dieser eine weiße steife Halsbinde, und hatte seinen sehr niedrigen Hut in förmlichster Haltung unter dem Arme. Dieser Anblick mochte sehr komisch auf die kleine Tochter des Handelsherrn eingewirkt haben, denn das achtjährige lebhafte Mädchen, die nachherige Madame Duvallet, brach, als sie des neuen Lehrlings mit der weißen Halsbinde, dem aufwärts frisirten Haar und dem Hute unter dem Arme ansichtig wurde, in ein so unauslöschliches Gelächter aus, daß sie aus dem Zimmer gebracht werden mußte.

Nach erfolgter Annahme des Sohnes zu Hause wieder angelangt, hatte der alte Herr Duvallet in seinen Kalender geschrieben, daß am besagten Tage sein Sohn François bei Monsieur So und So präsentiret worden, bei welcher Occasion die Demoiselle Tochter eine große Hilarité bezeiget, was als ein gutes Omen zu regardiren seie.

Der alte Herr hatte vollkommen Recht gehabt, sofern der Eintritt seines Sohnes in das Haus des Handelsherrn der Anfang des Glücks für den jungen Menschen gewesen war. François Duvallet hatte es auch nie an Fleiß und Strebsamkeit fehlen lassen; er betrachtete sich nicht als Arbeiter, dessen eifrigstes Geschäft nach beendigten Comptoirstunden es ist, die Thüren zu schließen und seiner Wege zu gehen, sondern er sorgte wo er konnte für das Interesse des Hauses, als ob es sein eigenes wäre, und war beschäftigt früh und spät, auf dem Comptoir und im Zollhause,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0027-9

in den Kellern sowie in den Magazinen. Dabei hatte der Sohn des Tanzmeisters ein sehr artiges, abgeschliffenes, ja elegantes Wesen, und wo andere junge Leute seines Alters steif und blöckisch waren, da war sein Benehmen so, daß, wenn in Abwesenheit des Principals irgend ein feiner Kunde kam, der auf denselben wartete, François Duvallet zu ihm gesandt wurde, ihn zu unterhalten, oder auch in Geschäften mit ihm zu reden, was er alsdann mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit that.

Daß ihm hierbei die vollkommene Fertigkeit in der französischen Sprache von außerordentlichem Nutzen war, ist selbstredend; und diese Kenntniß veranlaßte den Principal, François Duvallet, selbst als er noch Lehrling war, auf Reisen zu schicken. — Genug, er blieb auch als jüngster Commis im Hause, er avancirte zum ersten Commis der Magazine, zum Buchhalter, zum Procuraführer und endlich zum Schwiegersohn, als er die gern lachende und einzige Tochter des Hauses zur Frau erhielt.

Wir haben schon früher bemerkt, daß Herr Duvallet mit außergewöhnlichem Glücke gearbeitet; daß er das Vermögen seines Schwiegervaters, beziehungsweise seiner Frau, beträchtlich vermehrt, daran war kein Zweifel. Herr Duvallet mußte ein sehr reicher Mann sein, das versicherten einstimmig alle Banquiers der Residenz, und wenn auch keiner unter ihnen war, der behaupten konnte, er habe Capitalien für Herrn Duvallet angelegt oder bedeutende Gelder des Hauses in Händen, so war doch ebensogut keiner unter den Geldleuten, der ihm nicht einen unbegrenzten Credit gegeben hätte.

Der Tag, dessen wir soeben erwähnt, der Eintritt François Duvallets in das Haus seines künftigen Schwiegervaters, war es, welcher heute Abend gefeiert wurde; ihm zu Ehren waren die beiden Zimmer festlich beleuchtet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0028-5

und wenn auch an diesem Abende keine Damen zugegen waren, so hatte Madame Duvallet der Wichtigkeit des Festes willen doch ihre Möbel von den weißen Ueberzügen befreit.

Die weiblichen Bekannten seiner Frau bei solchen Gelegenheiten einzuladen, liebte der Commerzienrath nicht. „Die verstehen es nicht und finden keinen Geschmack daran, wenn man von der Vergangenheit spricht," pflegte er zu sagen; „ja die meisten der an sich sehr würdigen Damen würden es übel nehmen, wenn ich, was die Zeit vor zwanzig Jahren anbelangt, an ihr Gedächtniß appelliren wollte."

Da Madame Duvallet dagegen nichts einwenden konnte und wollte, so hatte der Commerzienrath auch am heutigen Abend die Einladungen selbst besorgt, und nun saßen sie da um den runden Familientisch, seine langjährigen Bekannten und erprobten Freunde, einstens als Schul- und Spielkameraden lustige, oft übermüthige Bursche, jetzt natürlicher Weise gesetzte und höchst ehrbare Geschäftsmänner, ernsthafte Beamte und würdige Väter der Stadt.

Aus den Resten des Soupers, welche man noch auf dem Tische stehen sah, konnte man entnehmen, daß dieses ein außerordentlich gutes, ja feines gewesen sein mußte. Was das Service anbelangte, so gehörte es sowohl wie die übrigen Mobilien einer längst vergangenen Zeit an und nahm sich in seinen eigenthümlichen Formen, mit den schnörkelhaften Verzierungen und der bunten Malerei, seltsam genug aus, hätte aber dem Auge eines Kenners wohlthun können, wenn Teller, Gläser und das Uebrige nur einigermaßen zusammengepaßt hätten. Wo aber irgend eins der alten Stücke zerbrochen war, da fiel es dem Commerzienrath nicht ein, es durch eins der gleichen Gattung ersetzen zu lassen; er hätte es nicht über sich ver-

mocht, diese Auslage zu machen, und der gewöhnlichste Teller, das einfachste Glas mußte die Stelle seines reich verzierten Vorgängers vertreten.

Die Herren befanden sich im Wohnzimmer, und auf dem Tische, an dem sie plaudernd und rauchend saßen, standen alte bestaubte Weinflaschen, ebenfalls Zeugen einer längst vergangenen Zeit, die aber mit ihrem Inhalte dem feinsten Kenner willkommen gewesen wären. Daß dieser Inhalt kräftig und erheiternd war, sah man an den leuchtenden Blicken der Umsitzenden, hörte man aus ihrem animirten Gespräch, sowie aus abgebrochenen Melodieen uralter bekannter Lieder, die plötzlich wie eine Rede illustrirend ohne besondere Veranlassung ertönten.

Es mochten mit dem Hausherrn acht der Freunde hier versammelt sein, zwischen denen man als einzige Frau Madame Duvallet mit sehr heiterem Gesichtsausdrucke bemerkte. Neben ihr saß der Stadtrath Scheidel, der ein seit vielen Jahren bekanntes Gesprächsthema auf gerade nicht neue Art variirte; er unterhielt nämlich seine langjährigen Bekannten zum Gott weiß wie vielsten Male von den Gefühlen, die sein Herz, das eines jungen, der Schreiberei beflissenen Menschen, berührt hätten, als er damals mit den scharfen Augen eifersüchtiger Liebe entdeckt, wie François Duvallet der erkorene Glückliche sei.

„Die Schreibstube im Rathhause," seufzte der alte Stadtrath, „wüßte davon zu erzählen; es waren finstere Gedanken, die mich beschäftigten, fast Selbstmordideen, und wer weiß, was geschehen wäre —"

„Wenn Sie nicht glücklicher Weise zu jener Zeit," erwiederte lachend die Commerzienräthin, „gegenüber Ihren Fenstern der Schreibstube des Rathhauses die künftige Madame Scheidel entdeckt hätten."

„Ja, aber deren erster Anblick mich eigenthümlich traurig

machte," versetzte der Vater der Stadt, nachdem er mit sehr gespitztem Munde und halb geschlossenen Augen einen langen Zug aus seinem Kelchglase gethan. „Neben ihr stand nämlich dazumal ein junger Mann, den ich nicht kannte und der vertraulichen Stellung nach für einen begünstigten Nebenbuhler halten mußte.

Alles fühlt der Liebe Freuden,
Alles tanzt und lacht und küßt,

dacht' ich und zerbiß meine beste Schreibfeder."

„Und du sollst die Liebe meiden,
Weil ein Schwarzer häßlich ist,"

fiel ihm sein Nachbar, ein wohlgenährter Fabrikant, in die Rede.

„Schwarz war ich allerdings," erwiederte der Stadtrath; „ob ich aber gerade häßlich genannt werden konnte, darüber bitte ich unsere liebenswürdige Nachbarin zu vernehmen."

„Nein, häßlich war der Scheidel gerade nicht," nahm ein Anderer der alten Herren das Wort, einer, der sehr bedächtig sprach und zwischen jedem Satze einen Zug aus seiner Cölner Pfeife that. „Häßlich gerade nicht, er ging so mit. Der gute Scheidel war ein mageres, schwarzes Ding, von dem man glaubte, es äße sich nie recht satt, oder es mache sich allzuviel Bewegung. Er hatte etwas von einem schwarzen Rattenfänger an sich und war überall zu sehen. — So sagten nämlich damals alle Mädchen meiner Bekanntschaft."

„Ja, in dem Punkt war er ein verfluchter Kerl," meinte der Fabrikant, „und," setzte er hinzu, indem er die Hand an den Mund hielt, als wolle er etwas im Vertrauen mittheilen, dabei aber nicht im Geringsten leise sprach, „unsere verehrungswürdige Freundin dort kann sich gratuliren, daß ihr Herz nicht von den Pfeilen seiner glühenden Augen

verletzt wurde, als er am Rathhausfenster vor seinem Schreibpulte stand, denn er soll sich, was das Herumschnüffeln anbelangt, noch nicht stark gebessert haben."

Herr Scheidel wollte in die Höhe fahren, um zu einer großen Rechtfertigung anzusetzen; doch hatte sein Blick etwas Triumphirendes, was immer bei ihm sichtbar wurde, wenn man ihn in Abwesenheit seiner Frau für einen Don Juan, Lovelace oder sonstigen berühmten Verführer ausgab.

„Laß' gut sein, Scheidel," sprach der Hausherr, „wir, Deine genauen Freunde, wissen, daß diese Beschuldigung ungerecht ist. Seit Du bei Deiner Liebsten und nachherigen Frau Erhörung fandest, bist Du ein exemplarischer Ehemann gewesen, und ich bin überzeugt, wenn Du selbst einmal in Gedanken gefehlt hättest, würdest Du das beim nächsten Buß- und Bettag Deiner Frau gebeichtet haben."

Zwischen diesen Reden, die beim Klingen der Gläser und dem fleißigen Zusprechen der staubigen Flaschen um den Tisch flogen, drangen aus dem Nebenzimmer die Töne des Pianoforte, wie wir sie vorhin schon auf der Straße gehört, jetzt in kräftig angeschlagenen Accorden, dann in leisen Klängen, die schmerzlich zu klagen und von tiefen Leiden zu sprechen schienen, zuweilen aber in greller Lust wie in erzwungener Heiterkeit emporloderten, um dann für den Augenblick mit einer Dissonanz zu schließen.

Der alte Herr, der so bedächtig sprach und aus der Cölner Pfeife rauchte, ein Steuereinnehmer, hatte ein dickes wohlgenährtes Gesicht, und der Fabrikant daneben pflegte von ihm zu sagen, er habe einen merkwürdigen Kopf, denn er könne sich an die Stirne treffen, wenn er mit der Hand auf sein Hinterhaupt schlage. In der That besaß er eine stattliche Glatze von einer fast komischen Glätte und Politur, welche an beiden Schläfen mit wucherischen, drohend emporstehenden, struppigen Haaren bekränzt war. Er that einen

bedächtigen Zug aus seiner Pfeife, zeigte dann mit dem Kopfe derselben auf die Thüre des Nebenzimmers und sagte:

„Was der jetzt wieder, so lange er am Clavier sitzt, zusammentrommelt! Findet Einer von euch Sinn und Verstand darin? Das weiß der liebe Gott, wie die heutige Jugend Musik treibt!“ fuhr er fort, indem er die Achseln sehr hoch emporzog; „das ist ein Gallimathias und ein kunterbunter Durcheinander, daß Einem der Kopf ebenso wirbelig davon werden muß, wie er den jungen Leuten, die sich Musiker schimpfen lassen, ohnehin schon ist.“

„Allerdings, er hat Recht,“ nahm Herr Stadtrath Scheidel das Wort. „In unserer Jugend haben wir auch Musik getrieben, und wie man uns versichert, spielten wir gerade nicht schlecht; aber dergleichen Faxen, wie man sie heute machen hört, haben wir so einem unglückseligen Clavier nicht zugemuthet. Wir spielten Lieder, aber Lieder, die Jemand singen konnte, ohne sich die Zunge zu verrenken, eine anständige Sonate, ein ruhiges Menuett, überhaupt gelassene Melodieen, wobei sich ein vernünftiger Mensch auch etwas Vernünftiges denken konnte.“

„Da eben liegt's,“ sagte der Mann mit der hohen Stirne in bestimmtem Tone, „die Gedanken von damals und jetzt. Unsere Phantasieen waren ruhig und ehrbar.“

„Höchstens blickten wir sehr anständig nach den Töchtern unserer Nachbarn,“ meinte der Fabrikant mit einem Seitenblick auf Herrn Scheidel.

„Ja, ja,“ sprach Herr Duvallet; „und wenn wir sangen:

Du, du liegst mir im Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn,
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin,

so sprachen wir eben unsere Meinung aus und verriethen unsere Gedanken."

„Was für Gedanken könnt Ihr denn aber aus dem Mischmasch errathen, den der da spielt?" nahm der Steuereinnehmer wieder das Wort. „Hört doch einmal einen Augenblick zu und sagt mir ehrlich, wie es euch vorkommt."

„Mir klingt es gerade," sagte der Stadtrath, „als wenn unsere städtischen Musikanten in der Neujahrsnacht aufspielen wollten und stimmten vorher ihre Instrumente."

„Es ist ganz natürlich so," sprach der Fabrikant, „als wenn man die Spinnmaschine anlaufen läßt, und Riemen und Räder schnurren durcheinander und klappern und rauschen ohne Sicherheit, bis endlich einmal Alles im Gange ist."

„Ja, das ist der Lauf der Welt," meinte kopfnickend Herr Duvallet, „die Zeichen der Zeit: Ueberstürzen und rastloses Jagen, einem glänzenden Ziele zu, das anfänglich hie und da trügerisch auftaucht und am Ende weder mehr zu erblicken noch viel weniger aber aufzufinden ist."

„Es ist doch sonst ein ordentlicher Mensch, der Victor," sagte der Fabrikant.

„O ja," erwiederte der Commerzienrath, „bis auf seine Marotte, Musiker, Componist zu werden."

„Aber er soll doch recht viel Talent haben," mischte sich Madame Duvallet etwas schüchtern in das Gespräch. „Sein alter Lehrer sagt das, und auch der Kapellmeister des Hoftheaters, den ich neulich vertraulich gefragt."

„Der Kapellmeister des Hoftheaters!" sprach achselzuckend der Steuereinnehmer; „daß so Einer sich natürlicher Weise freut, wenn wieder einmal ordentlicher Leute Kind zu ihnen übergeht, das finde ich so begreiflich wie nur was. Was ist aber Musikant und Componist? Ich

sage mir immer und habe mich selten geirrt: je ordentlicher und solider der Staatsbürger, um so mehr Steuern zahlt er. Nun aber frage ich euch, wie steht's in dem Punkt mit den Musikanten und allem dem, was drum und dran hängt?"

„Schon die alten Folianten
Warnten uns vor den Schnurranten,
Komödianten, Musikanten,"

recitirte der Stadtrath. „Und was das Volk Einem auf dem Rathhause für Mühe macht, davon habt ihr gar keine Idee. Heirathsgesuche ohne Nachweis eines genügenden Nahrungszweigs, denn die paar tausend Gulden, die so Einer oder so Eine verdient, die sollte man eigentlich von Rechtswegen gar nicht gelten lassen."

„Bei Victor ist es obenhin das Traurige, daß er ein recht hübsches Vermögen besitzt," bemerkte der Hausherr, „und ich fürchte sehr, das ist auch der Grund, weßhalb seine Lehrer und sogenannten Freunde Talent bei ihm entdecken wollen. Ich kann das ja leider Gottes nicht beurtheilen, und das beunruhigt mich. Hätte er wirklich große Fähigkeiten," setzte er achselzuckend hinzu, „so würde ich mich allenfalls darein finden."

„Vorderhand aber arbeitet er noch auf Deinem Comptoir?" fragte der Fabrikant.

„Er läßt sich dort zuweilen sehen, weil es sein Vater, mein langjähriger Geschäftsfreund, vor seinem Tode so bestimmt und sein Ausschreiben aus dem Kaufmannsstande von meiner Einwilligung abhängig gemacht hat. — Aber was thut er im Geschäfte? Statt einen Brief zu schreiben oder Waaren zu untersuchen, blickt er zerstreut zum Fenster hinaus, summt eine Melodie vor sich hin, oder treibt zum Scandal der Commis und Lehrlinge noch Schlimmeres. Hat er doch neulich zwischen die Linien des Hauptbuches

eine ganze Reihe Noten geschrieben. Mein erster Buchhalter wurde bei dem Anblick fast vom Schlage getroffen. Ja, wenn ich genau wüßte, daß er wirklich große Talente hat!" setzte Herr Duvallet fast kummervoll hinzu.

„Es ist eigentlich Schade," bemerkte der Stadtrath nach einer Pause, und während er sprach, blickte er aus seinen Augenwinkeln lauernd auf die Commerzienräthin, „daß sich der junge Mensch nicht mächtig nachgezogen fühlt von dem großen kaufmännischen Genie unseres hochverehrten Freundes Duvallet; denn da unser hochverehrter Freund selbst keinen männlichen Sprößling besitzt, so hätte sich in dem angegebenen Falle, daß nämlich Victor eine Zierde des Comptoirs geworden wäre, die gleiche glorreiche Geschichte wiederholen können, welche unsern hochverehrten Freund — diesen unermüdlichen Arbeiter, diesen — diesen treuen Hüter —"

„Der gute Scheidel scheint mir zu einer Rede auszuholen," meinte der Steuereinnehmer leise gegen den Fabrikanten.

Auch Herr Duvallet schien das zu ahnen, und da er ein Feind aller Toaste war, weil er nicht die Gabe besaß, sie zu erwiedern, so fiel er seinem würdigen Freunde in die Rede, indem er sagte:

„Ach! ich verstehe Dich; ja, ich will nicht läugnen, daß ich es vielleicht gerne gesehen hätte, wenn Victor den Kaufmannsstand mit Liebe und Talent ergriffen hätte. Da dem aber leider nicht so ist, so freut es mich in der That," — dies sprach er mit leiserer Stimme, — „daß die beiden jungen Leute sich völlig wie Bruder und Schwester betrachten, ja, daß Victor eine Theilnahmlosigkeit für Alice zeigt, die mich bei den angegebenen Verhältnissen glücklich macht."

„Der Stadtrath schien durch das eben Gehörte recht befriedigt zu sein; er tauchte sein Kinn behaglich in die

Halsbinde; ein freundliches Lächeln umspielte seinen gespitzten Mund, und nachdem er sein Glas erhoben und seine Blicke fest auf den Hauswirth gerichtet hatte, sprach er:

„Ich habe da vorhin einen glorreichen Moment in dem Leben unseres hochverehrten Freundes berührt, auf den zurückzukommen ich nicht unterlassen kann; da ich aber weiß, daß unser hochverehrter Freund und Hauswirth ein Feind vieler Worte ist, so fasse ich mich auf's Allerkürzeste, bitte euch aber, die Gläser zu füllen und sie mit dem Wunsche auszutrinken, daß wir, die treuen Freunde des Hauses, noch lange Jahre im Stande sein mögen, mit unserem liebenswürdigen Wirthe die Erinnerung des heutigen Abends festlich und froh zu begehen."

Damit stand der Stadtrath würdevoll auf, faßte zierlich seinen Kelch zwischen Daumen und Zeigefinger und stieß unter einer freundlichen Verbeugung mit der Commerzienräthin an, worauf sich auch die übrigen Herren erhoben, und einen Moment lang das Klingen der Gläser so stark war, daß es sogar die Musik aus dem Nebenzimmer übertönte.

Dort erschien in diesem Augenblicke Alice Duvallet, — in der That eine liebliche Erscheinung. Man konnte nichts Eleganteres sehen, als ihre schlanke und doch volle Gestalt, hervorgehoben durch das einfache weiße Hauskleid; ihre elastischen Bewegungen hatten etwas ungemein Weiches, ja Hingebendes, das aber mit dem ganzen Eindruck, den diese prächtige Gestalt machte, wieder verwischt wurde durch die freie, entschlossene Haltung des Kopfes und durch den Ausdruck ihres Gesichtes selbst, in welchem aber auch das Weiche und das Harte sich auf eine liebliche Art mischten. Die hohe weiße Stirn, das volle blonde Haar und der feine Mund kennzeichneten die Sanftmuth, die lieblichste Hingebung selbst, namentlich wenn Alice, was aber nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0037-5

zu häufig vorkam, den Kopf senkte und die Augenlider träumerisch herabfallen ließ, wobei alsdann ein reizendes Lächeln um ihren Mund spielte. Verschwand aber dieses Lächeln, um aus irgend einem Grunde einem ernsten Ausdrucke Platz zu machen, so öffneten sich unwillkürlich ihre Lippen, man sah die schneeweißen Zähne hervorblitzen, und wen in einem solchen Momente der Blick des schwarzen glühenden Auges fest und ausdrucksvoll traf, der fühlte sich ergriffen, aber nicht selten auch zurückgedrängt von der Gewalt und Hoheit, welche in diesem Blicke lag.

Das junge Mädchen blieb unter der Thüre stehen und schaute lächelnd auf die Gruppe der alten Herren, die nach dem Zusammenstoß mit den Gläsern beschäftigt waren, diese zu leeren.

„Unser Toast," rief ihr der galante Stadtrath entgegen, „oder vielmehr der Wunsch, der in ihm lag, ist jedenfalls über den Sternen erhört worden; denn im Augenblicke, wo ich ihn aussprach, erscheint uns ein Engel, um die Gewährung unserer Bitte zu verkündigen."

„Dieser alte Scheidel wird nie anders," sagte der Steuereinnehmer zum Commerzienrath; „man sollte ihm wahrhaftig das Haus verbieten; er gibt den jungen Leuten ein gar zu schlechtes Beispiel."

„Laßt ihn nur," sprach begütigend der Fabrikant, der diese Worte vernommen; „es ist ein wunderschöner Abend dieser Abend, und Jeder soll nach besten Kräften froh sein. Ich möchte gar zu gerne Eins singen, weißt du, Duvallet

Reich' mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Wein,

das hat uns die kleine Alice vor Jahren gesungen; aber die erwachsene —"

„O die erwachsene," fiel ihm das schöne Mädchen

lachend in die Rede, „würde es noch ebenso gerne thun, wenn —"

„Nicht schon Mitternacht vorüber wäre," unterbrach sie der Steuereinnehmer kopfschüttelnd. „Alles hat seine Zeit, du alter, lustiger Knabe. Das hat ja schon der hochweise und höchstselige König Salomo gesagt, obgleich er auch ein flotter Bursche war."

„Ja, eben deßwegen," sprach der Hauswirth mit einem leichten Lächeln, „weil nämlich Alles seine Zeit hat, so glaube ich, es wäre jetzt der richtige Moment, ein lustiges Lied zu singen."

„Bravo! Duvallet, so ist's recht!" rief der Stadtrath; „wenn nur der Victor zu was zu brauchen wäre und uns eins aufspielte!"

„Man muß es ihm sagen," meinte bedächtig der Steuer-Einnehmer. Und darauf erhob er seine Stimme und rief: „He! Victor!"

Das junge Mädchen hatte in diesem Augenblicke ihr Gesicht dem Nebenzimmer zugewandt; sie preßte ihre Lippen auf einander und schaute forschend dorthin.

Dieses Nebenzimmer war der Salon der Commerzienräthin, und auch hier herrschte die eigenthümliche Möbelwirthschaft wie im ganzen Appartement; man hätte sagen können: hier war dieselbe am schönsten ausgeprägt, da sich in der Mitte des ziemlich geräumigen Zimmers, umgeben von lauter altväterischen Geräthen, Stühlen mit hohen, verschnörkelten Lehnen, Armsesseln mit Leder bezogen, Sophas groß und weit, wie zur Aufnahme einer ganzen Familie bestimmt, — da sich zwischen diesen Möbeln eines vergangenen Jahrhunderts, die aber mit einem guten Stoffe überzogen waren, einer der elegantesten, neuesten Flügel befand, von prachtvoller Arbeit und mächtigem Tone, dessen schwere, wenn auch gefällige Formen, der geschweifte Ka-

sten von dunklem Palliſanderholz mit den dicken ſtämmigen Füßen, ſo ſonderbar contraſtirten mit den leichten der ganzen übrigen Einrichtung, mit den fein geſchwungenen Armen der Sophas und Seſſel und den förmlich ſpinnenbeinigen Füßen derſelben.

Was ebenfalls nicht hieher zu paſſen ſchien, das war ein großes, prachtvolles Bild an der einen Wand, eine Landſchaft von Girardet, ein Meiſterwerk des berühmten Malers, eine eigenthümliche landſchaftliche Anſicht darſtellend; man blickte durch einen halb verfallenen, aber reich, kühn und elegant conſtruirten Thorbogen, der oben am Schlußſtein ein halb verwittertes Wappen zeigte, in einen vernachläſſigten und gänzlich verwilderten Park; kaum war hier die Form der Wege noch ſichtbar; überall hatten wuchernde Pflanzen von ihnen Beſitz genommen, während mächtige Bäume ihre Zweige ſo tief herabſenkten, daß ſie oft förmliche Barrieren bildeten. Die Landſchaft war im Hochſommer aufgefaßt, hie und da verſuchte die Sonne durch die dichten Laubmaſſen einzudringen, färbte dieſelben goldig und glänzend grün und warf grelle, ordentlich zitternde Lichtpunkte auf den theilweiſe bemoosten Boden. Der Hauptweg am Eingange führte gegen eine Brücke, deren Wölbungen, feſt aus Quadern gebaut, allein erhalten waren, während Marmorfiguren, die an beiden Enden geſtanden, herabgeſtürzt waren und von fußhohem Graſe faſt verdeckt wurden. Ein breites Bergwaſſer ſtürzte unter der Brücke dahin, und ſeine wilden, ſchäumenden Wellen zeigten an, daß es von einer Anhöhe herabkomme. Dieſe Anhöhe bemerkte man auch zwiſchen den Baummaſſen und ſah, daß ſie ein Landhaus trug, ein kleines Schloß, an dem auch einiges Zerſtörte und Ruinenhafte zu bemerken war.

An dem Flügel ſaß der Neffe des Commerzienrathes,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0040-1

Victor Barring. Er hatte die Lichter, womit Madame Duvallet nie vergaß das Instrument zu erhellen, auf den Nebentisch gestellt und fand es angenehmer, so in leichter Dämmerung seinen musikalischen Phantasieen nachhängen zu können, die er gewandt und geistreich dem prächtigen Instrumente zu entlocken wußte.

Victor war ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, ziemlich groß, schlank gewachsen; er hatte blaue Augen, dunkelblondes, stark gelocktes Haar, seine regelmäßigen und angenehmen Züge hätten schön genannt werden können, wenn sie nicht auffallend bleich gewesen wären, und wenn nicht seinen Mund ein Zug des Mißmuthes, ja des Trotzes entstellt hätte, der auf seine Stirne frühzeitige Falten zu zeichnen drohte.

Im Gegensatz zu Allem, was wir bis jetzt in der Wohnung des Commerzienrathes gesehen, war Victor mit ausgesuchter Eleganz gekleidet; er trug einen blauen Frack, eine weiße Weste, und wenn auch sein ebenfalls weißes Halstuch nach Künstlerart etwas locker umgebunden war, so zeigte doch die Farbe desselben an, daß Victor heute Abend absichtlich eine gewählte Toilette gemacht.

Ob er das zum Familienfeste des Herrn Duvallet gethan, sind wir nicht im Stande anzugeben; er hatte freilich auf eine ähnliche, von einem Lächeln begleitete Frage der Commerzienräthin ziemlich erstaunt, doch etwas spöttisch zur Antwort gegeben, daß sich das doch wohl von selbst verstünde, da er wisse, wie sehr sein hochverehrter Onkel und Vormund es liebe, wenn ein wichtiger Abend wie der heutige in bestmöglichstem Glanze und mit sichtbarer Verehrung von den Angehörigen der Familie begangen werde. Auch hatte er hinzugesetzt: „Es ist Schade, daß dieses Fest nicht in die Carnevalszeit fällt, ich würde mich alsdann schon

längst bei Onkel durch ein richtiges Costum der damaligen Zeit bestens recommandirt haben."

„Pfui, Victor!" hatte ihm darauf Madame Duvallet geantwortet, „ich weiß nicht, warum Du Dich immer herzloser bezeigst, als Du eigentlich bist." — Er hatte aber die gute Frau wieder zu beschwichtigen gewußt, indem er ihr mit Humor, der ihm nicht fehlte, vor Augen geführt, wie er sich wohl in kurzen Beinkleidern, mit Haarbeutel oder Zopf ausnehmen würde, worauf sie dann unter herzlichem Lachen Frieden mit ihm geschlossen.

Alice dagegen, dem Kinde, wie er sie wohl zu nennen pflegte, hatte er denn doch nicht gewagt, eine Antwort wie der Tante zu geben. — „An meinem Anzuge ist gar nichts Außergewöhnliches," hatte er achselzuckend gesagt; „ihr seid eine elegante Kleidung nun freilich am Herrn Steuereinnehmer oder dem alten und jungen Scheidel nicht gewöhnt; es war nun einmal meine Idee, mich ein bischen festlich anzuziehen, aber man kann es euch nie recht machen."

Darauf hatte er sich gleich zu Anfang der kleinen Soirée, obschon gegen den Willen des Herrn Duvallet, an den Flügel gesetzt und schon nach den ersten Tönen die gute Alice nicht nur versöhnt, sondern auch an sich gezogen. Es war überhaupt eigenthümlich, daß das junge Mädchen, das selbst recht gut spielte, so zu sagen den Tönen folgte, welche unter Victor's Hand hervorquollen. Daß im gewöhnlichen Leben die beiden Verwandten in allzu großer Harmonie zusammen gelebt, hätte man gerade nicht behaupten können; im Gegentheil, es fehlte da nicht an kleinen Neckereien, und wenn Alice auch gescheidt genug war, um nicht nach Art mancher Mädchen über Alles empfindlich zu sein, so machte sie doch hievon bei Victor eine Ausnahme, und ein Wort von ihm über den altmodischen Stoff ihres Kleides oder über eine Façon an demselben, die vor zehn

Jahren Mode gewesen sei, konnte sie veranlassen, ihre reizenden Lippen zu öffnen, nicht um zu sprechen, sondern um unwillkürlich ihre fest auf einander gepreßten Zähne zu zeigen, und um aus ihren dunkeln Augen einen Blick zu entsenden, der nie ohne Eindruck auf ihn blieb und der ihn einmal zu dem Ausdrucke veranlaßt hatte: „In diesem Augenblick, Alice, verhüllte sich dein guter Engel."

Wenn er sich aber an das Instrument setzte und unter seinem meisterhaften Spiel die gewaltigen Klänge, bald wild verlockend, bald grollend und murmelnd, emporstiegen an das Herz seiner aufmerksamen Zuhörerin, wenn dann zwischen den hohnlachenden Accorden leichte, klagende Laute anklangen, weich und schmelzend, hingebend und versöhnend, dann setzte sie sich leise neben ihn, näher, ganz nahe, legte auch wohl die Hand auf seine Schulter, zuweilen auch ihre Stirne, und fing nicht selten an, ihm mit solcher Phantasie die Tonfiguren seiner musikalischen Schwärmereien in begeisterten Worten vorzuführen, daß er erstaunt lauschte, bereitwillig auf ihre Bilder einging, und es später häufig aus tiefer Seele bedauert hatte, daß es ihm nicht möglich gewesen, den Flug ihrer Gedanken niederzuschreiben. — „Das ist sehr einfach," hatte sie alsdann mild lächelnd gesagt, „schreibe nieder, was du gespielt, und Jeder, der ein fühlendes Herz hat, muß dasselbe empfinden, was ich vorhin ausgesprochen."

Dann aber hatte sich oft mit einem Male ihr ganzes Wesen verändern können; sie erwachte wie aus einem Traume, verzog ihren so lieblichen Mund zu einem fast verächtlichen Lächeln und sagte, indem sie achselzuckend den Kopf warf: „O Victor, was bist Du leichtgläubig! Denkst Du wirklich, es sei mir ernst mit dem, was ich da eben gesagt? Fühlst Du nicht, daß ich mir einmal herausgenommen habe, mich ein klein wenig über den hohen Herrn

lustig zu machen, der so geringschätzend auf meine tägliche Beschäftigung herabzusehen gewohnt ist? — Und meinst Du denn wirklich, es sei so schwer, Worte an einander zu reihen, die sich anhören, als stecke etwas ganz Besonderes dahinter?"

In solchen Augenblicken hatte er sie erstaunt angeschaut, hatte seine Hand zurückgezogen, die er eben im Begriffe gewesen mit Herzlichkeit, ja mit Innigkeit auf die ihrige zu legen, und er hatte sich nicht enthalten können, alsdann zu antworten: „Das sind aber nicht nur Worte, willkürlich an einander gereiht, das sind Gedanken, Gefühle, und wenn dein Herz nicht durch sie bewegt worden wäre, so wärest du nicht im Stande gewesen sie auszusprechen."

„O über Deine Einbildung!" lachte sie dann laut und fröhlich. „Was mein Herz anbelangt, so habe ich dort noch keine Bewegung gespürt, mein Sinn aber, lieber Victor, wird nur, wie Du oft Gelegenheit hattest zu bemerken, von etwas Praktischem eingenommen und bewegt; was darüber hinaus liegt, ist mir ja zu hoch und läßt mich kalt."

Dann hatte der junge Mann nach einem längeren Stillschweigen eingelenkt und zu ihr gesagt, während unter seinen Händen sanfte, melodische Klänge aus den Saiten ertönten:

„Sei nicht so hart, Alice! Thu' mir nicht den Schmerz, auf die schroffen Ansichten Deines Vaters einzugehen; ihn läßt alles das kalt und gleichgültig, was Kunst heißt, um mich nicht noch härter auszudrücken; er liebt die Prosa des Lebens und findet sich nur dann wohl, wenn er Alles, worin man Spuren von Geschmack und einer regen Phantasie erblicken kann, aus seiner Nähe entfernt hat."

„Und das hat er gethan?" hatte Alice halb fragend, halb beistimmend gesagt, indem ihre Augen eigenthümlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0044-4

auf den jungen Mann blitzten. „Deiner Ansicht nach hat er das gethan, und deßhalb findest Du unser ganzes Leben und Treiben so alltäglich, so ohne Poesie, so ohne Phantasie, so geschmacklos. — Ah!“

Das Ah! hatte sie ziemlich heftig herausgestoßen und dabei eine ungeduldige Bewegung nicht unterdrücken können.

„Dasselbe habe ich schon oft von euch hören müssen, Du hast es mir mit Bitterkeit gesagt, Dein Vater mit einer gewissen Art von Mitleiden —“

„Und wir Beide mit großem Rechte,“ hatte das junge Mädchen entschieden erwiedert, gleich darauf aber mit sehr weicher Stimme hinzugesetzt: „Gib zu, Victor, daß ich Recht habe. Du fühlst Dich hier bei uns unbehaglich, nicht zu Hause; Du kommst aus Gewohnheit, und bist glückselig, wenn die kurze Zeit, die Du glaubst uns widmen zu müssen, wieder vorbeigegangen ist. Hier bei uns langweilst Du Dich, bist zerstreut; Du denkst an die andern Cirkel, die Du besuchst, oder an die vornehmen, glänzenden Kreise — ich weiß das wohl, — und stellst Vergleichungen an, bei denen wir natürlicher Weise sehr zurückstehen müssen.“

Darauf hatte Victor gewöhnlich mit einem Achselzucken geantwortet, vielleicht, weil er tief bei sich fühlte, daß das junge Mädchen Recht habe.

Sie hatte ihre Hand leicht zusammengedrückt und fuhr dann fort, indem ihre dunklen Augen weit, weit, in unabsehbare Fernen zu blicken schienen:

„Da betritt Dein Fuß weiche Teppiche, wie sie aus dem Orient kommen, und wie sie in großen Ballen im Speditionsmagazine drunten liegen. Da ist Dein Auge geblendet von unzähligen Wachskerzen, von jenen feinen, duftenden Kerzen, die der Vater aus Frankreich bezieht und von denen er schon oft gesagt hat, er begreife nicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0045-9

wie Jemand so verrückt sein könne, den theuren Stoff in Rauch aufgehen zu lassen. Da lässest Du Dich nieder zwischen blühenden Büschen und ganzen Massen der herrlichsten Blumen, auf weichen Fauteuils, die freilich ganz anders ausschauen, als die unsrigen, — da endlich schwillt Dein Herz auf, das bei uns wie zusammengeschnürt war; es öffnet sich, es fühlt, es lebt bei den anerkennenden Worten, mit denen man Dich, den Künstler, empfängt."

„Das Letzte ist das einzig Wahre von dem, was Du gesagt," hatte er darauf zur Antwort gegeben, indem er das schöne, glühende Mädchen betrachtete, deren Augen bei ähnlichen Reden flammten, und deren leicht geöffnete Lippen die blendenden Zähne durchschimmern ließen. „Glaube mir, Alice, ich vermisse hier bei euch weder Teppiche, noch Wachskerzen, noch weiche Fauteuils: aber was ich vermisse, ist ein anerkennendes Wort über die Kunst, die meine ganze Seele erfüllt, und der ich mich, mag man auch noch so viele Achseln darüber zucken, mit Leib und Seele hingegeben. Wenn ich komme, und Du, die wohl weiß, daß es mir nun einmal unmöglich ist, mit Deinem Vater über Kaffee und Zucker zu reden, öffnest mir freundlich den Flügel, so sehe ich schon die mitleidige Miene des Herrn Duvallet, und wie es ihm mit einigem Wohlwollen für mich ein wahres Bedauern einflößt, daß ein junger Mensch, der doch von der Natur nicht so gar vernachlässigt ist, seine kostbare Zeit damit hinbringt, auf dem Fortepiano zu spielen und gutes, reines Papier mit schwarzen Noten zu besudeln. — Es ist wahr," hatte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortgefahren, „alles das verstimmt mich und macht mich fremd hier im Hause. Ja, wenn Du nicht wärst, Alice," hatte er dann leiser gesprochen, verschwieg aber den Nachsatz, da sie fragend und traurig zu ihm aufschaute. — „Und Du weißt das alles," hatte er

nach einer Pause leidenschaftlich hinzugesetzt, wobei er mit einem mächtigen Allegro über die Tasten stürmte, „alles das weißt Du, und statt mich zu ermuthigen, lachst Du über mich, und wo Deine Phantasie einmal siegreich durchbrechen will, da preß'st Du die Hand auf Dein Herz und befiehlst, daß es in dem ruhigen, hausbackenen Takte fortschlagen soll, den der Herr Commerzienrath nun einmal als Norm aufgestellt hat. — Und es wird Dir leicht, das zu thun, denn Du bist kalt und theilnahmlos, wie — wie —"

„Wie? — wie? —" war sie ihm lachend in's Wort gefallen. „Wiederhole es nur, wie Du es schon oft gesagt: wie Alle, die blondes Haar haben."

Nach diesen Worten, mit welchen schon häufig ein ähnlicher Streit der Beiden geendet hatte, flog das junge Mädchen empor, und wenn sie auch lachte, so brauchte man doch nur auf ihre seltsam zuckenden Lippen zu blicken, um zu sehen, daß dieses Lachen ein sehr unnatürliches und höchst erzwungenes war. Auch überließ sie alsdann den „unartigen Menschen", wie sie ihn nannte, nicht sich selbst, wie er es ihrer Ansicht nach wohl verdient hätte, sondern Madame Duvallet wurde von Alice gezwungen, herbeizukommen, um dem Uebelthäter tüchtig ihre Meinung zu sagen.

Dazu war aber die Commerzienräthin nicht im Stande, und es dauerte gewöhnlich nicht lange, so befand sie sich vollkommen auf Victors Seite, der sie damit zu fangen wußte, daß er von seiner Zukunft schwärmte und darstellte, wie dieselbe sein könnte, wenn man ihn mit Lust und Liebe seiner Kunst nachhängen ließe.

Je weniger die gute Frau Gelegenheit bekam, das Theater zu besuchen, um so mehr war sie für dieses Vergnügen eingenommen. Und dahin führte sie Victor — natürlicher

Weise nur in Gedanken — indem er ihr lebendig ausmalte, wie es sein würde, wenn einmal seine erste Oper, versteht sich unter rauschendem Beifall, gegeben würde, hundertmal nacheinander, immer bei ausverkauftem Hause, Madame Duvallet in der Prosceniumsloge, freudig angestaunt von dem erregten Publikum, sie, die Verwandte, die zweite Mutter des jungen Compositeurs; neben ihr, sagte er alsdann mit einem seltsamen Lächeln, die gewesene Alice Duvallet, jetzt die Gemahlin irgend eines reichen Handelsherrn, welche diesem begreiflich machte, daß es nach solchem Erfolg vielleicht der Ehre des Hauses nicht zuwider wäre, den jungen Künstler wieder anzuerkennen.

Ueber diese Schilderung hatte Madame Duvallet auf's Herzlichste gelacht, während sich Alice auf die Lippen biß, den Kopf empor warf und mit geringschätzendem Tone sagte, Victor könne sich beruhigen, die gewesene Demoiselle Duvallet würde wohl nicht in den Fall kommen, wegen seiner ungeheuren Erfolge den Herrn Victor Barring anzuerkennen.

Einige Male war es vorgekommen, daß das junge Mädchen nach ähnlichen Aeußerungen zur Thüre hinausgegangen und in das Privatcomptoir ihres Vaters hinabgestiegen war, wo Victor sie später sitzen sah mit übergezogenen Schreibärmeln, die Feder in der Hand und so emsig copirend, als gäbe es für sie auf der Welt nichts Angenehmeres als dieses Geschäft.

Am Abend des heutigen Tages hatte Victor ziemlich lange auf sich warten lassen, so daß Alice ihrer Mutter gesagt hatte: „Du wirst sehen, Mama, er kommt nicht.“ — Und als er endlich doch erschien, in der gewählten Toilette, in Frack und weißer Halsbinde, da zuckte es dem jungen Mädchen seltsam durch's Herz, und es regte sich in ihr der Wunsch, er möchte lieber zu Hause geblieben sein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0048-6

um ihr, wie er schon oft gethan, am andern Morgen zu erzählen, er habe den größten Theil der Nacht vor seinem Flügel gesessen und gearbeitet. Warum sie das wünschte, wußte sie sich selbst nicht genau anzugeben; es war ihr gerade, als habe sich Victor einen Zwang angethan zu kommen und als zähle er die Minuten, wo er wieder davon eilen könne, vielleicht jenen Kreisen zu, wo man unter zahlreichen Wachskerzen auf weichen Teppichen wandelte.

„Und wenn es wirklich so ist, was kümmert's mich denn eigentlich?" hatte sie darauf trotzig zu sich selber gesagt. Später hatte sie sich wohl neben den Flügel gesetzt, doch nicht neben den Spielenden; sie konnte mit seinen Phantasieen nicht recht sympathisiren; es klang ihr aus den Tönen etwas Fremdes, Abstoßendes entgegen, etwas Feindseliges, vor dem sie zurückschauerte und das sie aus dem weichsten und melodischsten Thema herausfühlte, ein greller unheimlicher Ton, wenn Victor ihn auch noch so künstlich mit leichten Ranken zu umspinnen suchte.

Auch war noch ein anderer Zuhörer anwesend, dessen verschwenderisches Lob den Künstler gewiß nicht erfreute, sondern vielmehr veranlaßte, baroke, disharmonische Sätze in sein Spiel zu verweben.

Dies war Herr Kohler, ein Kaufmann, der sich selbst pensionirt, und bei sich selbst zur Ruhe gesetzt hatte. Nach den mühevollsten, unermüdlichsten Arbeiten hatte er genau mit dem fünfzigsten Lebensjahre so viel verdient, daß er sehr anständig davon leben konnte. Verheirathet war Herr Kohler nie gewesen, fand auch durchaus keinen Beruf, jetzt noch in den Stand der heiligen Ehe zu treten; er wollte, wozu er früher die Mittel nicht gehabt, nun anfangen seine Jugend recht zu genießen. Dies betrieb er als verständiger Mann systematisch und hatte vorsichtig genug seinen Hausarzt um Rath gefragt, welche Lebensweise er

nunmehr ergreifen solle. „Vor allen Dingen aber," hatte er dabei hinzugesetzt, „will ich es mir gut sein lassen."

Herr Kohler, der ziemlich wohl beleibt war, sehr an Echauffement litt, was sich an seinem etwas zu rothen Gesichte und dem beständigen Prusten kund gab, war hierauf von seinem Arzte vor den Spiegel geführt und von ihm eingeladen worden, gefälligst einmal aufmerksam sein, des Herrn Kohlers, Gesicht zu betrachten. Dann hatte der Aeskulap gesagt: „Wenn Sie unter dem ‚es sich wohl sein lassen' verstehen, sich nun auf die faule Haut zu legen und zu essen und zu trinken, was Gutes in Sie hineingeht, so können Sie auch zehn Ihrer Lebensrenten in zwölf Monaten verzehren, und wenn Sie das zweimal thun, sind Sie fertig; Ihnen hilft kein Gott mehr, wir erleben an Ihnen den schönsten Schlag, den sich ein Arzt nur wünschen kann. Wollen Sie aber Ihr Errungenes noch lange Jahre genießen, so leben Sie verständig, essen gut, aber nicht zuviel, trinken nicht schlecht, aber mäßig; und vor allen Dingen machen Sie sich die größtmöglichste Bewegung."

Das Letztere war dem Herrn Kohler am unangenehmsten; er, der sein ganzes Leben in einem ewigen, unaufhörlichen Kreislauf verbracht, der von Morgens sechs bis Abends acht, oft aber bis zehn und eilf Uhr auf dem Comptoir, auf der Post, auf der Straße, von einer Fabrik zur andern rennend — denn er war früher Geschäftsreisender, später Makler gewesen — zugebracht hatte, glaubte es nun als das höchste Glück betrachten zu können, wenn er von jetzt ab mit der langen Pfeife den ganzen Morgen unter den Fenstern seiner Wohnung liegen und mit einer gewissen Schadenfreude seine ehemaligen Collegen sehen könne, wie diese als lebendige Preiscourante und Musterkarten Straße auf und Straße ab liefen, so viel Dutzend ewiger

Juden. Ja, Herr Kohler hatte sich durch diese Idee poetisch gestimmt gefühlt, er hatte die schwarze Tafel, die so lange Jahre hindurch, zur Notirung von Aufträgen bereit, vor seiner Wohnung gehangen, nun hereingenommen, sie ebenfalls feierlich pensionirt, und mit Beziehung auf sein strapaziöses Leben und Treiben als Handelsreisender darauf geschrieben: „Das Eichhörnchen hat so lange mühsam sein Futter gesucht, daß es nun ausruhen darf im Schatten des errungenen Baumes."

Was nun dieses Ausruhen anbelangt, so hatte sich Herr Kohler gewaltig verrechnet, nicht nur dem Ausspruche des Arztes folgend, sondern da er fand, daß es ihm schlechterdings unmöglich sei, seine Stunden in ruhiger Beschaulichkeit hinzubringen. Schon mit dem langen Schlafen wollte es ihm nicht gelingen; um fünf Uhr wachte er auf, und da er sich in der ersten Zeit einbildete, er müsse um sechs Uhr auf die Post, um wichtige Briefe selbst in Empfang zu nehmen, so war es ihm schon ein paarmal geschehen, daß er erst am Schalter zur Besinnung gekommen, als ihm der dienstthuende Sekretär auf seine Frage lächelnd zur Antwort gegeben hatte: „Die Firma J. H. C. von Gottlob Kohler's selige Wittib und Sohn ist eingegangen."

Auch war es ihm schon häufig passirt, daß er, beim Kaffee ruhig die Zeitung lesend und die Nachricht von einer verheerenden Krankheit unter den Seidenraupen findend, augenblicklich davon lief, um befreundeten Firmen noch seine bedeutenden Reste der vorjährigen Ernte anzubieten.

Als sich nun Herr Kohler gewaltsam zur Ruhe zwang, Morgens bis sieben Uhr im Bette blieb, dann bis zehn Uhr Kaffee trank und die lange Pfeife rauchte, wurde er nachdenklich, melancholisch, hatte Anwandlungen von Lebensüberdruß und streifte hart an der furchtbaren Klippe vor-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0051-2

bei, sich dem Pietismus in die Arme zu werfen. Er suchte einsame Orte bei seinen Spaziergängen, und Bekannte, die ihn so langsamen Schrittes dahinschleichen sahen, behaupteten, er suche nach einer zweckmäßigeren Coconhaspelmaschine, oder er denke darüber nach, wie die rohe Seide am unparteiischsten für beide Theile zu stationiren wäre.

Dem war aber nicht so; Herr Kohler dachte wohl über etwas nach, aber es war über die Art seiner Beschäftigung, die ihn in der nothwendigen Anstrengung erhielt, die ihm erlaubte, den ganzen Tag thätig zu sein und doch sein eigener Herr zu bleiben. Endlich hatte er dies Räthsel gelöst zu seiner eigenen Genugthuung, zur Zufriedenheit seines Arztes, zum Staunen seiner Freunde. Herr Kohler beschloß, ein Geschäft daraus zu machen, das Thun und Treiben seiner Mitmenschen zu beobachten, zu überwachen, nicht in böswilliger Absicht, um sich an ihren Fehlern oder Schwächen zu erfreuen — Gott bewahre! nur um seine Zeit nützlich hinzubringen. Es war dies ein Gedanke, auf den er stolz sein zu dürfen glaubte und den er auf's Umfassendste in's Werk setzte. Hatte er nun doch wieder einen Grund, Morgens um fünf Uhr aufzustehen, seinen Kaffee hinunter zu schlingen, um rechtzeitig vor sechs Uhr auf der Post erscheinen zu können, nicht um seine Briefe in Empfang zu nehmen, denn die Firma J. H. C. von Gottlob Kohler's selige Wittib und Sohn existirte ja nicht mehr, nein, um die Abfahrt von zwei Eilwagen und zwei Journalièren zu beaufsichtigen, welche um diese Stunde den Posthof verließen. Darin war Herr Kohler gewissenhafter als der Conducteur und der verlesende Sekretär; nicht nur, daß er wissen mußte, ob sämmtliche Wagen besetzt waren, ob Jeder seinen richtigen Platz inne habe, so war es ihm nebenbei auch durchaus nicht wie jenen Beamten gleichgültig, ob Nummer vier zum Beispiel nicht eintraf, sondern

Herr Kohler mußte alsdann in seine Erfahrung zu bringen suchen, warum der betreffende Passagier nicht erschienen war.

Dabei nahm der ehemalige Makler den innigsten Antheil an allen schmerzlichen Abschiedsscenen, sowie an den freudigen Bewillkommnungen; bei letzteren fühlte er mit, schüttelte wildfremden Menschen zu ihrem großen Erstaunen freundschaftlich die Hand; im ersteren tröstete er Wittwen und Waisen, gab schutzlos abreisenden Jungfrauen heilsame Rathschläge mit auf den Weg und erwies sich ebenso angenehm als nützlich.

Da der Mensch aus lauter Gewohnheiten zusammengesetzt ist, so schien nach einiger Zeit die Anwesenheit des Herrn Kohler auf dem Posthofe für Sekretäre, Conducteure, Postillone und Postklepper zur Nothwendigkeit geworden zu sein, und es kam der Fall vor, daß die Eilwagen ihre Abfahrt um ein paar Minuten verzögerten, weil Herr Kohler sich verspätet hatte und nicht zur rechten Zeit mit seiner Visitation fertig geworden war. Hierauf ging er aber auch stolz im Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, von dannen, um seine Uhr genau nach der der Hauptkirche der Stadt zu richten.

Hatte er alsdann die Märkte inspicirt, um sich zu überzeugen, daß in keinem Artikel ein Mangel zu befürchten war, hatte er auch erfahren, um wie viel die Preise der einzelnen Victualien seit gestern gestiegen oder gefallen waren, so ging er nach den verschiedenen Schulen der Stadt, um sich vom richtigen Besuche derselben zu überzeugen, wobei wir nicht umhin können zu bemerken, daß ihm die pünktlichen sowie die faulen Schüler besser bekannt waren als dem Lehrer selbst, uud daß er es hier an Lob oder eindringlichem Tadel zur Ermunterung oder zur Strafe nicht fehlen ließ.

Nachdem die Schulkinder alle in ihren verschiedenen

Lokalen versammelt waren, fand Herr Kohler etwas Muße, nach Hause zu eilen, um zu sehen, ob Briefe für ihn angekommen seien, und eine halbe Stunde in seinen Zimmern zu verweilen, welche Zeit dazu bestimmt war, Geschäftsleuten oder Freunden, die ihn dringend zu sprechen wünschten, eine Audienz zu ertheilen.

Mochte aber auch diese Audienz noch so wichtig sein, so gab es etwas, was Herrn Kohler veranlassen konnte, mitten in der besten Unterhaltung zerstreut zu werden, an das Fenster zu eilen, und die Besprechung möglichst rasch abzubrechen. Dies war der Klang einer Militärmusik oder auch nur das Wirbeln von ein paar einfachen Trommeln, welche anzeigten, daß Militär zu irgend einer Parade oder zum Exerciren ausziehe. Dies zu versäumen würde Herr Kohler für eine unverantwortliche Gewissenlosigkeit gehalten haben, und es war das eines seiner vielen wichtigen Geschäfte, denen er sich mit wahrer Liebe, ja mit wirklichem Enthusiasmus hingab. Da sah man ihn mit geschultertem Stock und angezogenem Regenschirm, die Nase hoch erhoben, den kleinen Finger an der Hosennaht — denn so war es ihm noch gelehrt worden, als er einstens bei der Infanterie gedient — und sehr auswärts gebogenen Füßen, stramm und straff, in einer Linie mit dem Tambourmajor einherkommen. Es that seinem Herzen wohl, nach dem Klang des vaterländischen Kalbfells zu marschiren, er fühlte sich um dreißig Jahre zurückversetzt und dachte sich so lebhaft in jene glorreiche Zeit zurück, daß er den Stock auf die Schulter nahm, wenn dies Commando in Bezug auf die Gewehre erschallte, und daß er auf das Commando: rührt euch! verwegen mit seinen Armen schlenkerte.

Herrn Kohler's Vergnügen, dem Exerciren oder der Parade zuzuschauen, konnte übrigens dadurch geschmälert werden, wenn vielleicht gerade zur selben Stunde ein bedeu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0054-9

tender Eilwagen abging oder ankam; da sah man ihn denn oft schweißtriefend und mit erhitztem Gesichte und bestaubten Brillen — er trug welche mit blaßblauen Gläsern — auf die Post rennen, nachdem er drüben seine Pflicht genügend gethan.

Indessen gab es auch eine Zeit, wo sowohl das Exerciren als der Abgang und die Ankunft einiger Eilwagen versäumt werden mußte, aber das bei einer Gelegenheit, wo sich der ehemalige Mackler tröstend sagen konnte, ihn rufen höhere Pflichten, er opfere das Geringere dem Wichtigeren. Dies war nämlich zur Zeit der großen vierteljährigen Assisensitzungen, wo Herr Kohler schon vorher so viel zu thun hatte, daß er beim Beginn derselben sichtlich abgemagert war. Er mußte nämlich die Bekanntschaft des Präsidenten des Assisenhofes machen, mußte Veranlassung nehmen, mit den Geschwornen einen freundschaftlichen Händedruck zu wechseln, wobei er es für nothwendig hielt, auch noch nebenbei persönlich die Hauptdiebe und Mörder kennen zu lernen.

So ausgerüstet konnte es nicht fehlen, daß Herr Kohler im Stande war, den Verhandlungen mit unglaublichem Nutzen zu folgen, und sich sein Blick in diesen Angelegenheiten so verschärft hatte, daß er häufig im Stande war, den Ausgang einer Verhandlung vorauszusagen.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß Herr Kohler in seiner politischen Meinung rechts überhing, daß er das constitutionelle Leben aus voller Seele haßte und dies ohne alle Frage aus dem einzigen Grunde, weil es ihm nicht möglich war, die nöthige Zeit zu finden, um den Kammerverhandlungen beizuwohnen.

Da nun unser Freund alle seine vielen Geschäfte mit Umsicht, Sorgfalt und Ausdauer betrieb, und da er dabei rastlos von einem Ort zum andern eilte, so kann man sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0055-5

leicht denken, daß er für Fremde wie für seine Freunde eine höchst ungemüthliche Erscheinung abgab. Man war nur im Stande, flüchtig im Vorbeirennen einen Händedruck mit ihm zu wechseln; beim Essen im Gasthofe mußte er meistens nachexerciren, und schlang er Alles, was er erhielt, in fieberhafter Hast hinunter. Die einzige Ruhe, die er sich gönnte, und der einzige Moment, wo seine Freunde allenfalls im Stande waren, von ihm etwas über die Tagesereignisse zu erfahren, war, wenn er Abends in die geschlossene Gesellschaft kam, die ihn zu besitzen das Glück hatte, wenn er sich ermüdet in seinen Stuhl niederließ, nachdem ihm der Kellner den brennenden Fidibus an den großen Porzellankopf gehalten, den er vermittelst eines sehr langen Rohres rauchte. Aber auch hier kam er zu keiner gemüthlichen Ruhe, denn der größte Theil des Abends ging damit hin, daß er die vielerlei Fragen beantwortete, die man ihm stellte, oder sein schiedsrichterliches Urtheil über Vorfälle des Tages gab.

„Herr Kohler!" rief Einer vom Spieltische herüber, „ist es wahr, daß der Schneidermeister Bunz seine Frau umgebracht hat?"

„So ist es, Herr Springer; wir hielten die Legal-Inspection heute Nachmittag um drei Uhr. — Ein schauderhafter Fall, der Unmensch hat seine Gattin gezwungen, die die Elle zu schlucken."

„Entsetzlich!"

„Ja freilich entsetzlich."

„Waren Sie zugegen, Herr Kohler," fragte ein Anderer, „als die Geschichte mit dem Tambour vom achtzehnten Regimente passirte?"

Der Gefragte nickte stumm mit dem Kopfe.

„O bitte, wie war das eigentlich?"

„Es war, wie ich nie etwas gesehen. Der Tambour,

im unerklärlichen Haß gegen seinen Offizier, sprang plötzlich vor die Front, setzte sich auf seine Trommel und erlaubte sich vor dem ganzen Bataillon etwas, was noch nie dagewesen ist, so lange es Tambour und Trommeln gibt."

„Das wird schwer bestraft werden."

„So etwas wie vier Wochen Latten."

„Herr Kohler, wann geht der Eilwagen nach X?"

„Der Eilwagen nach X geht um halb acht Uhr; ein Zweispänner, hat vier Sitze und kostet einen Thaler, zwölf und ein halb Silbergroschen."

Daß bei diesen vielen Beschäftigungen Herr Kohler glückselig war, wenn er seine Nachtruhe finden konnte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, müssen aber hinzufügen, daß diese Nachtruhe höchst problematisch war, denn es schien, als ob sich in der Residenz, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, die Feuersbrünste das Wort gegeben hätten, nur in der Nacht auszubrechen.

Natürlicher Weise fehlte unser Freund bei keinem solchen Ereignisse, und wenn er nach überstandener Gefahr todtmüde und pudelnaß nach Hause zurückkehrte, so konnte ihn nur das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß er dem Brande sowie den Löschversuchen mit Ausdauer und Unerschrockenheit zugesehen.

So lebte Herr Kohler „still und harmlos"; er war auf dem Posthofe, vor der Schule, auf dem Exercirplatz, bei den Assisen-Verhandlungen, kurz beinahe überall, wo sich müßige Menschen einfanden, unentbehrlich geworden; er war seinen Freunden ein lebendiges Adreßbuch, ein Wegweiser, ein Tagblatt, ein Preiscourant.

Da geschah etwas, was beinahe die ganze Lebensrichtung unseres Freundes verändert, ihn selbst auf Wochen ja Monate in düsterem Hinbrüten erscheinen ließ, in einem finstern Nachdenken, durch das er lange nicht zu einem Re-

sultate kommen konnte. — Es wurden Eisenbahnen gebaut, es wurden Bahnhöfe errichtet, und das begreiflicher Weise nicht im Mittelpunkt der Stadt, sondern vor verschiedenen Thoren, so daß von einem zum andern eine gute Strecke Weges war.

„Wie wird das gehen, Kohler?" hatte wohl einer oder der andere seiner Bekannten zu ihm gesagt: „Die Posten werden an die Bahnhöfe verlegt und von dort gehen jeden Augenblick Züge nach allen Richtungen ab."

Kohler hatte mit einem unglaubigen, etwas matten Lächeln geantwortet. „Das geht nicht so schnell," hatte er gesagt; „die Post ist und bleibt doch der Mittelpunkt für allen Verkehr."

Aber dem war nicht so:

Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch bläst man dort einmal.

Die Post blieb nicht der Mittelpunkt des Verkehrs; die Haupteilwagenrouten schmolzen gleich bei Eröffnung der Eisenbahn zu einem sehr obscuren Nachtdienst zusammen; die Posthalterei wurde mehr als decimirt; ein Postillon in seinem bunten Anzuge und mit lustigem Federbusch fing an ein Ereigniß zu werden; die großen Wagenschuppen schlossen sich einer nach dem andern, um nicht mehr geöffnet zu werden, und Herr Kohler sah das mit Entsetzen. Es war rührend anzuschauen, wie er und der Portier der Post in wahrer Herzensangst den Hof durchschritten, wo schon an verschiedenen Stellen Gras zu keimen begann.

Endlich fing es auch an, im Hauptgebäude trostlos und unheimlich zu werden; die Briefkasten sowie die Behälter mit dem allgemeinen Postreglement verschwanden von den Außenwänden, und Herr Kohler konnte ein leises Schluchzen fast nicht unterdrücken, als er an der Wand die viereckigen Flecke sah, die sich an der alternden Mauer gebildet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0058-1

und wahrhaft melancholisch von vergangenen schöneren Tagen zu sprechen schienen.

Da an einem schönen Morgen — es war ein Frühlingsmorgen mit brillantem Sonnenschein — da fand Herr Kohler, als er zur Post ging, zum ersten Mal, so lange er sich denken konnte, das große eiserne Gitterthor verschlossen. Ihn schauerte. — Auf dem Pflaster des Hofes lag Stroh umher, ebenso hing solches aus den trostlos geöffneten Fenstern. Herr Kohler war wie betäubt. Der Tradition nach soll er von außen seine glühende Stirne an das kalte Gitter gedrückt haben, während der ehemalige Postportier es von innen so gemacht. Dann hätten sich — heißt es weiter — Beider Hände zu einem leisen Druck vereinigt, zwei Paar Thränen seien geflossen, und Beide seien von dannen gegangen mit verhüllten Angesichtern. — Wehe!

Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei in Afrasiab's Palast an.

Glücklicher Weise waren Geist und Körper unseres Freundes elastisch genug, um diesen Schlag nicht nur auszuhalten, sondern ihn auch zu verschmerzen. Es mußte ein kühner Entschluß gefaßt werden, und Herr Kohler faßte ihn. Da es nicht möglich war, die Eisenbahn gleich den Kammerverhandlungen zu ignoriren, so mußte er sich diesem neuen Element anpassen, und er that es mit Erfolg. Daß er bei der Abfahrt jedes Zuges gegenwärtig gewesen, wollen wir nicht behaupten, aber er that sein Mögliches, um die Courier- und Schnellzüge nicht zu versäumen, und brachte es auch hier wie auf der Post in Kurzem so weit, der Menschheit nützlich zu werden.

So sah man ihn häufig in den Wartesälen stehen, und den eilig Heranstürzenden den Weg zum Gepäckbureau oder zur Einsteigehalle zeigen. Wie es ihm dabei schon vorge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0059-1

kommen war, daß ihm ein dankbarer Reisender einen Silbergroschen in die Hand zu drücken versuchte, erzählte er mit Stolz als einen Beweis, wie sehr er sich bemühe, der Menschheit nützlich zu sein. — Diese Persönlichkeit nun, die wir im Gefühl der Verehrung und Freundschaft dem geneigten Leser vielleicht etwas zu weitläufig geschildert, lehnte, wie früher schon bemerkt, an dem Flügel in dem Hause des Commerzienrathes Duvallet und war für Victor Barring ein sehr dankbares Publikum. Herr Kohler, der fast nie in Gesellschaft ging, versäumte dagegen auch wieder nicht die jährlich wiederkehrende heutige Soirée seines alten treuen Freundes, den er sich in der weißen Halsbinde, frisirt à la Igel, mit dem kleinen Hute unter dem Arme, noch sehr wohl denken konnte.

„Famos," sagte Herr Kohler zwischen dem Spiele Victors. „Ganz delicios! namentlich das Letztere; ganz recht, das da! — Rumibumididibumbumbum! Es ist gerade, als hörte ich marschiren; wenn ich die Augen schließe, könnte ich versucht werden mitzulaufen. — — Das da gefällt mir schon weniger," fuhr er nach einer Pause fort; „es ist auch wunderbar gespielt; gewiß aus Ihrer Oper?"

Victor schüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es könnte daraus sein," sprach der Andere mit Bestimmtheit. „Wissen Sie, so eine Liebesscene begleitend; er sitzt rechts von ihr abgewendet, sie links von ihm abgewendet. Dididodo — So, jetzt nähern sie sich. Ich versichere Sie, Victor," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen seufzend, „daß ich einige Anlage zur Dichtkunst in mir verspüre. Ich glaube, es sollte mir gelingen, einen Operntext zu machen."

„So versuchen Sie es einmal."

„Ich wüßte auch einige pikante Titel. Was meinen Sie z. B. dazu: der letzte Postillon —? Er

verläßt das Geschäft, weil man ihm sein schönes Gespann verkauft hat; er fühlt sich zu gut, eine ganz gemeine Journalière zu führen. Der Posthalter, der ihn entläßt, bittet ihn, das verkaufte Gespann einem Gutsbesitzer zu bringen, der dort hinten drüben in dem Wald wohnt. Er reitet fort unter irgend einem melancholischen Gesang.

O ho ho ho!
So jung, so froh,
Der Postillon von Longjumeau.

Wissen Sie, gerade so könnte er singen, nur ganz anders. — Er kommt in den Wald und findet dort eine Chaise im Dreck stecken, worin eine wunderschöne junge Dame sitzt."

„In der Chaise hoffentlich."

„Versteht sich von selbst. Da haben Sie das Schwerste an der ganzen Oper, die Exposition. Ueberlegen Sie sich das einmal."

„Ich will mir's überlegen," erwiederte Victor lächelnd, indem er, auf die Gedanken des Herrn Kohler eingehend, Töne hervorrief, die unsere Phantasie uns erklingen läßt, wenn wir durch den aufhorchenden, so seltsam summenden Wald dahinschreiten, ein liebes Bild im Herzen.

„Aber nicht wahr, Victor," fragte Herr Kohler nach einer Pause, „Sie schreiben an einer Oper? Eine Dame meiner Bekanntschaft hat es mir gesagt," setzte er wichtig hinzu, „die Baronin von Molitor."

„Die Baronin Molitor?" fragte erstaunt der Clavierspieler, indem seine Finger und musikalischen Gedanken einen Seitensprung machten, während dem er rasch aufblickte und mit Vergnügen zu sehen schien, daß Alice im Nebenzimmer sich zu ihrer Mutter herabgebeugt hatte und mit derselben sprach.

„Sie selbst," antwortete Herr Kohler, wobei er seinen

Mund spitzte und die blaßblaue Brille mit großer Selbstgefälligkeit fest auf seine Nase drückte. „Die Baronin kam vorige Woche von ihrem Gute; ich war zufällig an der Eisenbahn und hatte das Glück, ihr beim Aussteigen behülflich sein zu dürfen."

„Nun, und dann?" fragte Victor dringend, während er scheinbar gleichgültig seine Finger über die Tasten hinlaufen ließ.

„Nun, die Baronin sprach von Diesem und Jenem; Sie wissen, daß sie einiges Zutrauen zu mir besitzt, denn eine Zeitlang — damals, nun Sie verstehen mich? — vermittelte ich zwischen ihr und dem Banquier ihres Gemahls. Sie sprach also von Ihnen, sich wohl erinnernd, daß wir Beide genau bekannt sind, und lobte Sie und Ihre Talente, na, wie man nur was loben kann; sie redete von einer Oper, welche Sie geschrieben, und erwähnte dabei einiger Sachen, die Sie ihr vorgespielt, — etwas Meisterhaftes, etwas Unvergleichliches!"

„Sie ist zu gut für mich," entgegnete der junge Musiker zerstreut.

„Und darauf können Sie sich etwas einbilden," versetzte Herr Kohler. „Eine Frau, die in ihren Kreisen den Ton angibt!"

„Ja," sagte Victor kopfnickend.

„Eine geistreiche Frau."

„Gewiß."

„Eine wunderschöne Frau. Ah! in der That, gewiß wunderschön!" sprach Herr Kohler enthusiastisch, nachdem er seine Fingerspitzen an die Lippen geführt und die Geberde eines Kusses gemacht.

„Das ist Alles wahr," entgegnete Victor träumerisch. „und ich muß mich glücklich schätzen, daß sie meiner freundlich gedenkt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0062-3

„Parole! — auf's Allerfreundlichste," sagte der Andere. Dann warf er einen Blick in das Nebenzimmer, lehnte sich über den Flügel vertraulich zu Victor hinüber, und sprach mit leiserer Stimme: „Apropos! ich hätte nicht gedacht, Sie hier zu finden; heute Abend ist eine große Soirée bei der Baronin."

„So?" fragte Victor im gleichgültigsten Tone der Welt.

„O Sie junges Krokodil!" erwiederte Herr Kohler lächelnd; „mir wollen Sie weiß machen, Sie wüßten nichts davon? Und sehe ich doch an Ihrem Anzuge, daß Sie wenigstens die Absicht hatten, anders wohin zu gehen. Kommt man vielleicht hieher in einer weißen Halsbinde?"

„Bin ich nicht da mit einer solchen?"

„Nun ja, das wundert mich auch genug. Es ist eine Soirée, wie ich gehört, welche die Baronin veranstaltet, Tableaux und dergleichen. Was weiß ich? Es ist immer irgend ein Amusement los für die, welche sich amusiren wollen."

„Und Sie?"

„Nun, ich zwinge mich auch, mich zu amusiren. Aber es will mir nicht immer gelingen. Deßhalb gehe ich so spät wie möglich."

Victor zuckte bei diesen Worten mit den Achseln, und unter seinen Fingern quollen aus den Saiten wilde, trübe, lang nachhallende Accorde hervor.

„Da hätte ich geglaubt," fuhr Herr Kohler fort, „daß Sie nicht fehlen dürften. Bei diesen Tableaux muß doch Jemand am Clavier begleiten, und wer könnte das besser thun als Sie mit Ihrem Talente und Ihrer Phantasie?"

„Die Baronin weiß, daß ich bei solchen Veranlassungen nie spiele," sagte ruhig der Künstler; „vor allen Dingen nicht in großer Gesellschaft."

„Hm! Hm!" hustete Herr Kohler etwas auffallend, und

als er gleich darauf in sehr animirtem Tone sagte: „O bitte, Victor, spielen Sie das noch einmal!“ blickte dieser auf und sah, daß Alice wieder in das Zimmer getreten war.

Sie setzte sich neben den Flügel hin, stützte ihren Arm auf denselben, und legte den Kopf in die Hand, so einige Augenblicke dem Spiel des jungen Mannes lauschend. Aber wie schon vorhin bemerkt, konnte sie heute Abend gar nicht mit seinen Phantasieen sympathisiren; es klangen Töne hindurch, die sie zurückstießen; was er vortrug, war wie ein düsteres Thal voll unheimlicher Schatten, das nur zuweilen von einem grell leuchtenden Blitze erhellt wird, wo man dann Wesen gewahrt, die einander erschreckt anstaunen und von denen eins vor dem andern zu fliehen scheint.

Das war der Zeitpunkt in unserer wahrhaftigen Geschichte, wo draußen der Herr Stadtrath Scheidel seinen Toast sprach, wo die Gläser zusammen klangen, wo sich Alice rasch erhob und in's Nebenzimmer ging, und wo man bald darauf die Stimme des Steuereinnehmers vernahm, welcher sehr laut nach Victor rief.

Dieser hörte anfänglich den Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, und wir glauben berechtigt zu sein, das Letztere annehmen zu dürfen, denn beim zweiten ähnlichen nur lauteren Rufe sah man ihn finster seinen Blick erheben, und erst beim dritten gab er zur Antwort:

„Was ist gefällig, Herr Steuereinnehmer?“

„O nicht viel,“ antwortete dieser wie immer bedächtig, aber mit sehr lauter Stimme; „wir möchten Sie nämlich sammt und sonders gebeten haben, uns etwas Genießbares aufzuspielen, das heißt für uns Genießbares. Sie haben doch nun wahrhaftig lange genug gestimmt.“

„Und das nennen diese Vandalen stimmen!“ sagte Herr Kohler kopfschüttelnd, aber leise. „Es sind doch wahrhaftig Bursche ohne alle Poesie.“

„Wissen Sie, lieber Victor," vernahm man jetzt die Stimme des Stadtraths, „was Lustiges. Tradiridirulala: Meinetwegen das:

Wir, wir wollen zum Zi — Za — Zimmermann schicken,
Zimmermann soll den Tanzboden flicken;
Tanzboden hat ein Loch."

„Nein, nein," hörte man den Steuereinnehmer sagen, „das sind keine Lieder, die sich für den heutigen Abend schicken. Nicht wahr, Duvallet? Mit Deiner Erlaubniß wollen wir unser bekanntes und beliebtes Lied vornehmen, wenn es dem Herrn Victor vielleicht gefällig wäre." Und alsdann begann er mit seiner rauhen, etwas zitternden Stimme:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein; gesegnet sei der Rhein; —
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein; uns diesen Labewein."

„Uns diesen Labewein," sangen die andern alten Herren in jubelndem Chor kräftig mit.

Anfänglich hatte Victor trotzig seine Weisen fortspielen wollen, da das aber namentlich in der Nähe des Flügels seltsam genug klang, so hatte ihm Herr Kohler zugeflüstert: „Der Klügste gibt nach." Auch war Alice näher getreten, hatte ihre geschlossene Hand auf das Instrument gestützt und mit einem etwas finsteren Blicke gesagt:

„Mein Vater singt auch mit, Victor, und die Mutter; ich dächte fast, Du könntest ihnen wohl den Gefallen thun, einzustimmen. Du hast überhaupt lange genug Deinen Phantasieen nachgegeben."

„Viel zu lange, willst Du wohl sagen, Alice," erwiederte der junge Mann bitter. „Ich weiß wohl, daß ich mit meinen Phantasieen euch Allen ein Dorn im Auge bin. Ja, wenn ich Menuetts oder Walzer oder alte Ge-

sellschaftslieder herunterleiern wollte, da wäre ich schon der rechte Mann. Ich weiß das wohl."

Sie zuckte die Achseln, öffnete ein klein wenig ihre schönen Lippen und sagte, indem sie den Kopf emporwarf:

„Du weißt, wie sehr ich Deine Phantasieen, überhaupt Deine Kunst schätze und achte. Aber Alles hat seine Zeit; Du könntest mir zu lieb dem Wunsche unserer Gäste nachkommen; wenn Du aber nicht willst, so lass' mich an den Flügel."

„Dir zu lieb thu' ich, was in meinen Kräften steht," versetzte Victor. Darauf trat er an das Pedal, lauschte eine Sekunde auf den Gesang, und dann fiel er mit lauten und gewaltigen Accorden in der Tonart, welche den alten Herren beliebte, so sicher in die herrliche Weise ein, daß ihn augenblicklich ein lauter Applaus dafür belohnte. Auch executirten die Sänger alle Verse des Liedes und hätten noch mehrere gesungen, wenn deren noch da gewesen wären.

Am Schlusse des Liedes konnte sich der Steuereinnehmer nicht enthalten, noch einmal wie zum Danke laut und heftig in die Hände zu klopfen, wobei er den Kopf seiner kölnischen Pfeife auf den Tisch stellte und dieselbe mit den Zähnen festhielt.

„Bravo! Bravo!" rief der Stadtrath; „da kann man doch sehen, wie angenehm das Clavierspiel ist, wenn es auf die rechte Weise angewendet wird. Besten Dank, Monsieur Victor," rief er in das Nebenzimmer hinüber.

Herr Kohler hatte sich indessen mit sehr spöttischem Gesichtsausdrucke über das Instrument gebeugt, als Alice das Zimmer wieder verlassen hatte, und stellte in diesem Augenblicke den bösen Geist vor, wie er im Faust hinter Gretchen steht und ihr zuflüstert: Wie anders war Dir's?

„Wie anders muß es Ihnen doch zu Muth sein," sagte der ehemalige Makler, „wenn Sie sich in den seinen

aristokratischen Kreisen bewegen, zum Beispiel bei unserer schönen Baronin, wo ringsum Todtenstille herrscht, wenn Sie einige Ihrer göttlichen Phantasieen spielen, und Sie auch nicht Gefahr laufen, dadurch in Ihren schönen Träumen gestört zu werden, daß so ein alter Philister verlangt, Sie sollen: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! — spielen. Es ist ein ganz poesieloses Volk — ich bin überzeugt, unser guter Duvallet, so eine brave Haut er auch ist, thut doch, als habe er auf Sand gebissen, wenn Sie den Flügel öffnen. — Man versteht Sie nicht hier im Hause, es ist doch traurig. — Die brave Nichte kann nun einmal nicht begreifen, wie man so thöricht sein kann, ein gutes Brod, wie der Kaufmannsstand bietet, zu verschmähen, um ein Musikant zu werden. — Musikant, wissen Sie, Victor, das ist bei denen der Ausdruck für Alles, vom Schnurranten auf der Gasse bis zum Hofkapellmeister im Theater. Die kennen keinen Unterschied."

„Das ist schon wahr: sie kennen keinen Unterschied," murmelte der junge Mann ergrimmt zwischen den Zähnen.

„Alice ist bei weitem die Beste," fuhr Herr Kohler fort; „Alice hätte anders werden können und müßte anders werden, wenn ihre Umgebung nicht gar zu hausbacken wäre."

„Alice fühlt tief, sie hat ein poetisches Gemüth," sagte Victor nachsinnend.

„Das will ich Ihnen durchaus nicht läugnen; aber was kann aus einem poetischen Gemüth werden, wenn man alles Mögliche dazu thut, dasselbe recht alltäglich zu machen! Blicken Sie um sich; muß die Marotte des alten Duvallet, — sonst so eine brave ehrliche Seele, — immer um fünfzig Jahre zurück zu sein, nicht auf das Mädchen einwirken? Und nicht blos seine Möbel sind so, oder er selbst hat einen Rock an, wie er zu Anfang des Jahrhunderts Mode war,

nein, auch die gute Frau und Alice müssen sich tragen, daß man sich oft kaum des Lachens erwehren kann."

„Und doch sieht Alice vortrefflich aus."

„Nun, das ist kein Wunder; nehmen Sie aber auch einmal den vollkommen tadellosen Wuchs des Mädchens und das bischen Gesicht. Na, da muß ich schon bitten! Aber lassen Sie das angezogen sein, wie es jetzt Mode —" dabei pfiff er selbstgefällig — „die Taille bis hier, und die Röcke, daß sie kaum zum Zimmer herein können — nun, was denken Sie?"

„Ja, ich gebe das zu," sagte Victor zerstreut, während er pianissimo eine chromatische Tonleiter abwärts stieg.

Herr Kohler legte seine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes, während er mit Daumen und Zeigefinger der Linken seine Brille faßte — er pflegte das nur zu thun, wenn er etwas mit großer Bestimmtheit ausdrücken wollte — und sprach dann mit sehr langsamer Stimme:

„Setzen Sie Alice, angezogen wie es sein muß, in den glänzendsten der Salons, die Sie zu besuchen pflegen, wo die schönsten Damen sind, und wir wollen sehen, ob eine von ihnen neben ihr bestehen kann."

„Jetzt aber ist es wahrhaftig genug!" hörte man den Fabrikanten laut und fröhlich rufen.

„Laßt uns noch einmal die Gläser füllen!" tönte darauf die Stimme des Herrn Duvallet.

„Meinetwegen," sprach der Steuereinnehmer, „und um anzustoßen mit dem Wunsche, daß wir uns nächstes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zusammenfinden."

„Ja, ja," antwortete der Commerzienrath mit sehr vernehmlicher Stimme. „Daß wir uns nächstes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zusammenfinden. Hier oder anderswo."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0068-7

„Wie so anderswo?“ riefen ein paar der alten Herren.

„Nun, nun, beruhigt euch,“ versetzte der Hausherr, „ich meine nicht das Jenseits. In unseren Jahren! ich hoffe, das hat noch lange Zeit. Aber ich habe gesagt: anderswo, weil es mir doch auch einmal einfallen könnte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ihr selbst habt mich ja schon oft dazu drängen wollen. Wer weiß,“ setzte er mit einem Pathos hinzu, das ihm sehr komisch ließ, „vielleicht kaufe ich nächstens ein Rittergut und bewirthe euch dort über's Jahr am heutigen Abend.“

„Ah! das ließe sich hören!“ meinte der Steuereinnehmer.

„Vortrefflich!“ jubelte der Stadtrath. „Auf ein solches Anderswo stoße ich mein Glas an, daß es in —“ er schluckte bei diesem Worte etwas schwerfällig — „lauter — — Sche — Scherben zusammenbricht. Und wenn Du wirklich ein Rittergut kaufen willst, Bruderherz, so hat es nichts zu sagen, — wenn — wir — Dir vorher — all' Deinen alten K — K — Kram zusammen schlagen.“

„Das sollst Du thun dürfen,“ sagte Herr Duvallet mit gutem Humor, „aber morgen, Bruderherz. Heute in der stillen Nacht macht es zu viel Spektakel.“

„Also,“ rief der Fabrikant, „darauf angestoßen und ausgetrunken.“

„Bis zur — Na — Nagelprobe,“ sprach sehr schwer schluckend Herr Scheidel.

„Und jetzt kommt das allerbeste Glas,“ sagte lustig Herr Duvallet. „Ihr wißt wohl, zu welchem Lied, das zu Ehren des Wirthes ja nicht fehlen darf. Das heißt, wenn euch meine Weine geschmeckt.“

„Ob sie uns geschmeckt, Bruderherz!“ erwiederte der Stadtrath mit tiefer Rührung, wobei er Herrn Duvallet umarmte und auf beide Wangen schmatzte. — „Ka —

pital — kapi — tal waren sie; wer das läugnet ist ein Phariſäer."

„Dann ist es aber auch Zeit zum Aufbruch," meinte der bedächtige Steuereinnehmer.

„Die Gläſer sind gefüllt," sagte der Fabrikant. „Fang' an Scheidel, aber nicht zu hoch."

Der Stadtrath wandte sich etwas schwerfällig gegen das Nebenzimmer und sprach mit schwerer Zunge:

„Herr Victor, Sie wissen, was man noch zum Abschied singt. Fangen Sie an und geben Sie aber Achtung, daß Sie uns nicht daraus bringen."

Dann begann er mit etwas zitternder Stimme zu singen:

„Jetzt schwingen wir den Hut

und

der Wein, der Wein war gut"

fiel der Chor der alten Herren selig und vergnügt ein.

„Der Kaiſer trinkt Burgunderwein.
Sein schönſter Junker ſchenkt ihm ein.
Und ſchmeckt ihm doch nicht be—e—e—e—ſſer."

Alice war wieder in das Nebenzimmer getreten und hatte sich lächelnd neben den Flügel gestellt. Victor hatte ohne Weiteres die Weise, welche draußen gesungen wurde, aufgenommen, und während er sie nun variirte, blickte er in die dunklen Augen des schönen Mädchens und vertiefte sich unwillkürlich in den Gedanken, den Herr Kohler vorhin ausgesprochen. Und dieser hatte Recht: wenn er sich die herrliche Gestalt dachte, die schon so wunderbar in dem einfachen, altmodischen Hauskleide erschien, mit all' dem Glanz, all' der Pracht umgeben, welche wohl im Stande ist, eine Schönheit wenn auch nicht zu schaffen doch zu erhöhen, wenn er sie sich so vorstellte, umgeben von Spitzen und Blumen, von leuchtender Seide und blitzenden Brillan-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0070-8

ten, so mußte er sich schon gestehen, daß sich gewiß Jedermann nach ihr wenden, um sie sich bemühen müsse.

Die alten Herren draußen hatten nun singend wirklich den Hut geschwungen, bei welchem Liede, da es ja dem Wirthe galt, auch Herr Kohler mitgewirkt hatte, und waren dann abgezogen in höchst vergnüglicher Stimmung und sich gestehend, daß sie einen heiteren, kostbaren Abend verlebt.

Victor schloß den Flügel, trat in das Nebenzimmer, und der Commerzienrath gähnte etwas Weniges, als der junge Mann Abschied nehmend zu ihm trat.

„Wir werden Dich wohl morgen nicht sehen," sagte er.

„O doch, ich werde jedenfalls vorbei kommen, sei es auch nur, um mich zu erkundigen, wie ihr Alle geschlafen habt."

„Bei uns ist das, Gott sei Dank! eine überflüssige Frage," erwiederte lachend die Commerzienräthin. „Heute ist es freilich ein bischen später als sonst geworden, aber dafür werden wir auch desto fester schlafen. Die Ruhe des Gemüthes ist dabei die Hauptsache, und aus der kommen wir nicht heraus. Nicht wahr, Alice?"

„Ja, so ist es," versetzte das junge Mädchen mit etwas leiser Stimme. Zu gleicher Zeit bückte sie sich aber auch, um eine Serviette aufzuheben, die auf den Boden gefallen war.

Der Commerzienrath war an eins der Fenster getreten, hatte in die stille Nacht hinausgeblickt und sagte, als er nun wieder an den Tisch zurückkehrte:

„Es war das ein schöner Abend, ein gelungener Abend; ich glaube auch, daß sich unsere Freunde recht sehr amusirt haben. Ihr Beide," wandte er sich an Frau und Tochter, „habt etwas Last davon gehabt, namentlich bei unserer einigermaßen beschränkten Wohnung."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0071-3

Er sprach das, indem er einen lauernden Blick auf seine Frau warf.

„Darin hast Du Recht," antwortete diese. „Die beschränkte Wohnung macht, daß jede Gesellschaft für uns mit größeren Kosten, jedenfalls mit größeren Mühen verbunden ist. Hätten wir zwei oder drei Gesellschaftszimmer, — wie es sich gehörte," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „so ließe man Alles stehen und liegen bis morgen früh; so aber, wo das Wohnzimmer bei guter Zeit wieder gerichtet sein muß, heißt es jetzt noch aufräumen."

„Das thätest Du auch, wenn Du sechs Gesellschaftszimmer hättest," sagte launig Herr Duvallet; „Du hältst es mit dem Sprüchwort Deiner seligen Mutter:

Was Abends nur ein Tast,
Ist Morgens eine Last.

„Gib das zu, gute Seele. Draußen steht das Spülwasser schon parat, und wenn ich zu Bette bin, und Victor aus dem Hause ist, so fangt ihr an zu wirthschaften, daß es ein Vergnügen ist. — Was, Alte, habe ich Unrecht?" Er tippte lächelnd mit dem Finger auf den dicken Arm seiner Gattin. „Bleib einmal ernsthaft, wenn es nicht so ist."

Das war aber nun der guten Madame Duvallet platterdings unmöglich: sie machte freilich ein paar krampfhafte Versuche, ihre hin und her zuckenden Mundwinkel zu beruhigen, aber es wollte ihr das nicht gelingen; sie platzte in lautes Lachen aus, wobei sie rief:

„Jetzt sollte ich doch beim lieben Gott weinen über den Undank von dem Manne! Statt mich zu trösten, verspottet er mich noch. Aber siehst Du, Alice, das ist unser Loos, nichts als Mühe und Arbeit und keinen Dank dafür."

„Nun, ich wünsche euch beste Unterhaltung," sagte

Herr Duvallet; „gute Nacht, Victor!“ Er küßte seine Tochter auf die Stirne, nahm vom Nebentisch einen Handleuchter und ging in sein Schlafzimmer.

Victor blickte verstohlen auf seine Uhr, was jedoch Alicen nicht entging.

„Wenn ich euch noch etwas helfen kann,“ sagte er, „so thue ich es mit Vergnügen.“

„Geh' Du nach Hause und zu Bett,“ versetzte gutmüthig die alte Frau. „Ein Mensch von Deinen aufgeregten Nerven muß seine Nachtruhe haben. Oder hast Du sonst noch etwas vor?“

„Ich wüßte nicht,“ erwiederte der junge Mann zögernd, „und wenn ihr meine Gegenwart wünscht —“

„Nein, nein,“ sprach die Commerzienräthin, „Du störst uns nur.“

Alice sagte nichts; sie war zu der verschnörkelten Standuhr getreten, die auf der altmodischen Kommode stand, und während sie das Werk aufzog, was sie jeden Abend zu thun pflegte, blickte sie auf das Zifferblatt. Es war fast ein Uhr.

„Also gute Nacht, Tante!“ sagte Victor, „gute Nacht Alice! Gute Nacht! schlaft wohl!“

Er reichte Beiden die Hand und verließ das Zimmer; gleich darauf hörte man ihn die Hausthüre vernehmlich schließen.

Wie es der Commerzienrath prophezeit, erschien nun das Dienstmädchen des Hauses mit einem großen Kübel voll Spülwasser, und Madame Duvallet und die Magd begannen emsig die gebrauchten Gläser und übrigen Gefässe zu reinigen, während Alice den Tisch abräumte, die Stühle auf ihren Platz rückte und die überflüssigen Lichter auslöschte.

„Man arbeitet in der Nacht, wenn es so still um

uns her ist, so leicht und angenehm," sagte das junge Mädchen nach einer Pause. „Ich glaube, jetzt schläft fast Alles in der Stadt."

Bei diesen Worten blickte sie ihre Mutter fragend an.

„O nein," erwiederte diese, „bei den vornehmen Herrschaften geht das Leben erst recht an. Jetzt, während wir uns zur Ruhe legen, beginnen ihre Gesellschaften eigentlich erst."

„Also kann man noch um diese Stunde in ihre Soiréen gehen?"

Die alte Frau warf einen Blick auf die Uhr, dann versetzte sie: „O ja, es soll sogar recht vornehm sein, sehr spät zu kommen."

„Vielleicht," sagte das junge Mädchen nach einer Pause, während welcher es sich sehr eifrig mit dem Krystall beschäftigt hatte, „geht man auch dann so spät in diese Soiréen, wenn man sich dort nicht besonders interessirt, und doch nicht ganz wegbleiben mag, um nicht unhöflich zu erscheinen."

„Nein, nein, Kind," entgegnete die Commerzienräthin, „ich glaube, wer in eine solche Gesellschaft geht, nur um sich zu zeigen, der ist so früh wie möglich da."

„Aber weßhalb denn?"

„Mir erzählte Dein Vater davon, der sich ja auch Anstandshalber ein paar Mal im Winter im Salon des Ministers zeigen muß. Leider hat er an so etwas gar keine Freude," sprach sie mit einem leichten Seufzer, „und da geht er alsdann hin so früh wie möglich, macht sein Compliment und bleibt recht nahe an der Eingangsthür stehen, um wieder hinaus zu können, so bald dort Niemand sichtbar ist, der ihn beobachten könnte. Papa sagte mir auch, daß, als er einige Mal da bleiben mußte, weil ihm der Herr Minister gesagt, er müsse ihn später etwas fragen,

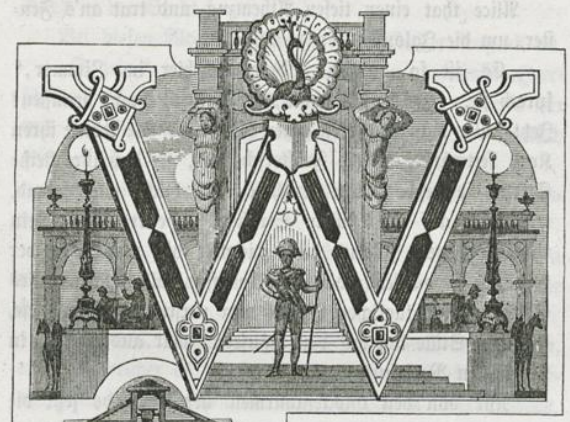
die genauen Freunde und Bekannte des Hauses sehr spät gekommen seien."

Alice that einen tiefen Athemzug und trat an's Fenster, um die Jalousieläden zu öffnen.

„Es ist so dunstig und warm hier im Zimmer," sprach sie. — „Ach, die schöne, kühle, klare Nacht draußen! Jetzt sollte man spazieren gehen können." Sie lehnte ihren Kopf seitwärts an die Fensterscheiben, so daß ihre heiße Stirne die frische Fläche berührte, und blickte nachdenkend, träumend auf die stillen Straßen. Heller Mondschein ruhte auf dem Pflaster und zeichnete die eine Reihe der Gebäude in dunkeln schattigen Umrissen: aller Lärm, alles Gesumme des täglichen Lebens war verstummt, eine tiefe, feierliche Stille lag auf den Häusern, war ausgebreitet in der kühlen Nachtluft.

Nur von den Glockenthürmen herab wurde jetzt die allgemeine Ruhe gestört: — es schlug die erste Stunde.

Die zweite Stunde.



Fellmann

Wenn man um die erste Stunde durch einen großen Theil der Straßen der Residenz ging, so mußte man sich schon gestehen, daß die Nacht hier ihr strenges Recht übte. Da sah man nur höchst selten an den Fenstern der Häuser den Schein eines trübseligen Nachtlichtes, welche hinter herabgelassenen Vorhängen vielleicht einem Kranken leuchtete, oder sonst einem unruhig Schlummernden; da hörte man auf dem Pflaster nur selten Tritte, oder wo diese erklangen, waren sie begleitet von dem Aufstoßen eines eisenbeschlagenen Stockes,

einem der Insignien des Nachtwächters, der verdrossen und schlaftrunken umherschlenderte, um die Stunden abzurufen.

Es gab aber dagegen auch wieder andere Theile der Stadt, wo man um diese Zeit noch erleuchtete Fenster sah, wo man plaudernde und lachende Spaziergänger bemerkte, wo man auch das Rollen der Equipagen hörte; es waren das Straßen, wo sich große Café's befanden, oder wo die Aristokratie wohnte, bei deren Festen und Soiréen es, wie Madame Duvallet vorhin gesagt, zum guten Tone gehörte, recht spät zu kommen.

Vor uns, am Ende jenes kleinen Platzes, sehen wir ein Haus mit erleuchteten Fenstern, dessen Thor weit offen steht und auf einen ebenfalls glänzend erhellten Hof führt, von wo der Eingang in's Haus durch eine breite Treppe mit weit überstehendem Glasdach bezeichnet ist, welches letztere eigenthümlich funkelt und strahlt bei dem Glanze zweier mächtiger Gascandelaber, deren weiße Flammen in die Höhe sprühen und nicht nur das Glasdach über ihnen, sondern auch ein Netz von Schlingrosen, die an den Seiten und in der Höhe eine förmliche Laube über der Thür bilden, auf's Phantastischste beleuchten.

Auf der Treppe des Hauses steht ein wohlbeleibter Portier, in großer Livrée, angethan mit dem breiten Bandelier, in dem der unbedeutende Degen steckt, in den Händen den Stock haltend mit dem dicken silbernen Knaufe, auf dem Kopfe den goldbordirten Hut, und die ganze Persönlichkeit übergossen und aufgeblasen von der Würde, die dem Thürsteher eines vornehmen Hauses nothwendiger Weise zukommt.

In dem Hofe halten über ein Dutzend herrschaftlicher Equipagen, alle mit hellstrahlenden Lichtern in den Laternen, eine kleine feierliche Illumination bildend, die so vortrefflich paßt zu dem wohlgenährten bunten Portier und

zu dem Lichtmeer, in welches der Vestibul des Hauses gehüllt ist. Diese Lichtmasse coquettirt mit den glänzenden Equipagen, mit den stattlichen Pferden, und strahlt wider in den großen, leuchtenden Augen der edlen Thiere, in den reich mit Gold und Silber beschlagenen Geschirren.

Die Rosselenker haben es sich bequem gemacht; während die linke Hand mit dem Zügel nachlässig auf dem Knie ruht, hält die rechte die lange Peitsche mit der zusammengewickelten Schnur; der Knopf des Griffes ist auf den Schenkel aufgestützt. Andere haben sich auch wohl leicht hintenüber gelehnt, halten die Zügel unter einem Beine, während sie mit über einander geschlagenen Armen behaglich ruhend an der Conservation Theil nehmen.

Die Lakeien der betreffenden Equipagen stehen theils bei ihren Wagen, theils umgeben sie den Portier auf der Treppe, wieder andere halten sich mit Mänteln und Shawls auf dem Arme im Vestibul auf.

Ein junger Mann erscheint jetzt unter der Einfahrt, nähert sich der Treppe, und als ihn der Portier erkennt, nimmt dieser seinen Stock bei Seite und macht dem Angekommenen eine Verbeugung, nicht sehr tief, mit einer leichten Mischung von Vertraulichkeit und Ehrerbietung.

„Sind wir schon sehr spät daran?“ fragte der Angekommene; worauf der Thürsteher erwiederte:

„Sie werden immer noch nicht der Letzte sein, Herr von Barring.“

Dieser antwortete mit einem leichten Kopfnicken und trat alsdann in eine Garderobe neben dem Vestibul, wo er seinen leichten Sommerpaletot in die Hände des Lakeien warf, und sich dann vor dem Spiegel Haar und Bart und sein weißes Halstuch ein wenig ordnete.

Unmittelbar hinter ihm war ein Coupé im vollen Laufe der Pferde in den Hof gerollt, und der Kutscher parirte

so geschickt vor der Treppe, daß die Thüre des Wagens genau in der Mittellinie derselben hielt. Ein Lakai riß den Schlag auf und eine junge Dame glitt auf den reichen Teppich, der die steinernen Stufen und noch ein Stück des Pflasters bedeckte.

Die Dame, rauschend in ihrem unendlich weiten Kleide von schwerem Seidenstoff, hielt ein übermäßig großes Blumenbouquet in der Hand; sie betrat das Vestibul in dem Augenblick, als der vor ihr Angekommene aus der Garderobe kam und sie mit einer tiefen Verbeugung bei sich vorübergehen lassen wollte.

„Bon soir! Herr von Barring," sagte die Dame, indem sie lächelnd mit der Hand winkte und einen flüchtigen Blick aus ihren kokett schläfrigen dabei aber schönen Augen auf den jungen Mann warf. „Gehen Sie oder kommen Sie erst?"

„Ich komme so eben, gnädige Gräfin."

„Gut, dann können Sie mich begleiten. Geben Sie mir Ihren Arm."

Victor glitt gewandt auf die linke Seite, um der Dame seinen rechten Arm anzubieten.

So schritten Beide durch das Vestibul, an dessen Ende ein Bedienter beide Flügelthüren öffnete und das Paar, welches sich so zufällig zusammen gefunden, eintreten ließ.

„Die gnädige Gräfin kommen aus einer andern Gesellschaft?" fragte Victor, während sie ein elegant möblirtes aber leeres Vorzimmer betraten.

„O nein," erwiederte die Dame, „ich fühlte mich heute Abend entsetzlich unwohl; ich legte mich früh nieder, war aber nicht im Stande einzuschlafen, und ließ den Grafen allein hieher gehen. Was sollte ich mich aber in meinem langweiligen Schlafzimmer mit beängstigenden Phantasieen

plagen? Ich bemerkte an der Luft, welche durch die geöffneten Fenster drang, daß es draußen göttlich sein müsse; auch war es noch sehr früh, und da ich nicht wußte, was ich machen sollte, so fragte ich bei meinem Orakel um Rath."

„Und wie so das, gnädige Gräfin?"

„Nun, halb und halb hatte ich wohl Lust hieher zu gehen," entgegnete sie leicht, „wogegen ich anderntheils auch fast ebenso gerne zu Hause geblieben wäre. In solchen Fällen nun befrage ich eins meiner Orakel. Stehen Rosen auf meinem Tische, so zähle ich an den Knospen Ja und Nein; zuweilen lasse ich mir auch Karten bringen, und wenn das erste Aß links fällt, so bleibe ich zu Hause. Auch zähle ich manchmal, wenn ich gerade nichts bei der Hand habe, das: soll ich? oder soll ich nicht? an den Schnüren meines Kleides ab. — Ich kann Sie versichern, Herr von Barring, es ist das eine sehr empfehlenswerthe Methode, über Unschlüssigkeiten hinwegzukommen, und ich rathe Ihnen dazu."

„Das kann man aber nur bei sehr gleichgültigen Dingen thun, und nicht bei etwas, wo das Herz mitempfindet."

„Das Herz?" erwiederte die Gräfin spöttisch fragend. „Gerade da ist es gut, wenn wir einen unparteiischen Rathgeber haben."

„Und Sie folgen demselben jedenfalls?"

„Wenn ich einmal anfrage, unbedingt. Ohne indiscret zu sein, kann ich Ihnen sagen, daß es mir zum Beispiel heute Abend nicht gleichgültig gewesen wäre, wenn mein Orakel mir befohlen hätte, zu Haus zu bleiben; aber ich hätte ihm unbedingt gefolgt in der Ueberzeugung, daß das vielleicht besser sei."

„So bin ich dem Orakel dankbar," sagte galant der junge Mann, „daß es so und nicht anders gesprochen."

Die Gräfin lachte laut auf, ehe sie antwortete:

„Das sind Redensarten, Herr von Barring; Sie sagten das nur, weil es Ihnen gerade in den Kopf kam. Es ist aber auch gut, daß nichts hinter diesen Worten steckt, sonst wäre es schlimm für —" Sie sah ihn mit einem schalkhaften Lächeln an.

„Für mich, gewiß für mich! gnädige Gräfin."

Worauf sie ziemlich trocken erwiederte: „O nein, für Jemand anders."

Sie betraten jetzt einen reichen, ziemlich großen Salon, in dem sich Herren und Damen befanden; von den ersteren standen mehrere hie und da zusammen mit einander plaudernd, andere saßen in den verschiedenartigsten Fauteuils oder lehnten an die Sophas, mit den Damen lachend und plaudernd, von denen immer zwei, drei oder auch vier einen Mittelpunkt bildeten, der von den jüngeren und älteren Herren umschwärmt und häufig mit neckenden Worten angegriffen wurde. Selten sah man zwei oder drei Damen in irgend einer Ecke allein, oder wo dies vorkam, waren dieselben in so eifriger Conversation begriffen, daß sich ein Unberufener wohl aus diesem Grunde nicht zu nahen wagte. In diesem Fall schienen aber auch die wichtigsten Themata verhandelt zu werden und auffallender Weise entweder mit vergnügt lächelndem Munde, mit heiter glänzenden Augen, oder mit zusammengezogenen Lippen und finsteren Blicken — Frieden oder Krieg. Aus diesem Salon führte eine breite Thüre auf eine Terrasse, über die ein Zelt gebaut war, und welche vermittelst grünender und blühender Bäume, unzähliger Blumen, phantastischer Lampen und reizender Sitze, die auf's Zierlichste zwischen den Gebüschen eingepaßt waren, zu einem wirklich feenhaften Gemache umgestaltet worden.

Im ersten Salon hatte man den Eintretenden gerade nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt; nur hie und da winkte ein Fächer grüßend aus einer der Damengruppen hervor,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0081-9

was die Gräfin mit ihrem Blumenstrauß erwiederte. Wohl hätte man auch einen fragenden Blick bemerken können, der unwillkürlich auf Victor fiel und von einer Andern mit einem leichten Achselzucken beantwortet wurde.

Nur ein paar Herren näherten sich mit ziemlich langsamen Schritten von einer Fensternische her, und der Eine, eine lange, trockene Figur — er mochte hoch in den Vierzigen sein, hatte wenig Haar, trug seinen Schnurrbart stark emporgedreht, war aber sehr gewählt und äußerst elegant gekleidet — schritt auf die Gräfin zu, blieb eine Sekunde nachläßig vor ihr stehen, und sagte im gleichgültigsten Tone von der Welt:

„So, es geht Dir besser, Du bist noch gekommen?"

„Wie Du siehst," entgegnete sie; „es war wahrhaftig zu langweilig allein zu Hause."

„Und Sie hatten Recht," sprach der andere der beiden Herren, „uns noch mit Ihrer Gegenwart zu beglücken."

Die Gräfin neigte ihren Kopf mit einem freundlichen Lächeln gegen den, der so eben gesprochen, und als sie gleich darauf ihr Haupt wieder erhob und ihre Züge wieder völlig ernsthaft geworden waren, sagte sie zu ihrem Gemahl, welcher seinen langen Schnurrbart zwischen den Fingern drehte: „Wo ist denn Camilla?"

„Sie wird draußen auf der Terrasse sein," antwortete der Graf. „Soll ich nachsehen?"

„Danke, ich will Dich nicht stören. Ich muß doch selbst nachschauen."

Damit verließ sie den Salon und trat unter das Zelt, wo vielleicht acht Damen waren, die in einer malerischen Gruppe im Kreis umher auf niederen Fauteuils und Causeusen bei einander ruhten, während von vier Herren zwei auf Tabouretten zwischen den Damen saßen und die andern vor der Gruppe standen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0082-4

Es war ein vollkommenes und reizendes Bild, diese acht schönen Mädchen und Frauen in ihren eleganten Toiletten, anmuthig lehnend in den weichen Kissen, die vollen Schultern und Arme so blendend hervorleuchtend, so förmlich glänzend unter dem hellen Lichte, das gerade auf die Gruppe fiel und sich dort so gern und bereitwillig zu lagern schien.

Rings umher nickten die grünen Zweige herab und bildeten mit den sanften Farben der Blumen — sanft gegen die hellen Töne der glänzenden seidenen Stoffe, gegen den leuchtenden Schimmer der Arme und Hände, gegen das Blitzen der Augen und der Brillanten — eine der zierlichsten Einfassungen, die man sich nur denken kann.

Aus der Mitte der Damen erhob sich eine schöne, stattliche Frau, eine prächtige Gestalt, in der sich die Formen des Weibes mit der elastischen Weichheit des Mädchens vereinigten, — die Herrin des Hauses, die Baronin Molitor. Sie gab der eben Angekommenen die Hand und reichte dann dem jungen Manne die Fingerspitzen, die dieser innig küßte, worauf sie der Gräfin einen Sitz neben sich anwies.

Beide waren sehr schöne Frauen, aber ganz verschiedener Art. Während Alles an der Baronin, ihre Gestalt, ihre vollen Formen, ihre klaren, herrlichen Augen, ihre frischen Zähne, die Röthe auf ihren Wangen, der unaussprechliche Schimmer, der auf ihrem Nacken und ihren Armen lag, ihr volles dunkles Haar, ja alle ihre Bewegungen, selbst der Ton ihrer Stimme das vollkommenste Bild der Gesundheit darstellte, einer üppigen Blüte, dabei aber eines jugendlich heiteren Gemüthes, einer vergnügten Natur, eines Wesens voll Herzensgüte und Edelmuth, kurz einer Schönheit, von der man sagen könnte, sie sei die Schönheit eines Engels, hätte man die Schönheit der Gräfin als eine teuflische Schönheit bezeichnen müssen.

Diese war schlank, ohne mager zu sein, und in ihrem

Wesen außerordentlich elastisch, gewandt, ruhelos. Sie hatte die zierlichsten Hände und Füße, die man sehen konnte, eine außerordentlich feine Taille, die sie zu halten wußte wie Wenige. Was aber die Männer theils anzog, theils abstieß, und was unsern Vergleich: eine teuflische Schönheit, vielleicht rechtfertigen könnte, war der Ausdruck ihres Kopfes, ihres Gesichtes, von einer antiken regelmäßigen Schönheit, von einer kalten Schönheit, zu urtheilen nach der Ruhe, die gewöhnlich auf ihren Zügen lag, nach der Bläße ihres Teints, aber nicht nach dem Glanze ihrer Augen, wenn sie dieselben aufschlug und hervorleuchten ließ das Erglühen eines Vulkans unter seiner Schneehülle.

Diese Augen aber hatten etwas Reizendes, etwas unwiderstehlich Anziehendes; in der Art der Spanierinnen öffneten sie sich nur selten vollkommen, um in ihre ganze Glut schauen zu lassen, gewöhnlich wurden sie wie schläfrig von den Lidern zugedeckt — glänzende Nattern unter den überhangenden dichten Ranken des Urwaldes, gefährlich dem sich unbedachtsam Nähernden.

Schon als die Gräfin den ersten Salon betreten, hatte sie ihre Blicke aus den halb geschlossenen Augen rings umher gesandt, von Allen unbemerkt, ohne den Kopf dabei zu wenden. Auch hier unter dem Zelte schaute sie um sich, wobei sie, um keine Absicht merken zu lassen, damit freundliche Grüße an die anwesenden Damen und Herren verband.

„Schade, daß Du nicht früher gekommen bist," sagte die Baronin, „das Concert und unsere kleinen Tableaux sind vortrefflich gelungen. Hat Dich etwas zurückgehalten?" setzte sie nach einer Pause mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Meine Migräne, sonst nichts," erwiederte die Gräfin, „und ich wäre auch nirgend anders wohin gegangen, als

gerade zu Dir, meine liebe Camilla, wo man so ungenirt sein kann. An der Thüre traf ich Herrn von Barring," fuhr sie mit einem so gleichgültigen Tone fort, daß dieser Ton fast wie absichtlich erklang. „Ich mußte ihn aber bitten, mir seinen Arm zu geben, sonst hätte er mich allein gehen lassen. — So, ihr habt also probirt?" Bei diesen Worten blickte sie abermals forschend rings umher. — „Und es ist gut gegangen?"

„Wie ich Dir sagte: vortrefflich. — Ei, Herr von Barring," wandte sich die Baronin an Victor, „seien Sie so gut, Ihren Freund aufzusuchen; er hat nach Ihnen verlangt; Sie werden ihn im großen Saale finden, er hat die Tableaux mit einer wahren Aufopferung geleitet."

Victor hatte sich auf ein Tabouret so dicht hinter den Fauteuil der Frau des Hauses gesetzt, daß ihr weites, bauschiges Kleid von weißer Seide sein Knie berührte, und daß, als sie sich nun umwandte, ihr schönes klares Auge unmittelbar vor seinem Gesichte erschien; er fühlte den Hauch ihres Athems, und als er sich dadurch fast verwirrt, betäubt erhob, legte er unwillkürlich seine Hand auf die Rücklehne ihres Sessels, wodurch seine warmen Finger mit ihrer kalten, glatten Schulter in Berührung kamen. Daß sie nicht zusammenzuckte, ließ ihn tief aufathmen.

Er verließ die Terrasse, trat in den Salon zurück und ging durch denselben nach dem großen Saale, zu dem man durch ein kleines Zimmer gelangte. Dieses war ziemlich dunkel, und auch in dem anstoßenden großen Gemache brannten nur wenige Lichter.

Hier war noch die ganze Einrichtung zur Concert-Vorstellung geblieben; im Hintergrunde war eine kleine Bühne aufgeschlagen, deren emporgezogener Vorhang ein mittelalterliches Zimmer sehen ließ, dessen man sich beim letzten Tableau bedient. Vor der Bühne standen in mehreren Reihen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0085-1

von einer Seite des breiten Saales bis zur andern, ein paar hundert Sessel, die das ausgewählte Publikum eben verlassen.

Jetzt aber ruhten hier ein paar Lakeien von des Tages Last und Hitze, jeder sehr bequem über drei Fauteuils ausgestreckt, Zähne stochernd aus. Beim Anblick des jungen Mannes sprangen sie in die Höhe, und auf seine Frage nach Herrn Stifter eilte einer der Lakeien voran über die Bühne hinweg nach dem Hintergrunde des Saales, wo sich, von einem dicken Vorhange bedeckt, große breite Glasthüren befanden, die auf einen geräumigen Balkon führten.

„Da finde ich Dich in stiller Einsamkeit!" rief Victor, nachdem sich der Lakei entfernt und der Vorhang hinter ihm zugefallen war, einer Gestalt zu, die bei dem ungewissen Lichte der Nacht nur undeutlich zu erkennen war, und auf einem Stuhle sitzend Arme und Kopf auf der Brüstung des Balkongeländers ruhen ließ.

„Ah!" rief Herr Stifter, indem er sich umwandte, „Du bist es? Kommst so spät noch? — Du warst bei Deinen Verwandten?"

„Natürlich, ich war bei dem Commerzienrath; ein Familienfest. Wie hätte ich da fehlen können!"

Der am Geländer machte eine heftige Bewegung; er seufzte tief auf, dann gab er mit gepreßter Stimme zur Antwort:

„Danke Gott, daß Du nichts in Deinem Herzen fühlst, was Dich veranlaßt, bei einem Familienfest der Deinigen zu fehlen, um hieher zu kommen, — hieher, wohin wir nie gehen sollten."

„Ei, ei, Du scheinst mir in einer trüben Laune zu sein, und hast doch keine Ursache dazu," sprach Victor. „Von der Baronin hörte ich doch so eben, die Aufführung eurer lebenden Bilder sei ganz außerordentlich gelungen vorüber ge-

gangen. Damit kannst Du doch wohl zufrieden sein, denn Du hast gerade so in deinem Berufe gearbeitet, als wärest Du ein paar Stunden vor der Staffelei gesessen."

„Wir sollten nicht hieher gehen," wiederholte der Andere mit dumpfer Stimme, „nie in diese Kreise gehen."

Bei diesen Worten legte er seine heiße Stirne, wie um sie abzukühlen, auf die eiserne Brüstung des Balkongeländers.

Den jungen Musiker, der leicht achselzuckend seinem Freunde zusah, schienen dergleichen Aeußerungen desselben nicht zu befremden, denn er entgegnete:

„Das hast Du Dir und mir schon oft genug gesagt; mich haben Deine Reden nicht überzeugt, und Du selbst hast nie nach Deinen Worten gehandelt."

„Das ist gerade das Entsetzliche," sprach der Maler, indem er emporfuhr, „daß ich den Abgrund vor meinen Füßen sehe und doch nicht anders kann, als am Abhange desselben gedankenlos hinzuschlendern. Was Dich anbetrifft, so ist das etwas ganz Anderes; Du bist ein freier Mensch, Du hast Niemanden als Dir selbst von Deinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben, und Dein Inneres wird Dich nicht verdammen, wenn Du hieher kommst, angezogen von den schönen und doch so furchtbaren Augen eines schrecklichen Weibes. O, es liegt in ihrem Blicke etwas Dämonisches, und was sie einmal gefaßt hat, das läßt sie nicht fahren, sie hält es fest, wie die Spinne ihr Opfer, bis sie ihm wie diese das Herzblut ausgesogen."

„Du bist für mich ein Räthsel," entgegnete Victor; „Du hast mir nie einen Namen genannt, und darnach unaufgefordert zu rathen, wäre selbst für einen ganz genauen Freund indiscret."

„Ah, furchtbar!" rief der Andere, und dabei schüttelte er die langen dunkeln Haare aus seiner Stirne, wandte

sich hastig gegen seinen Freund um und sprach dann mit flehender Stimme:

„Victor, Du bist stärker als ich, Du hast mehr Willenskraft, Du hast mir schon oft gesagt, Du meinest es gut mit mir, mit Therese und mit meinen armen Kindern. Wenn dem so ist, wenn Du etwas für uns thun willst, so nehme mich von diesem Orte fort, reiß mich nöthigenfalls mit Gewalt hinweg. Ja, Du wirst Gewalt brauchen müssen," setzte er finster lachend hinzu, „eine Gewalt, die Du gar nicht anwenden kannst und willst."

„Du bist wieder einmal sehr aufgeregt," versetzte der Musiker, nachdem der Andere ein paar Augenblicke geschwiegen. „Aber nimm mir nicht übel, wenn Du Dich von hier fortsehnest — und ich glaube auch, es ist besser, daß Du gehst — so thue das in Gottes Namen. Was hast Du überhaupt hier im Dunkeln auf der Altane zu sitzen? Misch' Dich in die Gesellschaft drüben, wo man Dich gern sieht, wo Du freundlich aufgenommen bist. Geh' nach Hause."

„Zu ihr und zu den kleinen Kindern," sagte Herr Stifter nachdenkend. „Ja, wenn sie mich jetzt freundlich empfinge, wenn sie mir sagte: erzähle mir, wie es dort gewesen ist, wo Du herkommst, wenn sie sich freuen würde an der Schilderung, die ich ihr so lebhaft machen könnte von dem schönen Concerte, von den herrlichen Tableaux, die wir gestellt."

„Ja, ja, und von den schönen Mädchen und Weibern, die mitgewirkt," fiel ihm Victor kopfnickend in die Rede. „Du kannst am Ende nicht von ihr verlangen, daß sie sich das ruhig von Dir soll erzählen lassen und ein Vergnügen dabei empfinden. Ich weiß, daß sie es nicht gern sieht, wenn Du in diese Gesellschaften gehst."

„Aber ich muß hingehen," erwiederte der Maler heftig; „ich thue es der Kunst zulieb und meiner Existenz. Von

all' den guten Freunden und Freundinnen meiner Frau, die, wie ich wohl weiß, achselzuckend sprechen, daß ich mich in diesen Kreisen bewege, und die durch ihre hämischen Aeußerungen Therese gegen mich eingenommen haben, von all' denen fällt es Niemand ein, sein ordinäres Gesicht von mir malen zu lassen. Oder wenn das je einmal geschieht, so wird vorher mit mir bis zum Ekel gehandelt, und dann muß ich mich noch all' diesen hausbackenen Launen fügen. O wie bist Du zu beneiden, der es nur mit der göttlichen Harmonie zu thun hat!"

„Ja, ich und meine Frau," sprach lächelnd Victor, „wenn ich einmal eine haben werde; denn, um meine Kunst auszuüben, dazu brauche ich nicht stundenlange Têtes à Têtes mit den schönsten Weibern, brauche auch nicht lebende Bilder zu arrangiren im verführerischen Halbdunkel einer Bühne. O ich kann es Therese nicht übel nehmen, daß sie eifersüchtig ist."

„So sprichst auch Du gegen mich!" rief der Andere aufbrausend. „Da ist wahrhaftig Keiner, Keiner, Keiner, der es ehrlich mit mir meint, der mir die Wahrheit sagt unumwunden, — gerade zu — meinetwegen verletzend."

Er machte mit der rechten Hand eine heftige Bewegung, als wolle er nach etwas Unsichtbarem einen gewaltigen Stoß führen. Dann aber vergrub er seine Finger in den Haaren, um sie gleich darauf an seinem Gesichte herabfahren zu lassen.

„Du bist wirklich höchst eigenthümlich," sprach Victor kopfschüttelnd, „fast komisch. Im selben Augenblick, wo ich Dir meine Herzensmeinung sage, machst Du mir Vorwürfe, daß ich keine Wahrheit für Dich hätte. Nun gut denn, ich will Dir nochmals schonungslos meine Ansicht wiederholen. Du bist Künstler, Maler, nebenbei aber auch Familienvater, und das sind zwei Eigenschaften, die, wie ich

Dir zugeben will, sich für Manchen nicht gut vereinigen lassen. Du hast eine charmante, liebenswürdige Frau — eine sehr hübsche Frau, Ferdinand, und das würde ich Dir rathen nicht aus den Augen zu verlieren, — Du malst ein famoses Porträt, Du bist darin berühmt, gesucht, und Du würdest ein Narr sein, wenn Du nicht die schönen Weiber da drüben, entourirt von all' ihrem reizenden Modeluxus, der ihnen so gut steht, der Dir pikante Bilder verschafft, malen wolltest. Nach der Sitzung aber schließe Deinen Farbekasten zu und ebenso Dein Herz, was Du eigentlich gar nicht geöffnet zu haben brauchtest, und wie Du die Farben von der Palette wegwischest, so vertilge auch alle Erinnerung an die Sitzung, die Du so eben gehabt."

„Das habe ich lange gethan und war glücklich dabei, o sehr glücklich!" sagte der Maler mit bewegter Stimme.

„Wenn Du nun in einem Hause, wo man Dich freundlich aufgenommen hat, lebende Bilder zu stellen hast, — gut, so thue das, und wenn Du fertig bist wie jetzt, so begib Dich heim, erzähle Deiner Frau von dem, was Du gethan, aber ehrlich, ohne Rückhalt."

„Das habe ich lange gethan, aber sie hat mir nie geglaubt, sie wußte in meinen offenherzigsten Erzählungen immer etwas zu finden, wo ich, wie sie sagte, Geheimnisse zu verdecken hätte; sie hat über meine Sitzungen, über meine Theilnahme an den lebenden Bildern und dergleichen, dies und das von guten Freundinnen gehört."

„Ah! von guten Freundinnen. Es ist doch ein verdammt wahres Sprüchwort: beschütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden."

„Es verdroß mich, daß sie meinen Worten nicht glaubte, und um sie einigermaßen zufrieden zu stellen, mußte ich, da sie die gute Wahrheit nicht ertragen konnte, die unschuldigsten Thatsachen verdrehen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0090-3

„Und darüber kamen dann Aufklärungen, welche die Sache noch unangenehmer machten."

„So war es. Therese, in allen andern Sachen das Muster einer Frau, der Engel meines Hauswesens, machte mir durch ihre Eifersucht sich selbst zuwider und das letztere förmlich zur Hölle; ich litt lange Zeit vollkommen unschuldig, und ich will mir das gerade nicht als Verdienst anrechnen; denn wie Du mir vorhin gesagt, daß ich thun sollte, so that ich: ich schloß meine Sitzungen, mich freuend über die Erfolge in meiner Kunst. Da — ah! es ist wie ein böser Zauber, der mich umstrickt hat und dem ich erliegen werde."

Er erhob sich rasch von seinem Sitze, strich das Haar aus der Stirn und that einen tiefen Athemzug, wobei er in den Garten hinab blickte, dessen Bäume und Sträuche so geheimnißvoll und träumerisch undeutlich im Mondlichte erschienen; nur hie und da bezeichnete der zauberhafte Schein des nächtlichen Gestirns kleine Lichtungen zwischen tief dunkeln Schattenpartieen, beglänzte hell die geschlungenen Kieswege, versilberte die Spitze eines Wasserstrahls, die sich so hoch erhob, daß sie vom Schein des Mondes unbehindert erreicht werden konnte.

„Laß uns einen Augenblick da hinab gehen," bat der Maler seinen Freund. „Laß mich Dir mein Herz öffnen; es ist mir so entsetzlich zu Muthe, daß ich mir eine Erleichterung verschaffen muß. Und die habe ich, wenn ich Dir sage, was ich Dir sagen darf."

„Gut denn, gehen wir," erwiederte Victor; dann warf er einen Blick hinüber nach der Terrasse mit dem Zelte, dessen gelb und weißer Stoff so eigenthümlich durch die Nacht leuchtete, und dessen Inneres — man konnte durch eine Oeffnung, die auf eine Treppe nach dem Garten zu führte, hinein schauen — mit seinen Blumen, seinen Wachs-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0091-9

lichtern, den Teppichen am Boden, die über die Gartentreppe herabhingen, so feenhaft erschien, so phantastisch schimmerte.

Die beiden jungen Männer stiegen auf einer Wendeltreppe in den Garten hinab, und nachdem der Maler ein paarmal tief und heftig wie mit Entzücken die kühlere Nachtluft eingeathmet, warf er sich auf eine Bank in der Nähe des oben erwähnten Spingbrunnens und sprach:

„Hast Du auch zuweilen das Gefühl, als müsse Dir im nächsten Augenblicke etwas Entsetzliches begegnen? Hast Du auch Stunden, wo Dein Herz zusammengepreßt ist, so daß es Dir möglich wäre, ohne eigentlich zu wissen warum, Thränen zu vergießen? — Augenblicke, wo Dich jetzt ein fallendes Blatt erschreckt zusammenzucken läßt, und wo Du gleich darauf vollkommen gesammelt im Stande wärest, einem furchtbaren Feinde entgegen zu treten; — Momente, wo Du die stürmischen Schläge Deines Herzens fühlst, wo es Dir in der weiten Natur zu enge wird, wo Du in der Luft nach Luft rufen möchtest?"

Victor hatte sich neben seinen Freund gesetzt und blickte kopfschüttelnd zu diesem empor, der nun wieder aufgesprungen war und bei den letzten heftig ausgesprochenen Worten seinen Rock weit geöffnet hatte.

„Schildere mir nicht Deine Gefühle, Ferdinand," sagte er mit ruhiger Stimme. „Vergiß nicht, daß ich mich nicht in Deine Geheimnisse dränge; aber wenn Du mir etwas mitzutheilen hast, oder meinen Rath willst, so werde ich Dir ihn gewiß nicht vorenthalten."

„Höre mich nur an," bat der Andere flehend, „und sage mir nicht mit so harten Worten, daß ich ein Narr, mehr noch, daß ich ein Verbrecher bin. Du weißt, daß ich sie malen mußte. Nicht wahr, Du weißt das?"

„Du hast manche Dame unserer Bekanntschaft gemalt. Wie kann ich wissen, wen Du meinst!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0092-4

„Habe ich Dir keinen Namen genannt?“ rief Ferdinand wie verwundert. „Wozu auch einen Namen? wozu auch sie näher bezeichnen, die Einzige, die Wunderbare, bei deren Anblick man keine Andere mehr sieht? Sie, die herrliche, feine Gestalt! das ernste, so unaussprechlich regelmäßige, schöne Gesicht! Ach! und das Auge? Man schaut nicht ungestraft hinein, das heißt, man empfängt keinen ihrer Blicke, keinen ihrer liebenden Blicke, ohne ihr anzugehören mit Leib und Seele.“

„Beruhige Dich, Ferdinand,“ bat der Musiker ziemlich ernst, indem er die Hand auf die Schulter seines Freundes legte. „Sei ein Mann, bedenke was Du bist, wo Du bist, — und erlaube mir, Dir alsdann zu bemerken, daß ich Dich durch meine Gegenwart nicht zu excentrischen Kundgebungen verleiten, aber recht gerne ruhig hören will, was Du mir ruhig sagen wirst.“

„Ja, Du hast Recht,“ sprach der Andere nach einer Pause, während welcher er seine Hand vor seine Stirne gepreßt hatte. „Ich habe Dich ja auch nur einen Blick in mein trauriges Innere thun lassen wollen, damit Du nicht zu hart über mich urtheilen sollst. Ich malte sie also, ich saß ihr gegenüber, wie ich schon manchem schönen Weibe gegenüber gesessen bin, aber das waren keine Sitzungen, wie man sie gewöhnlich gibt, welche diese wunderbare Frau mir gestattete: ich arbeitete in ihrem Boudoir, malte wie ganz zufällig ihre Züge, während sie vor mir saß, nachlässig in ihrem Fauteuil ruhend, nicht wie um gemalt zu werden, sondern wie um mich zu unterhalten. Ich hatte noch nie so leicht gearbeitet; ihr prachtvolles Auge nahm meine Sinne gefangen, ihre Erzählung mein Herz. Während sie einen Kranz von Blumen wand, sprach sie mir von Spanien, ihrem Heimatlande, gab mir Nachricht von ihren vielen Reisen, und das so einfach und doch wieder lebendig,

daß ich glaubte mit ihr zu ziehen durch die weite, herrliche Welt. Dabei blickte sie mich, den Maler, nur dann an, wenn ich auch von dem Bild hinweg nach ihr hinüberschaute. Es machte mir anfänglich Spaß, sie in einem Augenblick zu überraschen, wo sie auf ihre Blumen, auf ihr Buch, auf ihre Stickerei sah, kurz auf das, was sie gerade in der Hand hatte, aber es wollte mir nie gelingen; und daß es mir nicht gelingen konnte, da sie es zu ahnen schien, wenn ich ihre Blicke suchte, das ließ mein Herz schneller schlagen. O laß mich schweigen von diesen Sitzungen; ich, der ich davor gewarnt worden war, ich, der ich diese Warnung verlacht, der ihr übermüthig gegenüber getreten war, lag nach kurzer Zeit besiegt zu ihren Füßen. Ich zitterte jeden Morgen, befürchtend, man möchte mir die Sitzung absagen, und wenn ich mein Bild aufgestellt hatte, so bebte ich wieder vor dem Augenblicke, wo sie in's Zimmer treten würde, und sah entsetzt die Möglichkeit, meine künstliche Ruhe könne mich verlassen und ich ihr zu Füßen sinken, mit dem Geständniß der glühendsten, der wildesten Liebe."

„Weiter! weiter!"

„Ja weiter! Mein Bild wurde beendigt; ich hatte die letzte Sitzung; sie war liebenswürdig, bezaubernd wie immer, ihre Blicke ruhten länger in meinem Auge, sie schien nachdenklich, erregt. Endlich that ich den letzten Pinselstrich, ich hatte lange genug damit gezögert, und als ich ihn gethan, konnte ich mich in einem Anfalle von Wehmuth, daß ich sie nun nicht mehr so oft sehen solle, nicht enthalten, den Pinsel, den ich gerade in der Hand hielt, zu zerbrechen. ‚Ist das so der Brauch bei den Künstlern?' fragte sie mich. ‚Nicht immer,' entgegnete ich; ‚wie man aber ja oft auch ein Glas, aus dem man eine werthe Gesundheit getrunken, zertrümmert, daß es zu keinem andern profanen Zwecke mehr dienen soll, so glaubte ich es auch mit diesem

Pinsel halten zu müssen.' Sie lächelte, und nachdem sie das Bild lange betrachtet, sagte sie: ‚Es ist sehr schön; was die Belohnung für den Künstler anbelangt, so wird der Graf das Nöthige besorgen.'

„Der Graf?" fragte Victor.

„Ja, ihr Gemahl," versetzte der Maler, indem er eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte. „Ah! hatte ich die Kühnheit darauf auszurufen," fuhr er nach einer Pause fort, — ‚ich hatte gehofft, von Ihnen, gnädige Gräfin, selbst belohnt zu werden.' — Darauf blickte sie mich an mit einem Ausdruck in ihren Augen, der mein Inneres erbeben machte. Sie lächelte leicht, aber auf eine unbeschreibliche Art. Dann ging sie an ein Nebentischchen, auf welchem in einer Vase ein prachtvolles Blumenbouquet stand; sie griff mit beiden Händen hinein, und während sie in den duftigen Blumen förmlich umherwühlte, wandte sie langsam das Gesicht nach mir hin, ihre großen dunkeln Augen blitzten mich einen Moment in voller Glut an, dann schaute sie lächelnd vor sich nieder, und gleich darauf hörte ich einen leichten Schrei von ihren Lippen tönen. Ich eilte hinzu, sie hob ihre kleine, feine Hand empor; am Zeigefinger derselben, zwischen welchem und dem Daumen sie eine kaum aufgeblühte Rose, meine Belohnung, hielt, stand ein Tröpfchen Blut. ‚Das ist nun einmal leicht geschehen,' sagte sie, ‚wenn man in Rosen wühlt.' Nun, ich weiß nicht, reichte sie mir ihre Hand oder nahm ich dieselbe stürmisch, gewaltsam, ich drückte ihre Finger an meine Lippen, ich saugte den kleinen Blutstropfen begierig auf. ‚Das versüßt den Schmerz,' sprach sie. ‚Aber es ist gefährlich, von meinem Blute zu versuchen; nehmen Sie sich in Acht: es bindet Sie fest an mich.'

„Daß ich ihr zu Füßen fiel und ihr sagte, ich wüßte

für mich kein höheres Glück, ist so verständlich für Jeden, der einmal gefühlt wie ich; aber ich hätte vor dem Worte zurückschaudern sollen; sie hatte Recht, furchtbar Recht. Der Blutstropfen und die Belohnung — — — jene Rose, die sie mir gab, haben mich unaussprechlich an sie gekettet."

Er drückte den Kopf heftig in seine Hand, die er auf die Lehne der Bank aufgestützt hatte, und schwieg stille, nachdem er einen tiefen, schmerzlichen Athemzug gethan.

„Und diese Ketten," fragte Victor, „sie fangen an, Dich zu drücken? Du möchtest sie gerne zerbrechen?"

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht!" rief der Andere schmerzlich aus. „Ich habe ihr die Ruhe meines Herzens geopfert, mein häusliches Glück, die Liebe meines Weibes, das sanfte Lächeln meiner guten Kinder; — Alles dies, was mich sonst beglückte, existirt für mich nicht mehr. — Meine Kunst, Frieden, Ruhe, Alles ist emporgelodert in der Glut ihrer Blicke, im verzehrenden Hauch ihres Mundes; ich will sie fliehen, und wenn sie sich von mir abwendet, bin ich grenzenlos unglücklich; ich will sie nicht wieder sehen, und wenn sie sich einmal bei einer Zusammenkunft um Sekunden verspätet, so fühle ich mich unglücklich, und meine Liebe zu ihr schlägt mit aller Kraft empor. — So heute Abend."

„Wie?" rief Victor, „heute Abend? Sie ist also hier?"

„Bis jetzt nicht; ich weiß nicht, ob sie kommt; sie sagte nicht Ja, sie sagte nicht Nein. Sie thut das oft, um mich zu quälen, um mich an sie zu fesseln."

„So benutze den günstigen Moment und zerreiße diese Fesseln, die ja entsetzlich sind, die Dich und andere arme, unschuldige Wesen in's Verderben stürzen müssen."

„O Du weißt nicht, welch' eine Seligkeit es ist, von ihr geliebt zu sein!" erwiederte der Maler mit leiser Stimme. „Wenn sie sagt: ‚erwarte mich', so ist es mir, als sei ich

mit Ketten an den Ort geschlossen, wo ich sie wiedersehen solle."

„Und das sagte sie Dir für heute?"

„Für heute Abend."

„Und Du hattest nicht die Kraft, diesen Ort vor der bezeichneten Stunde zu verlassen?"

„Ich hatte nicht die Kraft."

„Aber wenn sie selbst nicht käme?"

„O, sie kommt, sie kommt!"

„Deine Geschichte macht mich ganz verwirrt!" rief Victor heftig aus; „es ist wie ein Zauberkreis, in den Du gerathen; verlass' ihn, thu' einen beherzten Schritt gerade aus, und Du bist errettet, vielleicht von schwerem Unglück errettet. — Wenn sie nicht käme! — Nehmen wir an, sie wird nicht kommen. Hoffst Du das oder fürchtest Du Dich davor?"

„O, ich hoffe es," versetzte der Maler mit leiser Stimme; „habe ich mich doch so weit wie möglich von der Gesellschaft zurückgezogen, denkend, sie findet mich nicht sogleich, wenn sie kommt; sie glaubt, ich sei nicht da, sie verläßt mich vielleicht. Da ist mir, als bräche solchergestalt in der Zauberkette, die sie um mich geschlungen, ein Ring, als fände ich eine Möglichkeit, vor ihr zu fliehen, sie nie wiederzusehen."

Victor blickte kopfschüttelnd auf seinen Freund, der in sich zusammengesunken da saß, während er den Arm auf die Lehne der Bank stützte und die Finger krampfhaft in seinen Haaren vergraben hielt.

„Wenn Du aber nach Erlösung schmachtest, wenn Deine innere Stimme — und gewiß mit Recht — Dich vor großem Unglück warnt, so reiß Dich los, fliehe sie, vermeide alle Gelegenheit, sie wieder zu sehen."

„Das werde ich auch thun, wenn —"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0097-3

„Wenn sie heute nicht kommt," fiel ihm Victor mit einem etwas harten Tone in's Wort.

„O, ich fühle wohl," fuhr der Maler fort, „Du findest mein Betragen unbegreiflich, unverantwortlich. Aber Du hast nicht geliebt, wie ich dies Weib liebe, mit Leidenschaft, mit Raserei. Du weißt nicht," setzte er leiser hinzu, „wie sie verdient geliebt zu werden. Du fragst mich, ob in mir keine Warnungsstimme laut geworden sei? — O, nicht eine, aber tausende, gellende, schreiende, die Stimme meines Gewissens, die Stimme meines armen Weibes, — die furchtbaren Stimmen, die aus den unschuldigen Augen meiner Kinder zu mir reden. — Aber vergebens. — Sie hat mir's angethan," flüsterte er schaudernd. „Glaube mir, Victor," — bei diesen Worten faßte er den Arm seines Freundes und blickte scheu um sich — „glaube mir, sie hat solche Gewalt über mich, daß es mir oft ist, als müsse ich ihre Nähe ahnen, als fühlte ich es, wenn durch die dunkle Nacht ihre schrecklich schönen Augen auf mich gerichtet sind."

„Komm' hinweg! komm' hinweg!" sagte Victor dringend, „Du hast lange genug gewartet."

Von einem Thurme der Stadt hörte man den Schlag einer Uhr, sie gab zwei Viertel an — halb Zwei.

„Komm'!" sprach der junge Musiker dringend und zum dritten Male. „Sehe es als eine neue Warnung an, als eine Weisung Deines Schicksals, daß sie bis jetzt nicht gekommen ist. So gern ich selbst bleibe, verlass' ich doch den Garten, wir brauchen nicht durch die Salons zu gehen; die offene Thüre dort hinten im Pavillon läßt uns in's Freie. — Komm'!"

„Noch einen Augenblick!" bat der Maler. „Nur noch eine halbe Stunde!" murmelte er leise in sich hinein. Wie erregt er war, sah man an dem unsteten Zucken seiner rech-

ten Hand, mit der er häufig an die Stirne fuhr und die er alsdann auf der Brust verbarg; man hörte es an seinen tiefen und schnellen Athemzügen. — „Gleich folge ich Dir; — bei Gott! ich folge Dir; ich will das Band zerreißen, das mich mit dämonischer Gewalt an sie kettet. — Aber Du fragtest mich vorhin, ob mich nicht eine innere Stimme gewarnt hätte?"

„Davon später, morgen."

„Ich muß Dir von einem Traum sagen," fuhr der Maler fort, „den ich, seit ich sie kenne, öfters hatte."

„Du willst Zeit gewinnen."

„Nein, nein, gewiß nicht. Was verschlägt auch eine Viertelstunde mehr oder weniger? — Mir träumte also in manchen Nächten, ich sähe sie vor mir, ein weißes Marmorbild, züchtig in starre, aber wunderbar gearbeitete Schleier gehüllt. Ich bin entzückt von dem tadellosen Bau der durchschimmernden Glieder; ich schaue sie an, aber wenn ich ihr entgegenfliegen will, beginnt eine Disharmonie in den Linien ihrer Gestalt, die mich, den Künstler, verletzt, zurückstößt. Es ist, als wende und drehe sie sich, als verrenke sie ihre Glieder gewaltsam und schmerzlich. Ihr ganzes Bild erscheint in einem solchen Chaos von weißen Flächen, Strichen, Linien vor mir, daß ich an meinen Kopf fasse und mit aller Kraft meine Gedanken sammeln muß, um zu verhüten, daß sich mein Verstand nicht auch in solch' tolle Fäden und Fasern auflöst und nicht denselben Wirbeltanz beginne, wie vor mir die marmorne Figur. — Ich kann nichts thun, als ihren Kopf fest im Auge behalten, meine Blicke in ihre versenken; und da fühle ich dann, wie ihre Augen in dem weißen Stein anfangen sich gespensterhaft zu beleben, wie sie dunkel, glänzend, leuchtend werden. Und wie das geschieht, beruhigt sich allmälig die übrige Figur; aber der Anblick der-

selben wird dadurch unheimlicher, gespensterhafter; die lebendigen Augen, die mich mit wilder Glut anschauen aus dem kalten, weißen Marmorgesicht. Ich bebe davor zurück, dann aber wendet sie die Blicke von mir und winkt mir zu folgen; sie schwebt voran, ich eile ihr nach, schwach, willenlos. So geht es fort mit der Schnelligkeit des Traums über weite Länderstrecken hinweg, sie scheint vor mir zu fliehen; ich kann sie nicht erreichen, — lange, lange nicht. Endlich thut sich das weite Meer vor unsern Blicken auf; bei einer Klippe, die senkrecht hinab in die Fluten geht, hält sie an, nicht mehr lebloser Stein, sondern sie selbst, ihre weiche, warme Gestalt, winkt mir, in ihre Arme zu eilen, und ich, betäubt von den Schrecknissen, die mich gejagt, fliege entzückt auf sie zu, schlinge meine Arme um ihren Leib, dicht am Rande des ungeheuren Abgrundes, auf dem Gipfel des senkrechten Felsen, an dem unten die wilden Wogen zerschellen. Da Entsetzen! verwandelt sie sich auf einmal wieder in ein lebloses Marmorbild; eisig kalt und glatt ist ihr Leib; umsonst versuche ich, mich an ihr zu halten; vergebens flehen meine Blicke um Hilfe, sie hebt langsam die Arme empor und ich gleite an ihr hinab und stürze, an die Felsenwand anprallend, in das brausende Meer."

Damit schwieg Herr Stifter, und als der Musiker, in tiefe Gedanken versunken, nichts darauf erwiederte, fuhr er fort:

„Und das habe ich nicht nur einmal geträumt, sondern häufig, immer ganz dasselbe Traumbild, immer das Gleiche mit all' seinen fürchterlichen Einzelnheiten."

„So folge dieser Warnung," sagte Victor erschüttert, indem er aufstand. „Komm' hinweg, ohne zurückzuschauen. — Brich die Fessel, die Dich an sie, an Dein Unglück kettet. — Sei ein Mann, Ferdinand!"

Er legte ihm die Hand auf die Schulter, er sprach freundliche Worte in ihn hinein; er zerriß sein Inneres, indem er ihm mit wenig Zügen das Bild der Seinigen zu Haus entwarf, wie jeder Schlag der Uhr gleich einem Dolchstoß das Herz seiner Frau treffen müsse; er sagte: „Blicke um Dich in die wundervolle Nacht; sieh den hellen, prachtvollen Himmel, den entzückenden Mondschein, athme den Duft der Blüten, lausche dem einförmigen und doch so melodischen Plätschern des Springbrunnens und laß in Dein Herz einziehen diese gewaltige, wunderbare, tröstende Harmonie der Ruhe, laß sie über Dich hinwehen, nehme sie freundlich auf, und zum Lohn dafür wird sie Dich beruhigen. Du bist ein fühlender Mensch, ein Künstler, zerreiß das unnatürliche Gebäude, welches Dich von den Deinigen trennt; wirf Dich in die Arme der Natur. Komm', wir wollen die Nacht durch wandeln, wohin Du willst, über Berg und Thal, vorüber am rauschenden Flusse, durch die tiefen Schatten des duftigen Waldes; sei ein Mann, zerbrich das Band, welches Dich hält, folge mir. — Und wenn der neue Tag erscheint, kehre ich mit Dir in Dein Haus zurück, und es soll für mich ein entzückender Morgen sein, wenn ich sehe, wie Therese dem Wiederkehrenden freudig die treue Hand reicht, wie Deine Kinder aus ihrem süßen Schlaf, aus ihren unschuldigen Träumen erwachend, Dich freudig begrüßen werden. — Komm', komm', ehe es zu spät wird!"

— „Es ist zu spät!" rief der Maler schmerzlich aus, indem er in die Höhe sprang, seine Augen einen Moment mit den Fingern bedeckte und dann mit zitternder Hand den Arm seines Freundes faßte. — „Es ist zu spät!" wiederholte er mit tonloser Stimme, „o ich sagte Dir, sie kommt, sie läßt mich nicht entfliehen."

Er wandte sich rasch gegen die Treppe, die unter das

hellerleuchtete Zelt führte, und zeigte mit der Hand dorthin — —

Dort erschien, grell angestrahlt von dem Lichte, das zwischen den Vorhängen herausbrach, die Gräfin Follange, stützte ihre Hand auf das Geländer und blickte in den Garten hinaus; dann hörte man sie lachend sagen:

„So sind nun diese Künstler einmal; statt sich in der Gesellschaft liebenswürdig zu machen, sitzen sie dort im Dunkeln und sind Egoisten genug, in der wunderbaren Nacht allein zu schwärmen. Es ist aber auch entzückend da draußen; wer geht einen Augenblick mit?“ fuhr sie fort, ohne den Kopf umzuwenden.

Da dieser sehr schwachen Aufforderung begreiflicher Weise Niemand Folge leistete, so schritt die Gräfin allein die Treppen hinab in den Garten.

Victor, der sie kommen sah, trat mit einem schmerzlichen Gefühl von seinem Freunde zurück, welcher willenlos an der Bank stehen blieb. Um der Gräfin nicht zu begegnen, ging der junge Musiker auf einem Umwege nach der Treppe zu, die unter das Zelt führte, und von wo ihm lautes Lachen und Plaudern entgegenschallte. Ehe er aber hinaufstieg, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick rückwärts zu werfen, und bemerkte die Gräfin in der Nähe des Platzes, wo er gestanden und den er so eben verlassen. Sie sprach mit seinem Freunde, wobei sie aufwärts gegen den Himmel blickte und sich so gestellt hatte, daß ein Strahl des Mondes ihr Gesicht streifte.

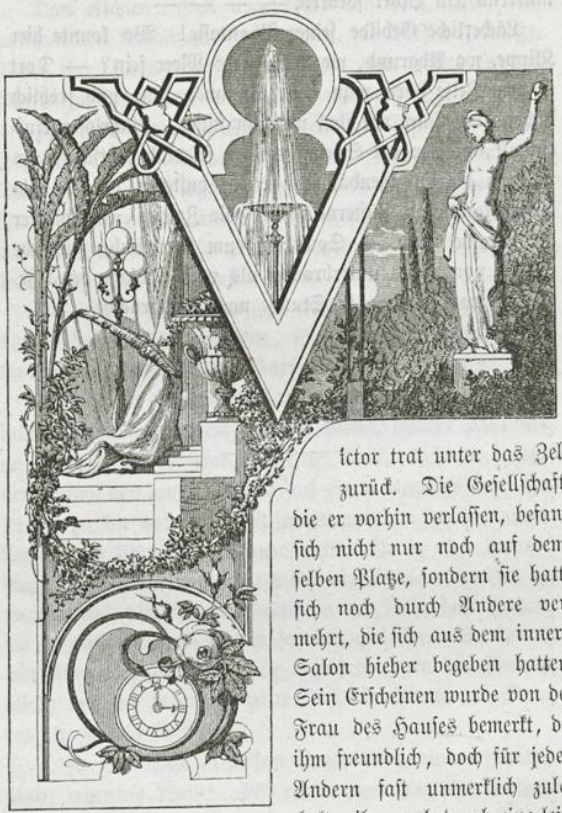
O sie war schön in diesem Augenblicke, ein verführerisches, reizendes Weib! Mit einem eigenthümlichen weißen Glanze strahlte der Mondschein in ihren Augen wieder; dazu das helle Gewand, die ruhige Haltung, der zufällig erhobene Arm — Victor sah das entsetzliche Marmorbild aus dem Traume seines Freundes. Ja, die Beiden stan-

den auf einer Klippe, zu ihren Füßen gähnte ein schauerlicher Abgrund; ihm war, als höre er das Meer dumpf murrend sein Opfer fordern. — — — —

Lächerliche Gebilde seiner Phantasie! Wo konnte hier Klippe, wo Abgrund, wo brausendes Meer sein? — Dort in dem Zelte hörte man helle Stimmen laut und fröhlich lachen; der Park vor ihm war ein stiller, gefahrloser Aufenthalt, in dem ein Springbrunnen friedlich plätscherte, in welchem die Orangenbäume harmlos dufteten, wo der kühlende Nachtwind flüsternd durch die Zweige und Blätter der Bäume strich. — Sonst ringsum tiefe Ruhe, feierliche Stille, von nichts unterbrochen als vom Schlage der Uhr.

Es war die zweite Stunde nach Mitternacht.

Die dritte Stunde.



FELLMANN

Victor trat unter das Zelt zurück. Die Gesellschaft, die er vorhin verlassen, befand sich nicht nur noch auf demselben Platze, sondern sie hatte sich noch durch Andere vermehrt, die sich aus dem innern Salon hieher begeben hatten. Sein Erscheinen wurde von der Frau des Hauses bemerkt, die ihm freundlich, doch für jeden Andern fast unmerklich zulächelte, ihm auch durch eine leise Pantomime zu verstehen gab, wie sehr es ihr leid thue, daß der Platz neben ihr, den er vorhin inne gehabt, nicht unbesetzt geblieben. Dort hatte sich ein junger Offizier

niedergelassen, der in den niedrigen Fauteuil zurückgelehnt lag, den Kopf so weit er konnte hintenüber hielt und unter einem finsteren Nagen an seinen Lippen an die Decke des Zeltes empor sah.

Zwischen den Gästen gingen Bediente des Hauses umher, welche farbige, sorbettähnliche Eiswasser und Gefrorenes darboten; mit ihnen zugleich sah man einen kleinen Herrn mit etwas bräunlichem Teint, schwarzen Haaren und dunklen, sehr lebhaften Aeuglein ebenfalls bald hier, bald da erscheinen. Er war fein und elegant gekleidet, und seinem würdevollen Wesen hätte nur eine allzugroße Beweglichkeit Eintrag thun können, wenn diese nicht durch eine zierliche und ungezwungene Art gemildert worden wäre.

Der kleine, lebhafte Mann war der Marquis Fontana, Legationsrath bei der spanischen Gesandtschaft; er wohnte schon lange Jahre ununterbrochen in der Residenz, war überall bekannt und befreundet, und galt für einen Vertrauten der Baronin Molitor. Nicht selten machte er die Honneurs hier im Hause derselben, wo sie ohne ihren Gemahl lebte; zu gleicher Zeit besorgte er ihre Geschäfte, sollte, wie die Welt sagte, ihre eigenthümliche Lage sowie Geheimnisse, die sie betrafen und von denen Niemand genau unterrichtet war, auf's Allerbeste kennen, und benahm sich bei allem dem so taktvoll und vorsichtig, daß es noch nie Jemand in den Sinn gekommen war, darüber, daß Herr von Fontana zu allen Zeiten bei der Baronin gesehen wurde, irgend ein verletzendes oder auch nur pikantes Bonmot zu machen.

Der Marquis bot den Herren und Damen Cigarren an; für die Letzteren hatte er kleine spanische Cigaritos, die er selbst zu machen pflegte und welche, wie er sagte, von einer Weichheit des Geschmacks waren, daß die fein-

sten Lippen beim Rauchen derselben nicht viel mehr Wirkung verspüren, als wenn sie den Duft einer Rose oder sonst eines Odeurs einsaugten.

Beim Erscheinen der Cigarren hatte einer der Diener die Flügelthüren geschlossen, welche in den angrenzenden Salon führten, worauf die Wirthin des Hauses einige von ihren Gästen, welche sich, die Cigarre in der Hand, fragend an sie wandten, auf's Liebenswürdigste aufmerksam machte, indem sie sagte:

„Sie sehen, die Thüren meines Appartements sind geschlossen, wir befinden uns hier im Zelte wie im Freien. Und damit Ihnen," setzte sie lächelnd hinzu, „jeder Vorwand, sich zu geniren, fehle, will ich mit gutem Beispiel vorangehen."

„A los pies de usted," sagte der Marquis, indem er der schönen Frau mit einer zierlichen Verbeugung das hübsche Körbchen bot, worin die Papiercigarren waren.

Sie nahm eine davon leicht zwischen Daumen und Zeigfinger, öffnete gewandt die kleine Hülse unten und oben, und brachte die eine Seite, nachdem die andere entzündet war, an ihre feinen Lippen.

„So ein Zelt ist doch eine wunderbare Erfindung," sprach ein älterer Herr, nachdem er sich vermittelst des Wachsstockes eines der Bedienten ebenfalls zu Feuer für seine Cigarren verholfen hatte.

„Das Zelt allerdings gehört mit dazu," meinte der Offizier mit dem mürrischen Gesichtsausdruck. „Aber ohne die ganze eminente Liebenswürdigkeit der verehrten Dame des Hauses wäre so ein Zelt wie — wie —"

„Wie ein schöner Körper ohne Seele, wolltest Du sagen," ergänzte ein nicht weit von ihm stehender junger Mann, an dem nichts besonders Merkwürdiges war,

als ein sehr eleganter Frack und eine übermäßig große, weiße Halsbinde.

„Es ist möglich, daß ich das habe sagen wollen," versetzte der Offizier, „oder was Aehnliches, was aber auf jeden Fall meinen Gedanken ebenso genau bezeichnet hätte; — den Grundgedanken, gnädige Frau," wandte er sich an die Baronin, „der Jeden bewegt, welcher das Glück hat, sich bei Ihnen zu befinden, daß man, auf Ehre! nirgendwo angenehmer sein kann als hier."

Frau von Molitor lächelte freundlich und dankte grüßend mit ihrem Fächer nach allen Richtungen für die vielerlei Bestätigungen dessen, was der junge Offizier so eben ausgesprochen.

„Die große Kunst eines vortrefflichen Wirthes," sagte der Marquis, welcher aufrecht zwischen den Damen stand — er setzte sich nicht gern, um nicht gar zu klein zu erscheinen — „ist, das, was man seinen Gästen zu bieten hat, ihnen in richtiger Folge mit einer gewissen Steigerung zu bieten, und ich muß schon gestehen, darin ist Frau von Molitor unübertrefflich."

„Aber, mein bester Freund," sprach diese lachend, „wenn auch Sie anfangen, mir unverdientes Lob gerade in's Gesicht zu sagen, so weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wohin ich blicken, geschweige denn, was ich antworten soll."

„Die Sache spricht für Sie," meinte der alte Herr, der vorhin geredet. „Betrachten Sie die Liste Ihrer Einladungen und sehen Sie, wie viele Prozente Ihnen daran fehlen. Gewiß sehr wenige. Das macht, man kommt gern zu Ihnen, man findet angenehme Gesellschaft, man amusirt sich auf's Vortrefflichste. Jetzt möchte ich zum Beispiel wahrhaftig in ein Entzücken ausbrechen über diese wunderbare Cigarre, welche uns der Marquis präsentirte. Wo er das auftreibt mag Gott wissen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0107-4

„Wenn das nicht leicht zu beantworten ist, so ist es nichts mehr," versetzte Herr von Fontana. „Spanien, das schöne Land —"

„Des Weins und der Gesänge," unterbrach ihn der Offizier.

„Daran haben Euer Durchlaucht," erwiederte der Marquis, „freilich nicht ganz Unrecht; das heißt, man bekommt in Spanien auf gewöhnlichem Wege fast nur außerordentlich schlechte Cigarren. Wer aber Connexionen in den Colonien, bei den Ministerien oder gar bei Hofe hat, der raucht Aehnliches, wie ich die Ehre hatte zu präsentiren."

„Und das ist in der That so vortrefflich, daß man es — verzeihen Sie, gnädige Frau — eigentlich im strengsten Nichtsthun genießen sollte, nachdenkend wie die Orientalen, ohne zu plaudern, nur still für sich phantasirend."

„Das ist auch meine Idee," sagte die Frau des Hauses auf's Verbindlichste und Liebenswürdigste, indem sie sich weit in ihren Fauteuil zurücklehnte und ihren feinen Lippen behaglich ein zierliches Wölkchen blauen, gekräuselten Rauches entsteigen ließ.

„Was wäre hiezu passender als die tiefe Stille der Nacht rings umher," sprach der Marquis, „die uns so geheimnißvoll umgibt, nur angenehm unterbrochen von dem leichten Rauschen der Bäume und von dem Plätschern des Springbrunnens?"

Die Baronin suchte mit ihren Augen den jungen Musiker, der, tief nachdenkend über das, was er vorhin im Garten gehört, sich etwas zurückgezogen hatte. Doch trafen sich ihre Blicke, dann sah man ein leichtes Lächeln um den Mund des schönen Weibes spielen, ehe sie sagte:

„Wenn ich eine Zauberin wäre, so wollte ich meinen Stab schwingen und mit einem Male süße Musik vor Ihren Ohren ertönen lassen. Aber ich bin nur eine schwache Sterbliche."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0108-9

Victor, der den Blick ihrer schönen Augen verstanden hatte, und der glücklich war, ihr etwas Angenehmes erzeigen zu können, und um zugleich seine finsteren Träume zu zerstreuen, glitt bei der Zeltwand vorbei an den Flügel, welchen ihm einer der Bedienten bereitwillig öffnete. Er setzte sich nieder und bei den ersten leisen Tönen, die unter seinen Fingern in die allgemeine Stille flatterten, hörte man ein freudiges Ah! und Alles lehnte sich behaglich zurück, um dem meisterhaften Spiele des bekannten Künstlers zu lauschen.

„Da sieht man es wieder recht," sagte der junge Offizier mit der finsteren Miene, „daß unsere Wirthin eine vollkommene Zauberin ist."

Victor spielte hinreißend; er legte die Gedanken, die heiteren und finsteren Phantasieen, die ihn heute Abend beschäftigt, in seine Töne und bezauberte seine Zuhörer. Wäre Alice Duvallet da gewesen, so würde sie eigenthümliche Tonfiguren aus seinem oftmals sehr wilden Spiele emporschweben gesehen haben. Ihm, der so nach und nach mit rechtem Behagen an dem Flügel saß und aus sich herausströmen ließ die verworrenen Gedanken, die ihn den ganzen Abend gequält, der Liebeslust und Liebesleid, von dem er genugsam vorhin gehört, in den Klängen erscheinen ließ, welche aus den Saiten hervorzitterten, ihm erschien das Bild des jungen Mädchens im einfachen, weißen Hauskleide öfter, als dies sonst wohl der Fall war. Er gedachte der Worte des Herrn Kohler, daß sie selbst in diesem Kreise eine außerordentliche Erscheinung sein würde, und wenn er sich ihr reizendes, gerade mit dem ernsten Ausdruck so liebliches Gesicht vorstellte, ihren leichten, schwebenden Gang, so nickte er zufrieden lächelnd mit dem Kopfe, so tönte es wie Befriedigung aus seinen Weisen, so konnte er, obwohl mit einem leichten Seufzer, zu sich selber sagen: es ist

Schade, daß die Verhältnisse ihres Hauses so sind, wie sie sind. Und wenn er daran dachte, so sah er mit einem Male vor sich die ganze altmodische Wirthschaft des Herrn Commerzienrathes, diesen selbst mit dem braunen Rocke, der so unendlich lange Schöße hatte, die seltsam verschnörkelten Möbel, die alten Porzellangeschirre, und dazwischen Alice mit ihrem steifen Knix, wie er im vorigen Jahrhundert Mode war, — sie durfte keinen andern machen, der Vater hatte ihn vom Großvater ererbt und ihr beigebracht.

Unwillkürlich bewegten diese Phantasieen seine Fingerspitzen, sprangen in einfachen Sätzen auf den Tasten umher, und eingerahmt von lustigen, hin- und herspringenden Tönen vernahm man die einfache Melodie:

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater der Bräutigam

aber meisterhaft, fugenartig behandelt, seltsam verschlungen in anderen Weisen, wie ein einfacher, gediegener Goldfaden, der sich zwischen allerlei flitterhaftem Werk durchschlängelt und siegreich seine Existenz behauptet.

Victor hätte dieses einfache, aber schöne Thema in's Unendliche variiren können, wenn er nicht plötzlich dicht neben seiner Hand einen warmen Hauch gespürt hätte, den süßen Athem des schönen Mundes, der ihm vorhin so anmuthig gelächelt. Ohne sich umzusehen wußte er, daß die Baronin hinter ihm stand, sich halb über ihn beugte; ja, es war ihm, als fühle er das Zurückweichen und Vordringen ihres Athems. Und doch war eine leise Berührung mit ihr nur vermittelt durch die leicht wogenden Spitzen, die ihren Busen umgaben, sowie durch die flatternden Enden einer Bandschleife, die von einem leichten Luftzug gehoben um seine Wangen spielte.

„Bleiben Sie noch, wenn die Andern gehen," flüsterte die Dame des Hauses dem jungen Manne zu.

Er nickte leicht mit dem Kopfe, und seine Hände änderten unbewußt das Thema seines Spiels. Es trat keine ausgesprochene Melodie mehr hervor, es war ein Hin- und Herirren der Töne, ein abgerissenes Kommen und Gehen der verschiedenartigsten Klänge. Sie sprangen kühn hervor, um sich gleich darauf wieder scheu zu verbergen; sie schwebten auf, schwebten ab — neigten sich, beugten sich — eine Hexenzunft, vorbei! vorbei! Nur allein der Baß benahm sich etwas consequent; er schien zu grollen über die lächerliche Tändelei seiner sanfteren Geschwister, über das weichliche Nachgeben, das leichtsinnige Sichgehenlassen. Doch während er so brummte und schalt, schien er, obgleich widerstrebend, weicher zu werden; ein warmer Hauch schien seine starren Formen zu schmelzen; nur noch in einzelnen Tönen klang er ernst, ermahnend, mindestens zur Klugheit rathend. Dann verlor er sich, harmonisch zusammenstimmend mit den weichen leichtsinnigen Tönen, die ihn umsponnen, die ihn verführt; er war so nachgiebig geworden, der ernste Tadler; er floß gezähmt dahin, ein kühler Wasserfaden unter einer Laube von duftigen Rosen.

Auch diese sangen und klangen bald nicht mehr; ruhiger ward es in den Zweigen und Blüten; die Töne unter der Hand des jungen Musikers schienen müde zu werden und sich einzeln allmälig, langsam, ersterbend zu verlieren. Endlich rauschte es nur noch leise durch die Saiten und

Man vernahm nur wie verstohlen
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.
— — — — — —

„Bravo! bravo!“ rief Herr von Fontana, als Victor mit dem letzten Klange, welcher durch die Nacht davongezittert, vom Flügel aufstand und sich mit einer leichten Verbeugung nach der Treppe zu verlor, die in den Garten

führte. — „Bravo!“ wiederholte der Marquis entzückt; „das war eine meisterhafte Phantasie, so passend für diese Stunde der Nacht.“

„Eine Ermahnung für uns,“ meinte der junge Mann mit der ungeheuren weißen Halsbinde, „daß die Zeit gekommen ist, wo auch Ruhe und Schlaf ihre Rechte verlangen.“

„Das wird Dir Herr v. Barring wenig Dank wissen,“ bemerkte der Offizier, „wenn Du sein Spiel einschläfernd gefunden hast. Es war wunderbar, deliciös, aber man sagt, eine solche animirte, aus dem Moment entspringende Phantasie könne nicht festgehalten werden, und der Künstler sei selbst nicht im Stande, heute oder morgen das Gleiche zu spielen. Wie schade!“

„Darin haben Euer Durchlaucht Recht,“ gab Herr von Fontana zur Antwort; „dergleichen Phantasieen sind für den Musiker selbst sehr schwer festzuhalten, es müßte denn sein, daß Jemand dabei stünde, der Note für Note aufzeichnete.“

„Das wäre bei allem dem ein sehr langweiliges Geschäft,“ versetzte die Durchlaucht, und als sie sich bei diesen Worten erhob, gähnte sie unter der vorgehaltenen Hand ein klein wenig.

Das Aufstehen des jungen Offiziers war für die übrige Gesellschaft ein Zeichen, es ebenso zu machen; man erhob sich, man rückte die Fauteuils und Sessel zurück, Fächer klappten zu, die schweren seidenen Kleider rauschten, man hörte die an der Thüre stehenden Lakeien so leise als möglich die Riegel der großen Doppelthüre öffnen.

Victor stand auf der Treppe, die in den Garten hinab führte und blickte dort hinaus. Da unten war es so still und ruhig, es lag ein so wohlthätiger Friede auf den regungslosen Zweigen, daß es dem jungen Manne ordentlich

weh that, wenn er die Hand auf sein Herz legte und nun an den eiligen Schlägen spürte, wie sehr seine Nerven erregt, wie sehr sein Blut in Wallung war. — Die paar Worte, welche die schöne Frau ihm vorhin zugeflüstert, hatten ihn aus dem Gleichmuthe hinausgeschleudert, in den er sich durch sein Spiel mühsam gewiegt.

„Bah!" murmelte er nach einer Pause unmuthig, „was ist's auch mit ihrem Wunsch, ich möchte noch ein paar Augenblicke da bleiben! Wer weiß, was sie mir Gleichgültiges zu sagen hat."

Aber der stockende Athem in seiner Brust ließ ihn, seltsam lächelnd, diese Auslegungen verwerfen; er preßte die Lippen zusammen, er legte die Hand an die Stirn, er dachte: bin ich jetzt nicht fast in demselben Falle wie Ferdinand vorhin? warum kann ich mir nun selbst nicht rathen, die offene Thüre dort unten zu benützen? — O nein, tröstete er sich im nächsten Augenblicke, mein Fall ist ein ganz anderer. Er dachte an die Frau seines Freundes, an dessen Kinder, und wenn er jetzt die Augen schloß, um sich so recht zu vergegenwärtigen, daß er ein vollkommen freier Mensch sei, daß er Niemand von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen habe, da mußte er fast lächeln, als er bemerkte, wie ohne seinen Willen mit einem Male Alicens Bild so klar und deutlich vor ihm aufstieg, ja, so deutlich, daß er jeden ihrer Züge erkannte, den stolz emporgehobenen Kopf mit den dunkeln, lebhaften Augen, die Lippen etwas trotzig aufgeworfen, und unter ihnen die schimmernden Zähne.

Es war aber nur ein kurzer Moment, daß er die Züge des jungen Mädchens vor sich sah; ein anderes Bild trat vor seine Seele und machte sein Herz wieder heftiger schlagen. Wie oft hatte er sein Auge entzückt auf diesem herrlichen Weibe ruhen lassen; wie unzählige Mal waren ihm

die Formen ihrer Gestalt bei Liedern, bei Phantasieen vorgeschwebt; wie oft hatte er Worte der Begeisterung, einer jugendlichen Berauschung an sie gerichtet, wenn er ihr ferne war, wie hatte er gebebt, wenn er in ihre Nähe kam, wenn der Hauch ihres Mundes sein Haar streifte, wenn er ihre Hand küssen durfte, wenn ihr Arm so warm, so glühend in dem seinigen lag!

Und jetzt?

Es gibt Luftschlösser, an denen unsere Phantasie gern und beharrlich baut, an denen wir mit emsiger Lust Steine auf Steine fügen, die wir ausschmücken mit allem Süßen und Schönen, was wir nur zu erdenken vermögen; — es gibt Hoffnungen, von denen wir uns sagen, daß, wenn sie einstens sich verwirklichen, sie uns zu namenlosem Glück führen müßten; stehen wir aber auf einmal vor dem fertigen Schlosse, winkt uns der Augenblick der Glückseligkeit, so treten wir oft schwindelnd zurück, sei es auch nur, um uns selbst die süße Qual der Erwartung zu verlängern. — Ist es doch wie an einem heißen Tag die wallende, kühlende Flut. Wir ahnen die Seligkeit, die wir beim Untertauchen in die klare Welle empfinden werden, und doch sträubt sich der Fuß sekundenlang vor dem ersten Sprunge da hinab — ein selbstquälerisches Sträuben, denn wir wissen wohl, daß wir nicht mehr zurück können. Das Murmeln des Wassers bethört unsere Sinne, der frische Hauch kühlt so wonnig unsere Brust. — O wie wundervoll ist das erste Eintauchen, das herrliche Niedersinken in der Flut, die im ersten Augenblicke zurückweicht, um uns gleich darauf mit ihren weichen Armen desto fester zu umschlingen!

Victor suchte sich an der wunderbaren Stille der Nacht zu beruhigen; er verjagte gewaltsam alle wilden Gedanken; er senkte seine Sinne in die beruhigende Pracht der mondbeglänzten Blumen und Bäume; er legte dem Murmeln

des Wasserstrahls ein paar einfache Worte unter, so daß es wie ein Wiegenlied klang; er folgte mit seinen Augen dem Monde selbst, der wie schlaftrunken tief am Horizonte schwebte und eben im Begriffe schien, der schlummerbedürftigen Erde eine gute Nacht zu wünschen.

„Wir sind die beiden Letzten," hörte er hinter sich sagen, und der Marquis Fontana trat mit dem Hute in der Hand unter den Ausgang des Zeltes. — „Sie erfreuen sich auch wohl noch an der wunderbaren Nacht; es ist wahr, wenn man an die eingeschlossene dumpfe Luft unserer Schlafzimmer denkt, so kann man aus dem Freien gar nicht fortkommen. Nun, ich habe noch einen ordentlichen Weg nach Hause."

„Sie wohnen vor der Stadt?"

„Während des Sommers, ja; eine kleine Viertelstunde vor dem Thore. Und den Weg will ich zu Fuß zurücklegen; hier durch den Garten kürze ich ein paar staubige Straßen ab. — Sie gehen nach der andern Seite?"

„Ja, Herr Marquis."

„Apropos, lieber Barring," sagte Herr von Fontana, als er so nahe getreten war, um seine Hand auf den Arm des jungen Musikers legen zu können; „ich glaube, daß Sie es wissen, ja vollkommen davon überzeugt sind, wie außerordentlich gut wir es mit Ihnen meinen. Ja, wir haben Sie gern, bei San Jago! Wir betrachten Sie als zum Hause gehörig. Erlauben Sie mir deßhalb eine indiscrete Frage, eine sehr indiscrete Frage. — Wollen Sie?"

„Gewiß, Herr Marquis," entgegnete Victor. „Und ich verspreche Ihnen, in keiner Frage, die Sie an mich stellen wollen, eine Indiscretion zu sehen."

„Bon! Also gerade darauf los. Sie erschienen heute Abend noch mit der Gräfin Follange. War das zufällig oder absichtlich? Sie sehen, ich bin immer indiscret."

Victor lächelte. „Es geschah das so zufällig," sagte er, „wie in der Welt nur etwas vorkommen kann. Ich traf die Gräfin draußen im Vestibul, sie verlangte meinen Arm und so führte ich sie in den Salon."

„Aber ohne Ursache kam sie nicht so spät hierher, das kenne ich."

Der junge Musiker sah mit zweifelhafter Miene auf den Frager; doch war der Ausdruck des Gesichtes desselben ganz unbefangen.

„So viel ist sicher," wiederholte derselbe, „ohne Ursache kam sie nicht so spät. Diese Frau ist wie ein böser Geist, ein Vampyr, ein schreckliches Wesen; wen sie einmal umschlossen hält, der kommt so leicht nicht mehr von ihr los, bis sie ihn selbst wegwirft. Glauben Sie mir, lieber Barring, bei dem Antheil, den wir an Ihnen nehmen, hat mich Ihre Antwort auf meine indiscrete Frage außerordentlich beruhigt. Im anderen Falle hätte ich es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen."

„Ein anderer Fall ist aber gar nicht denkbar," versetzte Victor mit bestimmtem Tone.

Der Marquis schaute ihn einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Lächeln an, dann drückte er seine Hand und sagte:

„Unserer heiligen Schutzpatronin sei dafür gedankt! Es würde uns das in der That recht weh gethan haben. Und glauben Sie mir, cher monsieur Victor, so ganz indiscret, das heißt ohne Nutzen für Sie in dem angegebenen Falle, wäre doch meine Frage nicht gewesen. Ich kenne die Gräfin ziemlich genau —"

„Haben Sie Macht über sie?"

„Vielleicht auch das, wenn es gälte, einem Freund zu dienen."

„Interessirt es Sie in der That zu erfahren, was sie hier gewollt?"

„Außerordentlich."

„Und würden Sie," fuhr Victor dringend fort, „im Falle ich Sie darüber aufklären kann, Ihre Macht zu Gunsten eines meiner Freunde anwenden, der von der Gräfin in den traurigsten Fesseln gehalten wird?"

„Eines Ihrer Freunde?" rief erstaunt der Marquis. „Ah! jetzt flammt mir eine ganze Beleuchtung auf. Sah ich sie doch schon vor längerer Zeit mit unserem Professor" — er schaute fragend auf den jungen Musiker — „Blicke wechseln. — Teufel auch! ist der Aermste dem Lichte zu nahe gekommen?"

„Leider!"

„Ja, ja," fuhr Herr von Fontana in entschiedenem Tone fort, „er war ja hier, um die Tableaux zu leiten. Nachher aber sah ich ihn nicht mehr."

„Er war mit mir im Garten."

„Ah! deßhalb wollte sie Nachtluft athmen, Mondscheingeflimmer genießen! — Herzlich danke ich Ihnen für diese Auskunft, und will, so bald Sie es wünschen, meine freilich nur geringe Macht über dieses gefährliche Weib zu Gunsten Ihres Freundes verwenden."

„Und mir erlauben Sie wohl noch eine Frage?" sagte Victor. „Haben Sie, Herr Marquis, eine Idee davon, wo die Gräfin blieb? Ich sah sie nicht hieher zurückkehren."

„O Niemand sah sie hieher zurückkehren!" lachte Herr von Fontana, „aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht hieher zurückkehrte. Sie befahl ihren Wagen an's Ende des Gartens da drüben, und war grausam genug," setzte er ironisch hinzu, „nicht einmal ihren Gemahl mit nach Hause fahren zu lassen. Der gute Graf hat sich aber auch vorgenommen, ihr morgen früh eine hübsche Familienscene zu machen."

„Und könnte das ein Scandal werden?" fragte der junge Mann besorgt.

„Pas du tout!" gab Herr von Fontana mit lautem Lachen zur Antwort. „Der Herr Graf Follange werden morgen früh eine Stange Cire à moustache zur drohenden Haltung seines Schnurrbarts mehr verwenden, werden nach dem Frühstück ziemlich aufgeregt erscheinend in das Boudoir seiner Gemahlin treten, dort einigemal hastig auf- und abschreiten und auf die Bemerkung seiner Gattin, daß sein langweiliges Auf- und Abgehen ihre Nerven errege, entgegnen: er habe sich nur erkundigen wollen — wie sie geschlafen. Damit wird er abziehen, seinem Hunde einen Fußtritt geben, und dem Kammerdiener mit einer Maulschelle drohen. — — Doch, verzeihen Sie mir, lieber Freund," sagte der kleine bewegliche Mann in seinem gewöhnlichen hastigen Tone, — er hatte das Vorhergehende mit großem Pathos gesprochen, — „ich plaudere da und plaudere, und bedenke nicht, wie spät oder eigentlich wie früh es ist. Cuerpo de Dios!" rief er, nachdem er seine Uhr hervorgezogen und auf das Zifferblatt geschaut, „schon drei Uhr! — Leben Sie wohl, ich werde der Sache Ihres Freundes nachspüren und an sein Bestes denken. Da unsere Wege nicht die gleichen sind, so nehme ich Abschied von Ihnen. — Auf baldiges Wiedersehen denn! — Buenas noches!" Der Marquis verlor sich mit leichten Schritten im Dunkel des Gartens.

Es war die dritte Stunde der Nacht.

Die vierte Stunde.

Die Baronin war verschwunden und hatte sich auch nicht wieder sehen lassen.

Victor, draußen auf der Treppe stehend, blickte in das Zelt zurück, wo er ein Geräusch hörte und sah, daß die Bedienten beschäftigt waren, Fauteuils und Sessel an ihren Ort zu rücken, die Oeffnungen, die hie und da im Zelte waren, zu schließen und die Lichter auszulöschen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ihnen aus dem Wege zu gehen und schritt langsam die Treppe hinab in den Garten.

Hatte er auch recht gehört, was sie ihm zugeflüstert? Hatte nicht am Ende seine lebhafte Phantasie, unterstützt

von gewaltiger Eigenliebe, ein harmloses Wort mißdeutet? Und wenn dem so war, spielte er nicht gar, allein zurückbleibend, eine lächerliche Rolle?

Bei diesem peinlichen Gedanken, den er grausam genug war, sich genau auszumalen, fühlte er seine Leidenschaft für die schöne Frau mit verdoppelter Heftigkeit emporschlagen, empfand er es, welch' unsägliches Glück es sein müsse, noch eine Stunde in stiller, verschwiegener Nacht bei ihr sitzen, nur mit ihr plaudern zu dürfen, stolz auf den Vorzug, den sie, die vornehme Dame, der Niemand etwas Nachtheiliges nachsagen konnte, die sich aber von allen Seiten umschwärmt, angebetet sah, ihm, dem einfachen Künstler, einräumte.

„Wenn ich mich wirklich geirrt hätte!" murmelte er zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen, „so wäre das eine gerechte Strafe für die wilden Gedanken, die vorhin durch mein Herz gestürmt. — — Doch nein, ich habe mich nicht geirrt."

Er vernahm von der Seite des Hauses her den Schall leichter Tritte, die sich durch den Garten näherten; er eilte darauf zu: eine Gestalt löste sich von den dunkeln Partieen des Laubwerks ab und trat ihm entgegen. Es war die alte Kammerfrau der Baronin, die, sobald sie seiner ansichtig wurde, sich mit einer leichten Verbeugung umwandte, und ihn, voranschreitend, an eine kleine Seitenthür brachte, hinter welcher sich eine mäßig erhellte Wendeltreppe befand, die ihn seine Führerin ersuchte zu ersteigen. — Sie folgte ihm schweigend.

Oben angekommen, öffnete die Kammerfrau eine Glasthüre, die auf einen schmalen Gang führte, durch den Victor nach wenigen Schritten in ein kleines Boudoir gelangte, wo ihm die Baronin lächelnd entgegen trat.

„Sie werden sich seltsame Gedanken über mich gemacht

haben," sagte sie, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte, welche dieser an seine Lippen führte, „mein Verlangen, Sie noch zu sprechen, und dann, daß ich Sie ohne weitere Benachrichtigung allein unten ließ. Wie ich aber aus meinem Fenster bemerkte, traten Sie, um alles Aufsehen bei meinen Leuten zu verhüten, in den Garten. Ich danke Ihnen dafür und muß Ihnen die Versicherung geben, daß Ihr Betragen das Vertrauen, welches ich ohnedies zu Ihnen habe, sehr vermehrt hat. — Setzen Sie sich."

Sie ließ sich auf einen kleinen Fauteuil nieder und wies dem jungen Manne einen Sitz dicht in ihrer Nähe an.

„Ich sehe wohl an Ihren Mienen," begann die schöne Frau nach einer Pause wieder, „daß Sie überrascht sind, sich zu so später Stunde bei mir allein zu finden, eigentlich überrascht durch den von mir ausgesprochenen Wunsch. Auch finde ich diese Ueberraschung ganz natürlich. Schmerzlich aber wäre es mir, wenn Sie mir durch diese Zusammenkunft ein Opfer gebracht hätten."

„Ein Opfer, gnädige Frau?" sagte Victor hastig. „Wie könnte man das ein Opfer nennen? Ich sinne hin und her, um zu ergründen, durch welches Verdienst ich zu der Gunst, hier bei Ihnen sein zu dürfen, gekommen bin."

„Ah! da ertappe ich Sie auf einem falschen Gedanken, Herr von Barring!" rief die Baronin. „Sie fragten eben bei sich selber an: wann habe ich mich dieser Frau gegenüber so weit vorgewagt, daß sie sich berechtigt fühlen kann, mir um diese Stunde mit kurzen Worten zu sagen: bleibe noch da. Aber seien Sie ganz ruhig, davon spreche ich Sie los," fuhr sie nach einer Pause fort, während das liebenswürdige, wunderbare Lächeln, das sie um ihre Lippen zu zaubern wußte, wieder ihren Mund umspielte, — ein Lächeln, bei dem sie ihre Augen halb zuschloß, bei dem sie sich gewöhnlich leicht in den Fauteuil zurück-

lehnte, was gerade so aussah, als denke sie über etwas Köstliches nach, das ihr gestern oder heute begegnet. „Gewiß nicht," sprach sie nach einer Pause, „Sie haben mir mit Ihrem stillen, bescheidenen Wesen keine Veranlassung gegeben, Victor. Und gerade, da ich Sie mir gegenüber immer gleich, immer ruhig, immer, wenn ich so sagen darf, interesselos gesehen, hatte ich den Muth, Sie um eine kleine Unterredung zu bitten und Ihnen in dieser kleinen Unterredung eine große unbescheidene Bitte vorzutragen."

„Halten Sie einen Augenblick, Baronin!" rief der junge Mann erregt, indem er seine rechte Hand gegen sie ausstreckte. „Sie sagten so eben, mein stilles, ruhiges Wesen — nennen wir es beim rechten Namen — mein gleichgültiges Wesen veranlasse Sie, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Lassen Sie mich gegen Sie wahr sein, ehe Sie weiter reden; lassen Sie mich nicht Ihr Vertrauen empfangen unter der Voraussetzung, Sie gewährten es einem gleichgültigen Menschen, Einem, der nicht das wärmste Interesse an Ihnen nimmt. Gewiß, nein, nein!" setzte er heftiger hinzu, „unter der Voraussetzung kann und will ich Ihr Vertrauen nicht annehmen."

Sie hatte ihren Fächer vor dem Gesichte entfaltet und wandte hinter demselben ihre Blicke empor nach dem kleinen silbernen Hängleuchter in der Mitte des Zimmers, dessen Licht sich lebhaft in dem feuchten Glanze ihrer Augen reflektirte. Sie preßte heftig ihre Lippen auf einander, und man hätte sehen können, wie ihr Füßchen unter dem Kleide gewaltsam gegen den Parketboden des Gemaches trat, so daß sich ihr Sitz um ein Paar Zoll von dem seinigen entfernte.

„Nehmen wir also an," sagte sie nach einer Pause langsam und stockend, „daß meine Voraussetzung falsch gewesen sei; — und, die Wahrheit zu gestehen, es freut mich, das annehmen zu können, denn das Gemüth eines Freun-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0122-7

des, Jemandes, der es gut mit uns meint, ist geneigter, auf unsere Klagen zu hören, unsere Leiden mit zu fühlen."

Weßhalb ihre Worte ihn heftig ergriffen, sein Herz zusammenpreßten und ihn mühsam athmen ließen, davon konnte sich Victor im gegenwärtigen Augenblicke nur unklar Rechenschaft geben. Sein Auge hing ängstlich an ihren Lippen, und abermals hob er die Hand empor, als sie wieder anfangen wollte zu sprechen, und noch einmal sagte er mit flehender Stimme: „Halten Sie noch einen kleinen Augenblick Ihre Bitte zurück; glauben Sie nicht, daß ich überlegen, daß ich mich im geringsten besinnen werde, Alles an die Erfüllung eines Wunsches von Ihnen zu setzen; aber" — das Nachfolgende sprach er sehr leise — „Sie haben Ihre Bitte so seltsam eingeleitet, Sie haben sie an einen Gleichgültigen, im höchsten Falle an einen Freund zu richten gemeint — ja, das sagten Sie," fuhr er lebhafter fort, als er eine Bewegung ihrerseits sah, und doch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich unter dieser Voraussetzung Ihre Worte nicht anhören kann."

Die Baronin besann sich ein Paar Sekunden, dann war sie klug genug, wenigstens den Versuch zu machen, die Unterredung in's Komische zu spielen, weßhalb sie laut und herzlich lachte und alsdann entgegnete:

„Was seid ihr Künstler doch für sonderbare, unergründliche Menschen! da halte ich namentlich Sie, Victor, weil Sie ein gesetztes ruhiges Betragen haben, für gescheidter als viele andere junge Leute; ich sage das mit kurzen Worten, und meine damit, ich habe Sie nie so — nun ja, nie so lächerlich gefunden wie so Viele, die stets mit gewählten Redensarten bei der Hand sind, die gleich außer sich gerathen, überall ihr Herz mit in's Spiel bringen und dadurch glauben machen, daß sie wirklich keines besitzen. Ich sage Ihnen das, ich will Ihnen ein Compliment damit

machen und Sie depreciren vollständig und sagen: ich bin gerade wie die Andern. O das ist mir leid!"

Sie ließ ihren Fächer auseinander rauschen und fächelte sich Kühlung zu, während sie sich ganz in ihren Stuhl zurücklehnte.

Der junge Mann blickte nachdenklich, mit einer fast traurigen Miene auf die Baronin, die ihm so nahe saß, daß er seine Hand auf ihren vollen Arm hätte legen können, die er sich so nahe glaubte, da sie ihn um eine Unterredung in dieser Stunde gebeten, und die nun bemüht war, mit ihren Worten eine künstliche Kluft zwischen ihm und sich herzustellen. Am Ende aber hat sie vollkommen Recht, dachte er. O es ist ein kluges Weib; wer weiß, was sie mir zu sagen hat; wer weiß, ob ihre Gründe nicht triftig sind, daß sie ihren Wunsch nur einem Unbefangenen, ruhig sie Anhörenden mittheilen will. Jedenfalls, sprach er zu sich selber nach einem tiefen Athemzuge, ist es dieser ebenso schönen als entschlossenen Frau gegenüber besser, wenn auch nur scheinbar, auf ihre Ansichten einzugehen.

„Gut denn, gnädige Frau," sagte er entschlossen, „reden Sie unter der Voraussetzung, die Sie vorhin ausgesprochen. Ich will Ihnen als Unparteiischer, als ruhiger Freund, wenn Sie wollen, als vollkommen Gleichgültiger zuhören."

Sie ließ ihren Fächer zufallen und sah ihn fest an.

„Vorher aber muß ich Ihnen noch sagen," fuhr er fort, indem er sich zu einem Lächeln zwang, „daß schöne Redensarten, Ekstasen, dazu gehören, um Ihnen zu beweisen, daß man tiefer und wärmer für Sie fühlt als Andere, die sich begnügten, Ihnen dies durch ein Wort, durch einen beredten Blick, durch den Ton eines Liedes bekannt werden zu lassen. Gewiß, es war mir das nicht bekannt," setzte er fast schmerzlich hinzu.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0124-8

Die Baronin trat abermals mit dem Fuße auf den Boden, doch jetzt so, daß sie ihren Fauteuil seinem Sitze etwas näher brachte. Sie neigte sich etwas vornüber, sie blickte ihn mit ihren klaren, beredten Augen an; sie bezauberte ihn wie die Schlange den kleinen Vogel, denn sie kam seinem Gesichte so nah, daß er den süßen Hauch ihres Mundes spürte. Dabei legte sie ihre Hand auf seine Schulter und ließ sie auf seinem Arm langsam niedergleiten.

Er zitterte bei dieser Bewegung; er bebte bei jedem Zoll, den ihre warmen Finger mehr herabglitten. Er hatte die Kühnheit zu hoffen, sie würden die seinigen berühren, er würde sie dort einen Augenblick festhalten können. Vergebliches Hoffen! er fühlte ihre warme Hand auf seinem Arme fest liegen; er fühlte einen heißen glühenden Druck, der ihm das Blut zum Herzen trieb.

„Sind Sie nicht ein Kind, Victor?" sagte Frau von Molitor, „ein unverständiges eigenwilliges Kind? Statt mich zu verstehen, statt es zu achten, daß ich jetzt mit einem Freunde sprechen will —"

„Jetzt?" rief der junge Mann leidenschaftlich und zuckte mit seinem Arm. Doch die warme Hand blieb unbeweglich liegen.

„Jetzt," fuhr sie ruhig fort, „denn ich habe etwas Wichtiges zu verhandeln, das es nicht erträgt, wenn es — verstehen Sie mich wohl — unter andern Verhältnissen tändelnd besprochen würde, darum bat ich Sie, mir zuzuhören, wie das ein Gleichgültiger, ein Unbefangener thun würde."

„Ich sollte das aber nicht nur scheinen," gab Victor mit bewegter Stimme zur Antwort; „Sie setzten voraus, ich sei das; ja, Sie setzen das noch voraus."

Seine Augen suchten die ihrigen, während er so sprach, wogegen sie bemüht war, leuchtende verrätherische Blicke mit dem Fächer zu verdecken.

„Sie sind ein thörichtes Kind," sprach sie mit leiser Stimme; „Sie hätten verständig sein sollen und uns Beiden das ersparen."

„O wenn Sie wüßten," flehte der junge Mann, „wie verständig ich sein kann, wie verständig ich sein würde, wenn —"

„Davon sehe ich leider nicht viel," versetzte die Baronin mit einem tiefen Seufzer.

„Jetzt nicht, ich gebe das zu, aber nachher."

„Nachher ist ein schlimmes Wort; man muß meine Gunst verdienen."

„O nur ein Goldkorn von all' dem Reichthum!" flehte er, wobei sein Arm wiederholt zuckte. „O nur ein Goldkorn zum Beweise, daß man später die Anhänglichkeit belohnen wird."

„Von diesen Goldkörnern," sprach sie stockend, und dabei bebte ihre Stimme ein wenig, „fließt selten eins allein, wenn sie einmal anfangen zu rollen. Wer will da ein Halt gebieten!"

Während sie so redete, war ihre Hand langsam herabgeglitten von seinem Arm, und mit fieberhafter Hast umfaßte er ihre weichen Finger. Er drückte sie unzählige Mal an seine Lippen, er legte sie an seine Stirn, an sein Herz, und darauf zu ihren Füßen niedergleitend und den Kopf auf ihre Kniee beugend, drückte er ihre Finger in sein volles Haar.

Dadurch hatte er sich vollkommen in ihre Gewalt gegeben; denn indem sie mit ihrer Hand in seinem Haar wühlte, drückte sie ihn sanft aber mit starkem Arm von sich weg, hob ihn jedoch sogleich darauf, wenn auch wie widerstrebend und betäubt, zu sich empor, und schien erst wieder zur gänzlichen Besinnung zu kommen, als sie seine Lippen auf den ihrigen fühlte. Einen kurzen Moment erlaubte sie, duldete sie, dann aber trat sie fest auf den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0126-9

Boden, warf ihren Fauteuil herum, sprang in die Höhe und ging rasch an das Fenster, wo sie, die imposante Gestalt, mit abwehrender Hand stehen blieb. Langsam ließ sie ihren Arm herabsinken und sagte nach einer für den jungen Mann qualvollen Pause, die sie aber so freundlich war durch ihr süßes Lächeln zu mildern:

„Hatte ich nicht Recht, wenn ich nur einem Gleichgültigen, einem Unbefangenen, einem ruhigen, vernünftigen Freunde trauen wollte! O Victor!“ bat sie gleich darauf mit einer schmelzenden Stimme, „wollten Sie das nicht für mich eine kleine halbe Stunde sein?“

Der junge Musiker hatte sich unterdessen wieder gefaßt, er strich sein Haar aus der Stirne und drückte darauf seine Finger fest und krampfhaft an die Augen. Es schwindelte ihm, wenn er daran dachte, was er so eben erreicht; er fühlte seine Liebe zu ihr heftiger emporlodern, nachdem er sie vor sich stehen gesehen, die schöne, prachtvolle Gestalt mit gebietender Haltung und abwehrender Hand.

„Gewiß,“ sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „gewiß will ich jetzt hören als ein treuer, ruhiger, unparteiischer und doch redlicher Freund. O Camilla!“ setzte er schwärmerisch hinzu, „will ich doch Alles thun, was Sie mir gebieten, da ich glaube und hoffe, daß es für mich eine Zukunft gibt.“

„Gut denn,“ erwiederte sie und näherte sich ganz unbefangen, ja, sie reichte ihm ihre Hand, die er achtungsvoll an seine Lippen führte. Dann ließ sie sich wieder in ihren Fauteuil nieder und er setzte sich ihr gegenüber.

Einen Moment hatte sie ihren Kopf in die Hand gestützt, dann blickte sie empor und sagte:

„Ich spreche also zu einem Freunde, zu einem Manne, der bereit ist für mich zu handeln, sei selbst das, was er für mich thun muß, mit Mühe, mit Gefahr verknüpft.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0127-5

„So ist es bei Gott! Camilla. Ich verstehe jetzt die heiße Lust, mit der einst die Ritter für ihre Damen in Kampf und Tod gingen."

„So höre also, mein treuer Ritter," sagte lächelnd die schöne Frau. „Meine Verhältnisse sind Ihnen genugsam bekannt, daß ich Ihnen darüber keine Erklärung zu machen brauche, die mir unangenehm wäre. Sie wissen, daß ich von meinem Vormunde veranlaßt wurde, mich noch sehr jung zu verheirathen; ich will dabei nicht sagen, daß irgend eine Art von Zwang stattfand. Ich, ein junges, unerfahrenes Mädchen, in strengen Pensionen erzogen, wurde plötzlich in die Welt eingeführt, und das heitere, glänzende Leben, was mich da mit einem Male statt dem ernsthaften Treiben in der stillen Zelle umgab, bestach meinen Sinn und gefiel mir außerordentlich wohl. Mein nachheriger Gemahl, obgleich zwanzig Jahre älter als ich, war ein angenehmer und unterhaltender Mann, eine ritterliche Figur; er erzählte gern von seinen Reisen und wußte in gewisser Richtung das junge Mädchen an sich zu fesseln, verstehen Sie mich wohl, in gewisser Richtung, denn ich hätte eher an Alles gedacht, als daß er meine Hand fordern würde. Er sei früher von sehr finsterer Gemüthsart gewesen, — ein Menschenfeind, sagte mir meine Tante, bei der ich lebte, die Schwester meines verstorbenen Vaters. Auch war der Unterschied unseres Alters so bedeutend, daß ich mit ihm umging wie mit einem ältern Freunde.

„Er kam viel in unser Haus, er fuhr uns spazieren, er ritt mit mir, und dabei vernahm ich einstmals eine Aeußerung von ihm, welche mich, wenn doch zuweilen leise Zweifel in mir aufstiegen, wieder vollkommen beruhigte. Es begegnete uns auf einem Ritte in eine abgelegene Gegend ein Bekannter, dem der Baron Molitor auf seine

Bemerkung, er gratulire ihm, ihn in so angenehmer Gesellschaft zu finden, lachend die Antwort gab: ‚Es ist das kein Compliment für mich; Du siehst, für wie sehr alt und ungefährlich man mich hält'.

„Aber es kam mit einem Male anders, schnell, unerwartet. Eines Tages sagte mir meine Tante, der Baron habe um meine Hand angehalten, und sie für ihre Person sehe eigentlich keinen vernünftigen Grund, diese Verbindung nicht einzugehen. Mein Herz war frei, Victor," fuhr die Baronin nach einer Pause fort, während sie mit dem Taschentuche leicht ihre Stirne berührte. „Ich hatte wohl in verschiedenen Büchern über die Liebe gelesen, aber ich hatte sie bis dahin nicht kennen gelernt."

Dies einfache: bis dahin, begleitet von einem Blitz aus ihren schönen Augen, machte den jungen Mann ihr gegenüber erbeben.

„Von allen Seiten berathen und doch ohne wirklich guten und treuen Rath ließ ich mich nach und nach an die Idee gewöhnen, die Frau des Barons zu werden. Er benahm sich während dieser Zeit auf's Klügste; er warb nicht um mich, er blieb sich gleich in seinem chevalerésken, achtungsvollen Betragen. Alles, was er in Beziehung auf unser künftiges Verhältniß that, war, daß er mich auf's Genauste von der Einrichtung seines bisherigen Lebens sowie von den Bequemlichkeiten unterrichtete, die sein Wohnort, ein prächtiges Schloß auf seinen Gütern — er wohnte nur ausnahmsweise in der Stadt — darbot. —

„Ich wurde seine Frau. — —

„Wir reisten nach Frankreich und Italien; unsere Reise dauerte mehrere Monate; darauf kehrten wir nach seinem Schlosse zurück und — nach Ablauf eines Jahres," — hier stockte die Baronin, fuhr abermals mit dem Tuche über ihr Gesicht und erzählte dann weiter: „nach Ablauf

eines Jahres war ich die Mutter eines reizenden Mädchens. O, meine kleine, süße Isabella!"

Diesen Namen stieß sie mit einem schmerzlichen Rufe hervor, dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und verharrte so ein Paar Minuten lang regungslos. Victor blickte sie erstaunt an; er mochte auch diesen Blick des Befremdens noch nicht geändert haben, als sie ihre Hände langsam niedersinken ließ. Sie faßte sich gewaltsam und fuhr alsdann fort, indem sie ihr Auge rings umherschweifen ließ:

„Ich weiß wohl, was Ihre Miene sagen will; Sie sehen bei mir rund umher Alles öde und leer; Sie haben in diesen Räumen, die Sie so oft betraten, nie den frischen Ton einer Kinderstimme gehört, nie das herzliche Lachen eines jener lieblichen Wesen. Und doch ist es, wie ich Ihnen sage. Die Bekannten meines Hauses, die es gut mit mir meinen, sprechen nicht darüber, und mit denen, welche so gern geneigt sind, über mich und meine Vergangenheit hämisch die Achseln zu zucken, verkehren Sie ja nicht, mein Freund."

Sie reichte ihm ihre Hand, die er innig an seine Lippen drückte.

„Ja, ich hatte eine Tochter, ein reizendes, liebliches Wesen. O, wie war ich glücklich bei ihr, mit ihr! Wie liebte ich sie, wie war sie mir anhänglich, wie tief fühlte ich, daß jetzt zu meiner gänzlichen Zufriedenheit nichts mehr fehle, daß meine Bestimmung erfüllt sei! Was den Baron anbelangt, so schien auch er in seinem jetzigen Leben recht glücklich zu sein; er hatte mich, seitdem wir verheirathet, mit einer achtungsvollen Zärtlichkeit behandelt; er hatte mich in einzelnen Fällen, wo ihm das nothwendig schien, freundlich ermahnt und belehrt; er hatte über mich gewacht, ich kann wohl sagen mit väterlicher Aufmerksamkeit. Von

den finsteren Launen, die ihn früher unerträglich für seine Umgebung gemacht haben sollen, hatte ich bis jetzt nichts bemerkt. Wohl liebte er es, Aeußerungen zu thun, wie zum Beispiel: es ist doch seltsam, wie sich das vollkommenste Glück, das Menschen genießen, oft durch Kleinigkeiten in's grenzenloseste Unglück verkehren läßt; oder: es ist eigentlich traurig, daß das hellste Licht auch den dunkelsten Schatten wirft. O," sagte die Frau seufzend, nachdem sie einige Augenblicke nachdenkend vor sich niedergeschaut, „ich sollte bald in diesen Schatten treten!

„Auf der Reise nach unserer Verheirathung waren wir ziemlich für uns geblieben. Der Baron schloß sich nie an andere Reisende an, die wir zufällig trafen, oder wenn das geschah, nur auf ganz kurze Zeit, vielleicht für eine kleine Partie, für ein einzelnes Diner und dergleichen. Ich hielt das für zufällig, ich gab nicht darauf Acht; mich beschäftigte alles Neue, was mich umgab, so sehr, daß ich sonst nichts vermißte; all' die beständig wechselnden Bilder, verbunden und erklärt durch die wirklich gediegenen Belehrungen meines Mannes, füllten meine Seele aus.

„Nachdem wir zurückgekehrt, hatte ich eine Zeit lang zu thun, ehe ich das ungeheure Material zu unserer Einrichtung, theils das, was sich vorfand, theils was der Baron mit einer fast an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit für mich angeschafft, sowie die zahlreichen Geschenke meiner Freunde und meiner Familie bewältigen, ordnen konnte. Daß dies nicht vorher geschehen war, fand ich eine vernünftige Anordnung des Barons und sehr dankenswerth; denn wie viel Schönes und Zweckmäßiges hatten wir auf unsern Reisen gesehen, in uns aufgenommen und dabei Vieles gelernt, was wir nun Gelegenheit fanden, bei uns wieder anzuwenden.

„O es war das eine vergnügte Zeit, eine herrliche Zeit,

so dabei thätig zu sein, wie sich Zimmer um Zimmer aus dem Chaos von Kisten und Ballen zu einem wohnlichen Ganzen herausbildeten. War mir doch zu Muth wie dem Vogel, der sein Nest baut. Aber warum diese Details erzählen!" unterbrach sie sich schmerzlich lächelnd. „Sie verbittern meine Laune, sie sind durchaus unnothwendig zur Darstellung dessen, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Ich hätte gern noch mehr davon aus Ihrem Munde gehört," sagte Victor, „aber ich verstehe auch, daß es für Sie schmerzlich ist, diese angenehmen Zeiten der Vergangenheit so lebhaft hervorzurufen, wie Sie es in Ihrer Erzählung thun."

Die Baronin warf einen Blick auf die Standuhr über dem Kamine, dann fuhr sie fort:

„Ich bin schon zu weitläufig gewesen; aber Sie werden verstehen, mein Freund, daß, wenn man einmal anfängt über eine vergangene Zeit zu sprechen, die für uns von so großem Interesse war, an die unser Herz noch unauflöslich gebunden ist, wir uns gerne in Einzelnheiten verlieren, die einem Andern, Unbefangenen, gleichgültig sind.

„So blieben wir ziemlich still für uns, bis nach der Geburt meiner Tochter, wo sich der Baron veranlaßt sah, den verschiedenartigsten Fragen und Anspielungen nachzugeben und sein Schloß dem Adel der Umgegend, mit dem er früher in freundschaftlichem Verkehr gestanden, wieder zu öffnen. So angenehm mir einestheils dergleichen kleine gesellschaftliche Zerstreuungen waren, so war es mir doch seltsam zu Muth, als eines Tags die ersten der glänzenden Equipagen in den Schloßhof fuhren, deren Besitzer kamen, uns ihre Gegenbesuche zu machen. Es war mir, als ziehe ein fremdes, unfreundliches Element in unsere bis jetzt stille und glückliche Einsamkeit.

„Lassen Sie mich schnell hinweggehen über eine Zeit,

wo ich mit Schrecken, mit Entsetzen bemerkte, wie sich die Gemüthsstimmung meines Mannes veränderte, wie er launisch, finster, abstoßend wurde, wie er sich von mir, ja von seinem Kinde zurückzog, wie er für mich statt freundlicher, gemüthlicher Worte, wie bisher, nur scharfe, pikante Redensarten hatte, — kurz, wie ich bemerkte, daß ihn die eingebildetste und furchtbarste Eifersucht quäle. Den Gegenstand derselben konnte ich lange nicht ergründen, sein Benehmen ließ mich auf Diesen und Jenen rathen.

„O hätte nur ich allein die unglückselige Leidenschaft meines Gemahls entdeckt," fuhr die Baronin fort, „ich hätte mich gern wieder in meine frühere Einsamkeit zurückgezogen, nur um ruhig für meine arme kleine Tochter leben zu können. Aber auch für Andere war es nicht schwer, den Grund seiner so finsteren Mienen, seines abstoßenden, verletzenden Wesens zu errathen. Unberufene mischten sich hinein, es gab Reibungen in der Gesellschaft; bösartige Menschen — sogenannte gute Freunde — machten sich kein Gewissen daraus, unschuldige Vorfälle zu verdrehen und mit den schlimmsten Zusätzen versehen zu seiner Kenntniß zu bringen. —

„Ihnen die Einzelnheiten dieser entsetzlichen Zeit mitzutheilen bin ich nicht im Stande. Da es Sie aber vielleicht interessirt, so wenden Sie sich an den Freund unseres damaligen Hauses, an den Freund meines jetzigen Hauses, an den Marquis Fontana. Er soll Ihnen einmal Einzelnheiten geben. —

„Ich wünsche das, Victor," sagte die Baronin dringend, als sie eine abwehrende Handbewegung des jungen Mannes sah; „ich wünsche es, ja ich verlange es; es ist für mich nothwendig, daß Sie durch eine dritte Person von allen Details in Kenntniß gesetzt werden. Ist es doch nicht die Plauderhaftigkeit eines Weibes, was mich veran-

laßt, Ihnen, mein Freund, von meiner Vergangenheit zu sprechen; thue ich es doch nur als Einleitung zu einer ungeheuren Bitte, die ich an Sie richten werde."

„Ich hoffe nicht," gab ihr hastig der junge Mann zur Antwort, „daß Sie glauben, mich durch eine Einleitung geneigt machen zu müssen, Ihnen irgend einen Wunsch, den Sie mir aussprechen, zu erfüllen. — Sie haben mich zu Ihrem Sclaven gemacht, Camilla," setzte er mit leiser Stimme hinzu, indem er sich niederbeugte und seine heißen Lippen einen Augenblick mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit auf das Spitzengewebe drückte, welches ihren Arm umgab. Dann strich er langsam die Haare aus der Stirne und fuhr mit ernstem Tone fort, als er sich wieder emporrichtete: „Wenn Sie, gnädige Frau, es für nothwendig halten, mir um Ihretwillen etwas mitzutheilen — gut, so höre ich es an; was mich aber betrifft, so glaube ich einem einzigen Ihrer Worte, glaube an Sie, Camilla, unerschütterlich, und bin zu Ihrem Dienst bereit, wo Sie ihn, wo Sie mich benutzen wollen."

Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als sie nach längerem Stillschweigen ihr Haupt emporrichtete, ihr Gesicht wieder sehen ließ, konnte man bemerken, daß ihre Züge bleich, ihre Augen feucht waren.

„Wenn ich Ihnen sage," fuhr sie alsdann fort, „daß der wirklich finstere Geist meines Gemahls mich zu quälen begann, als Isabella kaum ein Jahr alt war, und daß ich um des Kindes willen Alles ertrug — psychische, ja selbst körperliche Mißhandlungen, daß ich bei ihr blieb bis zu ihrem vollendeten sechsten Jahre, ohne in der Zeit andere frohe Augenblicke gehabt zu haben, als die wenigen, in denen er mir vergönnte, mein Kind zu sehen; wenn ich hinzufüge, daß seine Liebe zu mir gänzlich erloschen war, daß er Alles that, um unsere Trennung zu Stande zu

bringen, die ich auf's Bestimmteste verweigerte, — wenn Sie sich alles das vorstellen, eine zusammenhängende Kette von Quälereien jeder Art, Beleidigungen, Anschuldigungen, Mißhandlungen, so können Sie sich denken, daß ich zuletzt gezwungen war, sein Haus zu verlassen — mein Kind zu verlassen."

Bei diesen Worten drückte die Frau heftig ihre Hände vor das Gesicht, sprang in die Höhe und rief leidenschaftlich aus, indem sie einen raschen Gang durch das Zimmer machte:

„Ja, ich mußte mein Kind verlassen, mein einziges, geliebtes, mein kleines, schönes Kind! Ich mußte es in seinen Händen lassen, in den Händen eines Wüthenden, eines Mannes, den ich nie geliebt, nie, nie!" Sie warf heftig ihre rechte Hand empor, als wollte sie die Finger wie ihre Worte beschwörend gen Himmel strecken. — „Ja, ich wiederhole es," rief sie mit bebender Stimme, „den ich nie geliebt, den ich nur anfänglich um mich zu dulden vermocht, weil er unter der Maske des ruhigen Wohlwollens, einer väterlichen Freundschaft mein Herz einzuschläfern wußte.

„Ja, Victor, ich habe eine Tochter; Isabella ist jetzt acht Jahre alt; sie soll reizend und liebenswürdig sein, wie man sich nur ein kleines Kind zu denken vermag. — So sagen Leute, die sie sahen und die mir davon wieder erzählten. — Ja," fuhr sie leidenschaftlich fort, „es gibt Leute, die sie sehen, die ihre lieben Händchen fassen dürfen, — ich nicht! — denen es gestattet ist, in ihr klares, kindliches Auge zu schauen, ihre schöne Stirne zu küssen, ihren lieblichen Mund, — mir ist das nicht gestattet," sprach die Baronin mit steigender Heftigkeit — „die meine Tochter, mein Kind, — meine Isabella an ihr Herz drücken, die ihr weiches, duftiges Haar berühren dürfen. — Ich durfte

das nicht, — nicht mehr seit zwei unendlich langen Jahren. Ja, Victor!" rief sie, indem Thränen ihren Augen entstürzten, „seit zwei Jahren habe ich mein Kind nur ein einzigesmal gesehen, es nur verstohlen in der Entfernung gesehen. Nicht habe ich seine Stirne, seinen Mund, seine Hände mit Küssen bedecken dürfen, nicht habe ich den Ton seiner Stimme gehört, mit dem es mir zugerufen hätte; denn sie kennt mich noch, meine kleine Tochter, sie denkt an mich, sie spricht von mir. Ich weiß das von ihrer Kammerfrau, mit der ich nach langer, vergeblicher Mühe mich endlich in Verbindung gesetzt, — das ist aber auch Alles," setzte sie traurig hinzu, während sie ihre Hände fest in einander schloß, „was mir möglich war, um mich meinem Kinde zu nähern. — O," sagte Frau von Molitor nach einer längeren Pause laut weinend, „wäre ich damals, als ich sie wiedersah, nicht ganz allein, ganz schutzlos — wäre ich selbst ein Mann gewesen! Mich hätten nicht die Mauern des Parks geschreckt, hinter denen er sie verborgen hält; ich hätte sie in meine Arme genommen und mit mir fortgetragen."

Sie bedeckte einen Moment ihre Augen mit der rechten Hand, und als sie diese wieder sinken ließ, sprach sie mit einem tiefen Seufzer:

„Sie werden mich fragen, warum ich mein Kind verlassen oder warum ich es damals nicht heimlicher Weise mit mir genommen? — Dies war bei seiner Wachsamkeit ebenso unmöglich, wie bei seiner Rohheit, noch länger in seiner Nähe zu bleiben. Er verlangte eine gesetzliche Scheidung, die ich mit Abscheu verwarf, darauf setzte er, als Preis meiner Einwilligung hiezu, die Rückgabe meiner Tochter fest. Es waren das entsetzliche Verhandlungen, und Freunde, die es gut mit mir meinten, riethen mir, bis zur gänzlichen Auseinandersetzung sein Haus zu verlassen.

— Aber die Unterhandlungen führten nicht zu einem Resultate. Als ich, wie ich eben sagte, endlich in eine Scheidung willigte, um dadurch mein Kind zu erhalten, schrieb er mir einen insolenten Brief, worin er seine Beschuldigungen gegen mich wiederholte und als deutlichen Beweis, wie recht er gehabt, sich nicht entblödete anzuführen, daß ich eine Scheidung verlange, um frei zu werden, und thun und lassen zu können was mir beliebe. — Das aber — hören Sie, Victor, so schrieb er mir, — werde er Zeit seines Lebens zu verhindern wissen, ebenso, daß Isabella von Molitor — er sagte nicht seine Tochter — in die Hände einer Frau käme, die ihr nothwendiger Weise die eigenen schlechten Grundsätze einflößen müßte.

„Als ich diesen Brief erhalten, setzte ich mich in eine Ecke meines Zimmers und las ihn während einiger Stunden durch, unaufhörlich, von Anfang bis zu Ende, und als ich jedes Wort auswendig wußte, warf ich das Papier zu Boden und trat es unter meine Füße. Dann dachte ich an mein vergangenes Leben, an die entsetzlichen Jahre, die ich bei ihm zugebracht, und grübelte in mich hinein, träumte, phantasirte, sprach mit mir selber, vergegenwärtigte mir alle Leiden, die ich unschuldiger Weise getragen, und kam zu dem glücklichen Resultate eines glühenden Hasses gegen ihn, eines gänzlichen Vergessens aller der guten Eigenschaften, die ihn mir einstens werth gemacht. Und als ich so ein furchtbares Fundament gelegt, als ich heiße Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung geweint, da sandte mir Gott einen Lichtstrahl in meine Seele — den Wunsch, den Willen, den Vorsatz, mein Kind wieder zu erlangen, alle Mittel anzuwenden, es ihm zu entreißen.

„Können Sie diesen Vorsatz tadeln, Victor? Werden Sie einer Mutter, die Sie mit aufgehobenen Händen anflehte, ihr zur Seite zu stehen, daß sie ihr Kind wieder er-

lange, Hülfe versagen? Werden Sie zurücktreten, wenn ich Ihnen hier ausspreche: das ist meine Bitte an Sie, Victor, meine glühende Bitte, helfen Sie mir, mein Kind wieder zu erlangen, leihen Sie meiner unermüdlichen Phantasie Ihren kräftigen Arm und dann — Victor, mein Freund, gebieten Sie über mich."

Das schöne, leidenschaftliche Weib hatte in diesem Augenblicke, wie sich in ein unabänderliches Schicksal ergebend, ihre Hände wehrlos ausgebreitet, den Kopf herab gebeugt und sank, nachdem sie die letzten Worte, sich von ihrer Leidenschaftlichkeit herabstimmend, mit leisem Tone gesprochen, zu den Füßen des jungen Mannes nieder, der erschrocken näher sprang und sich bemühte, sie empor zu heben. Als sich bei diesem Versuche ihr Gesicht seinen Händen näherte, fühlte er die Thränen, welche ihren Augen entflossen. Dabei hatte sich ihr volles dunkles Haar aufgelöst und ringelte sich über Nacken und Schultern herab, die Weiße derselben wunderbar hervorhebend. — Es war ein zauberhaftes Bild, was sich seinen umschleierten Blicken zeigte, es war ein Augenblick, der ihm das Blut wild durch seine Adern strömen machte. — Und dabei flackerte das Licht in der silbernen Lampe so ängstlich, warf zuckende Schatten an den Wänden rings umher und drohte gänzlich zu erlöschen.

Victor beugte sich zu der prächtigen Gestalt hinab, die in seinen Armen ruhte, und während er sie langsam emporhob, richtete sie ihr Haupt auf; ihre feuchten Augen trafen wie fieberhaft glühend seine leuchtenden Blicke, und als gleich darauf ihre Augenlider langsam zusanken, hatte sie ihre geöffneten Lippen fest auf die seinigen gedrückt.

Nur einen Augenblick ruhte sie wie leblos an seiner Brust, nur einen kurzen, für ihn so seligen Augenblick;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0138-6

dann zuckte sie wie mit sich selbst und gegen eine fremde Gewalt ringend, erst schwächer, dann stärker zusammen und entwand sich endlich, ihn sanft zurückdrängend, seinen umschlingenden Armen.

„Nicht so, Victor," sprach sie, „um Gotteswillen! nicht so. Lassen Sie unser Verhältniß ein freundschaftliches bleiben, wie es war, wie es meinem Herzen so wohl that, rein und edel, fürchten wir uns vor der Zukunft, vor einer Stunde, in der wir auf den jetzigen Augenblick als einen vergangenen, unwiederbringlichen zurückblickend, vielleicht händeringend beklagen würden, wenn es anders gekommen wäre. — Wenn es gekommen wäre," setzte das schöne Weib mit leidenschaftlich zitternder Stimme hinzu, „wie es unsere Herzen wünschen, wie es Dich und mich namenlos glücklich gemacht hätte. — Und nach diesem Wort fliehe, um Deiner selbst willen, wie ich Dich verlassen muß, um mich vor mir selber zu retten."

„Ah! Camilla, ich lasse Dich nicht; es gilt die Reue."

Sie war verschwunden.

Draußen vor den Fenstern in den dichtbelaubten Bäumen versuchte ein Vogel schüchtern den ersten Ton zu seinem Morgenliede; es war nur ein leiser, zwitschernder Anfang, ein schläfriger Versuch aus dem kleinen Schnabel hervor, der sich vielleicht gleich darauf noch einmal unter dem Flügel verbarg. Sah man doch im Osten eben erst einen hellen Streifen, den jungen Morgen verkündigend; war doch eben erst die Nacht im Begriff, auf leicht rauschendem Winde zu entfliehen. — — — —

— — War es doch erst die vierte Stunde.

Die fünfte Stunde.

Wenn man gegen Morgen aus der kühleren Nachtluft in ein Schlafzimmer tritt, so bemerkt man recht den Unterschied der Temperatur, namentlich wenn ein solches Schlafzimmer etwas klein und niedrig ist. Im Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte müssen wir den geneigten Leser bitten, uns in ein derartiges Gemach zu folgen. Es liegt dieses im zweiten Stocke eines bescheidenen, freundlichen Hauses, an dessen Giebelwand sich wilde Reben in malerischen Windungen emporschlingen. Blätter dieser wilden Reben nicken auch in das Schlafzimmer herein, dessen beide Fenster offen stehen und nur mit einfachen, weißen Vorhängen versehen sind.

Das Zimmer ist nicht sehr groß, namentlich nicht besonders hoch, weßhalb auch die Temperatur hier etwas heiß und gedrückt ist. Doch befinden sich vier Betten in demselben; neben einander an der einen Wand in's Zimmer hinein stehen zwei große, während man in der einen Ecke zwei kleine bemerkt.

Das Bettwerk in einem der größeren Betten ist unberührt und zeigt an, daß der Besitzer dasselbe nicht benützt; das andere sieht so aus, als ob Jemand, der dort geschlafen, plötzlich aufgesprungen, denn Kissen und Decke befinden sich in Unordnung; letztere hängt auf den Boden herab.

Was dagegen die beiden Kinderbettlädchen anbelangt, so sind sie so vollständig besetzt, als man das zu sehen sich nur wünschen kann. In dem einen liegt ein gesund aussehender, prächtiger Bube, so gut wie gar nicht bekleidet, denn sein unentbehrlichstes Kleidungsstück hat sich ihm bei einigen heftigen Bewegungen, die er während des Schlafes, wahrscheinlich der Hitze wegen, gemacht, auf's Bedenklichste verschoben; sein lockichtes Haar ist feucht und hat sich in einzelnen Spitzen in die Höhe gestellt; seine Augenlider scheinen so leicht auf die Augen herab gefallen, daß man glaubt, das Summen einer Fliege, deren beim ersten Grauen des Tages genug im Zimmer umher schwirren, müßte ihn erwecken. Und doch hört man an den regelmäßigen und tiefen Athemzügen, wie fest und sanft er schlummert.

Komisch ist es anzusehen, mit welch' eigenthümlichem Schlafkameraden er sein Bettchen theilt. Ein großer Hampelmann, mit buntem Tuch bekleidet, dessen Nähte mit silbernen Litzen besetzt sind, der vorn und hinten mit einem großen Höcker begabt ist, und der eine ganz kolossale Nase hat, liegt neben ihm auf dem Rücken, und sein Gesicht mit den hellen aber starren Augen und dem höhnisch lachend

zusammengekniffenen Mund contrastirt seltsam mit der wunderbaren Ruhe auf dem Gesichte des schlafenden Kindes. Nur zuweilen ändern die Beiden ihre Rollen, wenn nämlich eine Fliege den Knaben belästigt und er sie von sich blasend einen Augenblick mit dem Kopfe schüttelt; wogegen das unverschämte Insekt, mit der schamlosesten Zudringlichkeit sich auf die spitzige gebogene Nase des Hampelmanns setzend, nicht im Stande ist, dessen ewiges, unvergängliches Lächeln zu verscheuchen. — Der kleine Knabe mag ungefähr vier Jahre alt sein.

In dem andern Bettchen befindet sich ein schon etwas älteres Mädchen, besser verhüllt, in einer ungleich weniger trotzigen und herausfordernden Lage. Sie hat die rechte Hand unter ihr Haupt gelegt und lächelt im Schlafe, — ein Lächeln, das nicht einmal aufhört, wenn sich eine der summenden Fliegen nähert. Höchstens bewegt das kleine Mädchen ein wenig ihren hübschen Mund oder erhebt ihr eines Händchen, um die Zudringliche zu verjagen.

Das ganze Gemach mit den beiden schlafenden Kindern und dem nickenden Rebenlaub an den Fenstern, ja selbst mit den summenden Fliegen und dem ewig lächelnden Hampelmann würde uns ein höchst angenehmes, liebliches Bild von Ruhe und Frieden gewähren, wenn nicht unsere Blicke besorgt an den beiden großen Betten hängen blieben, an dem einen, von dem die Decke unordentlich herabhängt, besonders aber an dem andern, welches ganz unberührt erscheint. Wenn wir weiter um uns blicken, so sehen wir die Thüre in's Nebenzimmer nur angelehnt und bemerken durch die so entstandene Spalte, daß es dort schon etwas heller ist. Wahrscheinlich haben die Fenster keine Vorhänge.

Treten wir ein und schauen nach.

Es ist ein größeres Gemach, recht hüsch und wohnlich

eingerichtet, wenn gleich einfach und bürgerlich; wir sehen da einen guten Sopha mit sechs Stühlen, auch ein paar Lehnsessel, ziemlich feine Vorhänge, an der Wand unter ein paar Aquarellen sowie einigen werthvollen Kupferstichen das meisterhaft und effektvoll gemalte Bild einer jungen schönen Frau. Die Fenster dieses Zimmers stehen offen, und der aufdämmernde Morgen im Verein mit einem tief herabgebrannten Lichte erlaubt uns, alle Gegenstände genauer zu erkennen und zu betrachten, als dies aus dem anstoßenden Schlafgemache uns möglich war.

Unser Eintritt in dieses Zimmer gewährt uns aber einen eigenthümlichen Anblick; auf dem Boden bemerken wir ein paar große Körbe mit verschließbaren Deckeln, die mit Wäsche angefüllt sind; daneben steht ein alter Reisekoffer, halb voll mit Kleidungsstücken, und das, was hier noch zu fehlen scheint, sehen wir auf den Stühlen nebenan sowie auf dem Tische liegen, auf welchem auch das herabgebrannte Licht steht.

Was uns aber am meisten überrascht, ist die Gestalt einer Frau, die auf ihren Knieen vor einem der Stühle liegt, den Kopf in die Hände gedrückt hat und diese auf dem Sitze ruhen läßt. Die Frau trägt einen einfachen Morgenüberrock; von ihrem Haar, das sehr locker um den Kopf geheftet zu sein scheint, ist eine dicke schwarze Flechte losgegangen, die über ihren Nacken herabhängt. Zuweilen zuckt der Körper dieser Frau zusammen, als ob sie Schmerzen fühlte oder ein heftiges Weinen gewaltsam unterdrücken wollte.

Das Letztere scheint der Fall gewesen zu sein: denn als sie sich nach kurzer Zeit langsam aufrichtete, wischte sie mit der Hand Thränenspuren von ihren Wangen. Es war dieselbe Frau, die wir oben im Porträt gesehen, dieselben Züge, dasselbe schwarze Haar, dieselben dunklen Augen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0143-3

Und doch wie verschieden von einander Bild und Original! Dort blickte das Letztere heiter und froh, fast übermüthig in die Welt, die Augenlider waren halb herabgesenkt und ließen auf dem Beschauer einen schalkhaften Blick ruhen, zu welchem die leicht emporgezogene Oberlippe, von einem anmuthigen Lächeln gekräuselt, so außerordentlich paßte. Auf dem Bilde trug die Frau ein anschließendes, etwas phantastisches Gewand von schwarzem Atlaß, prall anliegend, volle runde Formen verdeckend; man hätte glauben können, diese Brust im glücklichen Uebermuthe der Jugend athmen zu sehen.

Wie anders stellte sich heute das Original dar! Der Blick durch Thränen gedämpft, das Haar eilig und nachläßig um den Kopf befestigt, der Mund schmerzlich verzogen, zuweilen ein leichtes Zucken um denselben oder ein krampfhaftes Einklemmen der Unterlippe zwischen die Zähne; statt des sorgfältig gewählten Anzuges ein weiter Morgenüberrock, eilig zugehakt und davon die Spuren tragend.

Die Frau hatte sich, wie gesagt, von den Knieen erhoben, aber langsam, mit sichtlicher Anstrengung, dann legte sie die Hand auf die Stirne, drückte dieselbe einen Augenblick heftig und schüttelte dann den Kopf. Nachdem sie zum Tische getreten und auf eine Taschenuhr gesehen, die dort lag, sagte sie mit leiser Stimme:

„Schon vier Uhr vorüber! Und ich habe da ein gutes Stück kostbarer Zeit verträumt; nun rasch wieder an die Arbeit, ich will zu Ende kommen! — O mein Gott, ja, zu Ende kommen!“ wiederholte sie mit schmerzlichem Ausruf, indem sie in die Höhe blickte. „Nun zum Ende kommen, damit dies arme Herz nicht ganz niedergedrückt wird und noch etwas guter Glaube an die Menschheit übrig bleibt. — Muth!“

Sie horchte an die Thüre des Nebenzimmers, und wie

wurde ihr Blick so weich, so sanft, welch' liebliches Lächeln spielte um ihren eben erst noch so krampfhaft geschlossenen Mund, als sie zurückkehrend sprach:

„Sie schlafen so sanft, Gott sei Dank! sie fühlen nichts von all' dem Elend, was meine Brust zerreißt. Aber vorwärts! Das Schwerste zuerst."

Dann setzte sich die Frau an den Tisch, stützte den Kopf auf den linken Arm und begann mit fieberhafter Hast zu schreiben. Dabei war es, als schrecke sie häufig zusammen, und wenn man genauer hinsah, so bemerkte man, wie eine große Thräne um die andere auf das Papier fiel.

Endlich war sie fertig; sie schien das Geschriebene überlesen zu wollen, doch nach dem ersten Versuche warf sie das Blatt heftig von sich und wandte sich dem Koffer zu, um ihn mit den Kleidungsstücken zu füllen, die auf den Stühlen und Tischen umher lagen. Beim Betrachten der einzelnen Sachen, größtentheils wohl Zeugen einer vergangenen glücklichen Zeit, hielt sie zuweilen in ihrer Arbeit inne und preßte dann auf Augenblicke dies und das zwischen ihre gefalteten Hände, drückte es auch wohl heftig an ihre Lippen. Gleich darauf aber war es wieder, als schäme sie sich ihrer Schwäche, und dann warf sie das Ergriffene hastig von sich und deckte es eilig mit anderen Sachen zu. Als sie sich nun sichtlich ermattet vom Boden erhob, mußte sie sich mit der Hand auf den Koffer stützen; sie schwankte dann durch das Zimmer gegen eines der offenen Fenster hin, dort ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, vergrub ihre rechte Hand in ihr dichtes schwarzes Haar und blickte mit aufgestütztem Arme in den dämmernden Morgen hinaus.

Das Haus, in welchem sie sich befand, lag ziemlich am Ende der Stadt auf einer kleinen Erhöhung; von dem Fenster aus, an dem sie saß, erblickte man nur wenig von den Häusermassen, nur rechts und links ein paar schmale Strei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0145-5

sen, wo sehr verlängerte Straßen in das Land hinaus führten. Die unmittelbare Umgebung des kleinen Gebäudes waren Gärten und andere Wohnungen, die ebenfalls hier zerstreut lagen; von dem zweiten Stocke, wo die Frau am Fenster saß, schaute man weit hinweg über diese einzelnen Wohnungen, die mehr in der Tiefe lagen, über dichtbelaubte Bäume, über saftig grüne Grasplätze, über verschiedenartige Blumen und Gebüsche, auf einen munter daherschießenden Bach, und wenn man über denselben hinweg das Auge wieder erhob, so sah man dort die Gegend sanft ansteigen bis zu einem Höhenzuge, welcher mit dichtem Wald bedeckt war, zwischen dem man an der höchsten Stelle die grauen Mauerreste eines zertrümmerten Schlosses bemerkte.

Auf der ganzen weiten Natur, die man von hier überschaute, lag jener feine Duft, flimmerte jenes unbestimmte Licht, das vor dem Sonnenaufgange erscheint, ihn einleitet. — An dem fast gänzlich klaren Himmel stiegen im Osten einzelne Wölkchen auf, nicht von dem Ansehen, als bärgen sie Regen und trübes Wetter in ihrem Schooße, — es waren leicht geschwingte, weiße, bewegliche Wolken, flatternde Bänder, von der Erde emporgesandt, um das Gestirn nicht so ganz kahl und ohne Gefolge auf der Höhe erscheinen zu lassen. Anfänglich zeigten sich diese Wolken grau und farblos am Horizonte, getrieben vom leichten, kühlen Morgenwind, der die Blätter der Bäume fröstelnd sich bewegen machte, und der das erste Lied der erwachenden Vögel zuweilen unterbrach; bald aber färbten sie sich heller und wärmer, wie Strahlen schossen andere aus der ursprünglichen Schicht empor, da hinten im Osten wimmelte es von prachtvollen, immer wechselnden Schleiern und Bändern. Auch der Duft, der nun langsam herabzusinken schien, nahm die vielerlei Farben in sich auf, die nach

und nach auf den Höhen sichtbar wurden. Es war Bewegung, Wechsel der Schatten, aufdämmerndes Licht und Leben überall. Und alles das steigerte sich von Sekunde zu Sekunde; es war, als rollte die Erde in diesem Augenblicke gewaltiger, rascher im ungeheuren Weltall, oder als fühle man eine vermehrte Luftbewegung durch den freudigen Umschwung derselben, eine Bewegung, die man bei der allgemeinen feierlichen Stille rauschen hörte durch die Zweige der Bäume, murmeln in dem fließenden Wasser, tönen in dem nun schmetternd erklingenden Sang der Vögel. —

— — So eingeleitet, so sehnlich erwartet, sieht man es nun hinter dem Wald, der den Horizont im Osten krönt, wie in gewaltiger Feuerlohe aufflammen. Jeder Stamm, jedes Zweiglein wird sichtbar auf dem glänzenden Goldgrund, mit dem sich dort der Himmel überzieht. Noch ein Paar Sekunden, und die Poesie der Erwartung ist vorüber, der Aufgang der Sonne hat stattgefunden, und mit glänzendem, verzehrendem Feuer blitzt der erste Strahl des mächtigen Gestirns über die Berge herüber. — —

Die junge Frau am Fenster fährt heftig zusammen, als er ihr Auge trifft, sie aus ihren Träumereien aufschreckt, sie blendet. Wie wohl hat ihr die Dämmerung gethan, die melancholische Dämmerung, mit der Alles so sanft bekleidet war, Alles was jetzt vor ihren Augen wie mit einem Schlage verwandelt erscheint, und nun in jeden Farben, in Gold, Silber, in stäubenden Thaubrillanten prangt, strahlt, glänzt, blendet. Goldschimmer überall, auf dem grünen Rasen, auf den Blättern der Bäume, auf den Gipfeln des großen, mächtigen Waldes, auf dem emporwirbelnden Rauche, auf den Flügeln der aufsteigenden Lerchen, — Goldschimmer an dem ganzen weiten Himmelsraume. —

— — — Hastig zieht die Frau die Fenstervorhänge zusammen und athmet wieder ruhiger auf, als nun das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0147-6

grelle Sonnenlicht, das auf die Zerstörung im Zimmer, auf die Körbe und Koffer am Boden geglänzt, ausgeschlossen ist.

Gleich darauf verschwindet sie im Nebenzimmer.

Treten wir geschwinde an den Tisch und werfen einen Blick auf das geschriebene Blatt Papier, welches noch da liegt. Es ist dies eine Indiscretion, die wir unsern Lesern schuldig sind.

„Wenn Du diese Zeilen liest, Ferdinand, so wird Dein Auge wahrscheinlich von den Dir wohlbekannten Schriftzügen hinweg mit Erstaunen durch die leeren Zimmer Deiner Wohnung schweifen. Vielleicht aber auch, daß Du bei Deiner jetzigen Gemüthsstimmung nicht einmal unsere Abwesenheit sogleich bemerkst, und ich möchte doch damit anfangen, Dir zu sagen, daß Du von jetzt ab kein Weib, keine Kinder mehr hast, die Dein nunmehriges Leben hindern, Deine Schritte hemmen. — Lächle nicht, wenn Du in diesen Zeilen die richtigen Folgerungen vermissen solltest; mein Kopf ist so wüst und leer, daß ich nicht einmal weiß, ob ich Dir sage, was ich Dir sagen will. Verzeihe mir deßhalb, wenn ich Dir ein paarmal wiederhole, — daß ich meine Kinder nehme und Dich verlasse, daß ich mit meinen Kindern in die Welt hinaus gehe — nicht um ihnen oder mir ein Leides anzuthun — da sei Gott vor! — nur um Dich zu verlassen, der Du uns lange verlassen hast, und um nicht das Entsetzliche erleben zu müssen, daß die Kinder mich noch ferner fragen: wo ist unser Vater? warum sehen wir ihn nicht? — Und es haben doch die Kinder ein Recht, das zu fragen; denn sie können verlangen, daß ihr Vater nicht Tage, Nächte lang von Hause wegbleibt, aus welch' entsetzlichen Gründen — das weißt Du — und ich weiß es auch. Vorwürfe will ich Dir keine machen, Vorwürfe macht man nur, um das Andere eines Besseren zu

belehren; die Zeit ist vorbei; ich habe das lange vergebens versucht. Auch will ich vor der Welt keinen öffentlichen Skandal machen und mich von Dir trennen auf eine Art, wie das ja öfters geschieht und wie Du auch schon in einer Anwandlung böser Laune angedeutet hast. — Ich will Dich verlassen, Ferdinand, für immer und ewig. Gott wird mir Kraft geben, daß es mir möglich ist, jede meiner Spuren, sowie ich Dein Haus verlassen habe, für immer zu verwischen. — — Du sollst nie wissen, was aus Deinem Weib, was aus Deinen Kindern geworden ist."

Diese Stelle war durch Thränen etwas unleserlich geworden.

„Die armen Kinder sind noch klein und werden Deinen Verlust verschmerzen, und um ihnen das zu erleichtern, werde ich ihnen sagen, daß Du — nicht mehr seiest, daß Du gestorben, für Deine Familie verloren wärest. — Wie denn das ja auch in Wirklichkeit der Fall ist. — Und so, Ferdinand, nehme ich denn auch von Dir Abschied. Es zerreißt mir das Herz, das niederzuschreiben — auf Nimmer-, Nimmerwiedersehen. Ich will an Dich wie an einen Verstorbenen denken, und dadurch wird es mir möglich sein, mich mit den Gefühlen Deiner zu erinnern, die uns Beiden die ersten Jahre unserer Ehe so glücklich machten. — O so glücklich! warum soll ich Dir das verschweigen? warum soll ich Dir in diesem Augenblick nicht auch sagen, Ferdinand, wie sehr ich Dich geliebt, wie sehr ich Dich gehaßt, und daß ich jetzt fühle, wie, nachdem ich Dich verloren, die alte, innige, treue Liebe zu Dir wiederkehren wird. So scheide ich von Dir mit der Versicherung, daß es meine heilige Pflicht sein soll, Deinen armen Kindern die Erinnerung an ihren unglücklichen Vater rein zu erhalten. — Möge Gott Dir und uns helfen!

Therese."

Als die Frau des Malers wieder in ihr Wohnzimmer trat, war sie völlig angekleidet und zwar gänzlich schwarz. Wer in ihr abgehärmtes, kummervolles Gesicht sah, dessen tiefe Blässe durch das dunkle Haar noch mehr hervorgehoben wurde, der mußte es gänzlich im Einklange mit dem Traueranzuge finden. Sie legte den Morgenrock, den sie eben getragen, in den Koffer, schloß diesen wie die beiden Körbe zu, versiegelte alsdann das Schreiben auf dem Tische und machte die Adresse darauf. Dann that sie ein paar Schritte gegen das Schlafzimmer, blieb aber vor der Thüre tief aufathmend stehen, und wie sie ihre beiden Hände auf das Herz preßte, rollten ihr langsam Thräne um Thräne über die bleichen Wangen.

„Mit den Kindern zu sprechen, das ist die härteste Aufgabe," sagte sie zu sich selber; „aber Fassung! es muß sein. Vielleicht sündige ich in diesem Augenblicke, vielleicht frevle ich an den Herzen der Kleinen, aber ich kann nicht anders — Gott wird mir verzeihen."

In dem Schlafzimmer hatte sich nicht viel verändert; das Mädchen lag noch immer ruhig schlafend mit dem Kopfe auf dem rechten Arm, der kleine Bube hatte sich herumgewälzt und sein schwitzendes Gesicht in die Kissen verborgen, wogegen der Hampelmann noch immer auf dem Rücken lag und mit seinen unbeweglichen, weit offenen Augen sowie dem höhnischen Lächeln auf den Lippen unverwandt an die Decke starrte.

Die Mutter weckte ihr Töchterchen, indem sie sich über deren Bett beugte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte. Die Kleine schlug die Augen auf, hätte sie aber wahrscheinlich gleich wieder zufallen lassen, wenn ihr nicht an der Mutter etwas aufgefallen wäre, der schwarze Anzug und die niederstürzenden Thränen, welche gerade jetzt reichlicher flossen. Dies sehend, wischte das Mädchen ihre

Augen mit den Händen, öffnete sie dann weit und setzte sich sogleich aufrecht in ihr Bett.

„Mama," sprach sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens, „warum weinst Du denn eigentlich? Es ist ja noch so früh, daß noch gar nichts geschehen sein kann. Wir haben noch nicht einmal Kaffee getrunken und die Lene kann noch keine Tasse zerbrochen haben."

„Ueber so was weine ich auch nicht, Bertha," erwiederte die Mutter, „sondern ich bin über etwas ganz Anderes betrübt, und ich will es Dir nachher sagen, wenn Du angezogen bist. Später, viel später." — Sie hatte nicht den Muth, sich weiter zu erklären.

„Dein Bruder schläft noch," fuhr die Mutter nach einer Pause fort; „ich habe Dich zuerst geweckt, weil Du ein gescheidtes Mädchen bist, das nicht gleich anfängt zu weinen." Die Frau sagte das mit Beziehung auf ein sehr verständliches Zwinkern in den Augen der Kleinen. — „Weißt Du, Bertha, der Ferdinand ist noch ein kleiner, unverständiger Bube, den habe ich nicht zuerst wecken dürfen, denn er würde augenblicklich anfangen zu schreien, was Du nicht thust. Nicht wahr, mein Kind?"

Nein, Mama, ich weine nicht," entgegnete entschlossen das Mädchen und wischte sich die Augen heftig mit den Händchen. Dann wieder aufblickend sagte es: „Du bist aber auch so schwarz angezogen, Mama, wie ich Dich nie gesehen habe."

„Das ist ebenfalls, weil ich sehr betrübt bin," erwiederte die Mutter.

„Du bist so schwarz angezogen," sprach das Mädchen altklug, „wie Tante Locher hier im Hause, als ihr kleines Kind gestorben war, weißt Du, das Bübchen, mit dem Du so gern gespielt. Dir ist doch nichts gestorben, denn wir sind ja Alle da, ich, Du und der Ferdinand.

Sieh, dort liegt der dumme Bub' mit dem Hampelmann neben sich. Ich glaube, er hat Angst, allein zu Bett zu gehen. — Du Ferdinand!" rief sie mit lauter Stimme.

„Laß ihn noch einen Augenblick schlafen," sagte die Mutter. Und dann fuhr sie fort, indem sie sich gewaltsam faßte: „Du bist mir ein rechtes Mädchen, Bertha, Du sagst, wir seien Alle da, und hast doch Jemand vergessen."

Das Kind schaute sie mit großen Augen an.

„Denkst Du denn gar nicht an Deinen Vater, Bertha?" fragte die Frau mit weicher, schmerzerfüllter Stimme, „an Deinen Vater, der Dich doch so lieb gehabt hat?"

„Ach ja, an den Vater!" versetzte das Kind, wobei es seine Händchen übereinander legte. „Ja, er hat mich recht lieb gehabt; er malte mir so nette Bilder und machte so schöne Schiffe und Schlitten aus Papier. — Das war aber früher; in der letzten Zeit hat er mich nicht mehr so lieb gehabt. Er kam ja gar nicht mehr nach uns zu sehen, machte uns auch keine Bilder und Schlitten mehr."

„Dein Vater war krank," sprach die unglückliche Frau, wobei ihre Thränen den weit geöffneten Augen unaufhaltsam entflossen. „Er war sehr krank, zum Sterben krank!"

„Und ist er gestorben?" fragte plötzlich das Mädchen, „und kommt er gar nicht wieder? — Deßhalb trägst Du ein schwarzes Kleid und weinst?"

Die Frau des Malers hatte nicht die Kraft, eine Antwort darauf zu geben, Ja oder Nein zu sagen; sie senkte ihren Kopf tief herab und bemühte sich, dem Kinde die Strümpfe anzuziehen.

„Ja, Mutter, da weine ich doch, da mußt Du mich mit weinen lassen; denn wenn der Vater todt wäre, so käme er gar nicht wieder, und das wäre arg, sehr arg."

„Das ist es auch, mein Kind, und wenn Du weinen

willst, so thu' es nur. Aber wecke mir den Knaben nicht auf, und wenn er ja aufwacht, so mache Deine Augen zu, damit er Deine Thränen nicht sieht. Später haben wir noch Zeit genug zum Weinen," setzte sie unter einem tiefen, schmerzlichen Seufzer hinzu.

Damit hob sie das Mädchen aus dem Bette, trug es zum Waschtisch und machte auf's Sorgfältigste seine kleine Morgentoilette, währenddem sie alles Mögliche that, um das Kind auf andere Gedanken zu bringen.

„Weißt Du, Bertha," sagte sie, „Du bist nun fast erwachsen, und mußt recht verständig, lieb und artig sein; Du mußt Deinem kleinen Bruder mit einem guten Beispiele vorangehen, und deßhalb darfst Du auch nicht weinen. Wir gehen jetzt fort aus dieser Stube, aus diesem Hause, ja aus der Stadt."

„So, machen wir eine Reise, Mama?" fragte das Mädchen schon halb getröstet.

„Ja, mein Kind, wir machen eine Reise."

„Mit der Eisenbahn?"

„Wahrscheinlich mit der Eisenbahn."

„Und wohin?"

„Das weiß ich noch nicht; das muß ich mir erst überlegen. Ueberhaupt habe ich viel zu überlegen und nachzudenken, und deßhalb mußt Du mich nicht so viel fragen. Aber sieh," fuhr die Mutter ermahnend fort, „jetzt willst Du schon wieder anfangen zu weinen und ich habe Dich doch gebeten, das nicht zu thun."

„Du weinst ja auch, Mama."

„O nein, ich weine nicht mehr," entgegnete die Frau des Malers, mühsam unter Thränen lächelnd; „es ist nur der Sonnenstrahl, der zum Fenster herein kommt und der mich in die Augen beißt."

Sie machte sich hierauf wieder eifrig daran, das kleine

Mädchen anzuziehen, zu welchem Zwecke sie ein dunkles Kleidchen zurecht gelegt hatte. Da es nicht schwarz war, so knüpfte sie ein kleines Lilatuch darüber und band dem Kinde ein Schürzchen von derselben Farbe vor.

„So, jetzt bist Du fertig."

„Wenn der Vater aber gestorben ist," sagte das Mädchen, nachdem es eine Zeitlang nachgedacht, „so kommt er also niemals wieder. Das ist doch arg, Mama."

„Ja, es ist sehr arg," erwiederte diese mit leiser Stimme. „Aber nicht wahr, jetzt sprichst Du auch nicht mehr darüber? — Nur jetzt nicht, später soviel Du willst. Geh' zu Ferdinand, er will wach werden."

Und wirklich machte der kleine Sohn in diesem Augenblicke hiezu einige Anstalten. Er wälzte sich wieder herum, so daß er nun auf den Rücken zu liegen kam und seine erhitzte Wange an die kalte Nase des Hampelmanns stieß, was ihn veranlaßte, schlaftrunken mit den Augen zu blinzeln. Dann streckte er sich lang aus, gähnte tüchtig und öffnete darauf die Augen, zuerst seinen Nachbar mit Verwunderung anschauend; dann aber den guten Freund erkennend, begrüßte er ihn mit einem Lächeln, nahm ihn in den Arm, wobei er sagte: „Komm' her, Du dummer Kerl!" und wollte hierauf den unterbrochenen Morgenschlaf wieder fortsetzen, als das kleine Mädchen seine Hand nahm und zu ihm in weinerlichem Tone sprach:

„Ferdinand, Du sollst aufstehen. Der Vater ist gestorben und wir müssen gleich mit der Eisenbahn fortfahren."

Glücklicher Weise übte dies schreckliche Wort keine so gewaltige Wirkung auf den schläfrigen Knaben; auch eilte die Mutter herbei, um durch ihre Gegenwart und eine vernünftige Rede das abzuschwächen, was das Mädchen unbedachtsam gesprochen. Etwas aber mußte doch in das Ohr des Kleinen gedrungen sein, denn er öffnete rasch seine

Augen wieder, und als er die Mutter in schwarzer Kleidung vor seinem Bette stehen sah, auch Thränenspuren auf ihren Wangen, das Letztere auch bei der Schwester, die sich in diesem Augenblicke durchaus keine Mühe gab, ihr Weinen zu verbergen, so verzog er sogleich sein Gesicht und schluchzte laut auf, ohne eigentlich noch recht zu wissen, um was es sich handle.

Die Mutter schickte Bertha in's Nebenzimmer, nachdem sie sich während des Anziehens des kleinen Buben alle Mühe gegeben hatte, seine Gedanken zu zerstreuen und diese auf etwas Anderes, namentlich auf das Vergnügen der bevorstehenden Reise und obendrein mit der Eisenbahn, zu lenken, wobei eine Hauptbedingung war, daß der Hampelmann gleichfalls mitgehen dürfe; und so verstand sich denn Ferdinand dazu, nicht mehr zu schluchzen, vorausgesetzt, daß die Schwester das auch nicht mehr thue, denn im andern Falle müsse er ebenfalls mitweinen.

Mit Mühe und Noth wurde unter diesen Hin- und Herreden und Versprechungen der Kleine angezogen, ebenfalls mit einem Lila-Halstuch versehen, und dann in das Wohnzimmer geschickt. Die Frau nahm von den Bettchen die Nachtkleider der Kinder, steckte sie in einen Reisesack und ging dann hinauf, die Magd zu wecken.

Als diese herunterkam und die schwarzen und dunkeln Anzüge der Mutter und Kinder sah, blieb sie begreiflicher Weise erstaunt an der Thüre stehen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Frau des Malers, die doch selbst des Trostes so sehr bedurfte, zum dritten Male genöthigt gewesen, auch hier welchen zu spenden.

Es war ihr schmerzlich, in das Gesicht des Dienstmädchens zu blicken, an sie die letzten Worte zu richten, wenn sie bedachte, daß diese es sein werde, welche so zu sagen eine letzte Vermittlung zwischen ihr und ihrem Manne her-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0155-0

stelle, — eine Vermittlung, wie das erklärende, nicht beruhigende Wort eines Augenzeugen, der beim Dahinscheiden einer Person zugegen war. Sie merkte an dem thränenfeuchten Blick, mit welchem sie das Mädchen ansah, wie sich ihr ganzes Fühlen in ihre Augen drängte; sie empfand wohl, wie ihre Hand zitterte, als sie dieselbe ausstreckte, um sie zum letztenmal der Dienerin zu reichen. So viel es ihr möglich war, bezwang sie aber ihren Schmerz, und als sie sich nach dem Fenster gewendet, um dort irgend etwas Gleichgültiges aufzuheben, trat sie wieder vor das Dienstmädchen hin und sagte ihr:

„Wir haben während der Nacht einen Brief erhalten, der uns gemeldet, daß ein naher Verwandter meines Mannes gestorben ist. Der Herr ist darauf schon vor einer Stunde ausgegangen, und ich will jetzt mit den Kindern auf die Eisenbahn, wo er uns erwartet. Wir fahren alsdann um sechs Uhr dort ab; richte Deine Zimmer in Ordnung, mach' die Betten, thu' überhaupt Alles gerade so, als wenn ich da wäre; das nöthige Haushaltungsgeld für einige Tage habe ich Dir gestern schon gegeben."

Die alte Magd nickte stumm mit dem Kopfe, doch warf sie dabei einen so seltsamen Blick auf die Frau des Hauses, daß diese kaum im Stande war, denselben auszuhalten.

„Da drinnen sind die Kinder," sagte Letztere mit einem Tone so gleichgültig, wie er ihr nur möglich war. „Du kannst ihnen für die paar Tage Adieu sagen, aber mach' sie mir nicht weich, denn wenn Du anfängst zu weinen, so machen sie es gerade so."

Drinnen im Wohnzimmer untersuchte das kleine Mädchen mit altkluger Miene die Schlösser an Körben und Koffer, um zu sehen ob sie auch fest seien; Ferdinand saß auf dem letzteren, den er als Pferd behandelte, mit den Ab-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0156-6

sätzen stieß und mit einer kleinen Peitsche schlug. Als die Magd hereintrat, rief er ihr zu: „Lene, wir verreisen, aber ich hoffe, daß wir vorher Kaffee bekommen."

„Den nehmen wir auf der Eisenbahn," erwiederte die Mutter, welche der Magd besorgt gefolgt war, denn sie fürchtete sich vor der Plauderhaftigkeit des kleinen Mädchens. — „So," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „jetzt gebt der Lene eine Hand und einen Kuß und sagt ihr Adieu. Sie geht dann sogleich und wird mir einen Wagen holen."

Die alte Magd, die schon mehrere Jahre im Hause war, die Vieles hier mit angesehen und Manches von guten Freunden und geschäftigen Nachbarn gehört haben mochte, schüttelte leicht mit dem Kopf und hatte ihre ganz eigenthümlichen Gedanken. Aber sie liebte ihre Frau und hatte so viele Beweise von deren verständigem Wesen, ihrer Redlichkeit, sowie davon, daß Alles, was sie that oder angab, einen vernünftigen Grund hatte, daß sie auch bei diesem Verfahren dasselbe voraussetzte und sich einfach anschickte zu gehorchen. Dabei konnte es aber die Lene nicht ändern, daß es in ihrem Auge zu funkeln begann, als sie nun die Kinder küßte und von ihnen auf's Herzlichste Abschied nahm.

Die Mutter hatte sich weggewandt und blickte zum Fenster hinaus.

Es war nur ein Glück, daß der kleine Bube in diesem Augenblick sagte:

„Ich werde Dir was Schönes mitbringen, Lene; aber dem Hampelmann mußt Du auch eine Hand und einen Kuß geben, der geht auch mit."

Das war doch etwas, worüber man, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, lächeln konnte. Und Lene war so gutmüthig, das zu thun.

„Also einen Wagen soll ich holen?“ sagte sie darauf mit halb erstickter Stimme zu der Frau des Malers.

„Ja, und beeile Dich ein wenig, ich möchte sonst zu spät kommen. Auch ist es mir am liebsten, wenn Du einen verschlossenen Wagen bringst.“

Lene eilte davon und auf der Treppe dachte sie allerlei hin und her, dies und das; es war ihr, als sage ihr eine innere Stimme: „Hol' keinen Wagen, Lene, — hol' keinen Wagen. Laufe was Du kannst auf's Atelier Deines Herrn und sage ihm Alles. Da wird er sein, wie schon oft um diese Zeit. Lauf schnell! lauf schnell! es ist besser so.“ — Und wie sie sich auf der Straße befand, war sie schon im Begriff, den Weg zum Atelier einzuschlagen, da dachte sie wieder: „Nein, ich thue es doch nicht; die Frau hat mir immer nur Gutes und Verständiges befohlen und es hat mich nie gereut, wenn ich ihr gefolgt. Auch diesmal will ich es so machen. Das Einzige, was ich mir erlauben kann, ist, so geschwind es meine alten Beine gestatten, einen Umweg zu machen bei dem Atelier vorbei, und wenn ich ihn da zufällig sehe, da ist es mir nicht verboten, ihm Alles zu sagen. O möchte er nur dies eine Mal daher kommen!“

Mit diesem Wunsch rannte sie davon, und zwar so schnell, daß ihr die ihr Begegnenden erstaunt nachsahen. So viel sie sich aber auch umschaute, so erblickte sie nichts von ihrem Herrn. An dem Fenster des Zimmers, wo er zu arbeiten pflegte, waren die Vorhänge herabgelassen. — „Am Ende habe ich doch diesmal unrecht vermuthet,“ dachte die Magd, „und er ist wirklich schon voraus auf die Eisenbahn gegangen. Der liebe Herrgott möge es gnädig gestatten, daß es nicht anders ist. Amen!“ — Damit ging sie dem Platze zu, wo die Miethwagen standen.

Die Frau des Malers hatte unterdessen aus dem

Schreibtisch eine kleine Börse genommen, die sie mit einem trüben Lächeln zu sich steckte. — „Als ich die Goldstücke hier nach und nach hinein that," sprach sie zu sich selber, „dachte ich nicht, welchen Gebrauch ich einstens davon machen müßte. — O mein Gott, wie verschieden ist die Wirklichkeit von unsern Phantasieen!"

Darauf suchte sie einige Briefe und sonstige Papiere zusammen, doch während sie das that, konnte man eine größere Unruhe als vorher an ihr bemerken. Häufig eilte sie an's Fenster des Schlafzimmers und blickte hinaus auf die Straße, um alsdann zurückkehrend eiliger in ihren Papieren zu suchen.

„Bis jetzt ist heute Morgen Alles nach meinen Wünschen gegangen," sagte sie leise vor sich hin; „es wäre entsetzlich, wenn er nun nach Hause käme. — Aber ich kann ruhig sein," setzte sie bitter lachend hinzu, „er kommt nicht; wie könnte er es auch über sich gewinnen, aus den glänzenden Kreisen, wo er gefeiert ist, wo man ihm schmeichelt, hieher in diese Alltäglichkeit zu kommen, in diese hausbackene Wirthschaft, wo er mich sieht mit meinem einfachen Anzuge, wo er die Kinder lachen und plaudern, vielleicht auch einmal weinen hört. — Und doch," fuhr sie heftiger fort, „ist es seine Frau, sind es seine Kinder!"

Sie lauschte abermals, denn es war ihr, als vernehme sie bekannte Tritte auf der Straße. Doch schüttelte sie gleich darauf mit dem Kopfe, wobei sie aber ihre Zähne fest auf einander biß. — „O er kommt nicht! — —" Sie fuhr mit der Hand so heftig über das Gesicht, daß es war, als wolle sie ein entsetzliches Bild verjagen, das vor ihrem innern Auge erschien. — „Ich kann ruhig sein, nach solcher Nacht kommt er nie nach Hause. Was soll er auch hier die finstere Miene seiner Frau ertragen? vielleicht ihre Vorwürfe hören? sich so häßlich in seinen Erinnerungen stören

lassen? — Den Erinnerungen an ein harmonisches Zusammenleben mit ihm ähnlich fühlenden Wesen."

Die Frau lachte schrecklich und laut, dann schaute sie einen Augenblick starr vor sich hin, nickte mit dem Kopfe und sprach mit einer zitternden Stimme, die aber mit jedem Worte weicher wurde: „Gegen Mittag wird er kommen, um nach den Kindern zu sehen, wenn ich — die sie ihm unter Schmerzen geboren — nicht da bin. — Darum wird er sich kaum bekümmern; aber die Kinder, nach den Kindern wird er verlangen. — — Und wird sie nicht finden!" rief sie mit Heftigkeit, „wird sie nicht finden! — Auch mich nicht! auch die Kinder nicht! — Niemand! — Niemand! nie — nie mehr, in alle Ewigkeit!"

Die letzten Worte schrie sie, von gewaltigem Schmerze gefaßt, so laut hinaus, daß das kleine Mädchen erschrocken unter der Thüre des Wohnzimmers erschien. Rasch faßte sich die unglückliche Frau, trat in das anstoßende Gemach und schaute dort noch einmal um sich her, jetzt mit trockenen, heißen Blicken. Da hing ihr Bild und unter demselben das seinige, klein auf Elfenbein gemalt. Fast willenlos trat sie näher, hob die Hände zu ihrem Porträt empor und rief sich noch einmal mit ganzer Kraft der Seele jene glückselige Zeit zurück, in der es unter seiner Hand entstanden. Dann fielen ihre Blicke auf die ehemals so geliebten Züge; sie schien einen Augenblick mit sich selbst zu kämpfen; dann warf sie hastig ihr Taschentuch über das Miniaturbildchen, nahm es so verdeckt von der Wand, wobei sie sagte: „Ich bin das den Kindern schuldig."

Drunten rollte ein Wagen an das Haus. Lene eilte die Treppen hinan, trug die Körbe und den Koffer hinab und machte dabei die verzweifeltsten Anstrengungen, ihre Thränen zurückzuhalten. Dies gelang ihr auch so lange, bis sich Alles im Wagen befand, bis sie Jedem noch ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0160-8

mal die Hand gedrückt, bis der Wagen davon fuhr. Dann brach die alte Magd in ein convulsivisches Weinen und Schluchzen aus, und da sie sich vor den Leuten auf der Straße schämte, so sprang sie in's Haus hinein, schlug die Thüre hinter sich zu, eilte hinauf in's Zimmer, sank zwischen den noch warmen Bettchen der lieben, lieben Kinder auf einen Stuhl nieder und weinte in richtiger Ahnung lange und bitterlich.

Es war um die fünfte Stunde.

Die sechste Stunde.

Es gibt nichts Undankbareres und Vergeßlicheres als das Herz eines kleinen Kindes. Und es ist ein Glück, daß dem so ist, denn wenn wir schon von Jugend auf alle Leiden, die uns treffen, so fest in uns aufnehmen wollten, wie wir es später wohl zu machen pflegen, so wäre unser ganzes Leben von frühester Jugend an bis zum Tode eine Kette von Schmerz und Trübsal. So hatten denn auch die Kinder im Wagen, als kaum das Haus, wo sie

bisher gewohnt, ihrem Auge entschwunden, gänzlich vergessen, warum die Mutter schwarz gekleidet war und weßhalb sie selbst noch vor Kurzem bitterlich geweint.

Die Mutter dagegen saß, ein Bild des Jammers, in eine Ecke gedrückt und starrte mit thränenlosen Blicken dieselben Straßen und Häuser mit ganz anderen, schmerzlichen Gefühlen an. — Mit einem Male fuhr sie in die Höhe, schaute eine Sekunde starr vor sich hin und warf sich alsdann, die Kinder mit Heftigkeit an sich ziehend, so weit es ihr möglich war, in das Innere des Wagens zurück.

Ja, er war es, der dort vorüber ging; an der Ecke blieb er einen Augenblick stehen, scheinbar unschlüssig, sollte er die Schritte seiner Wohnung oder dem Atelier zuwenden. Sie zitterte, daß er das Erstere thun werde, — aber nein, nur einen kurzen Moment sann er nach, dann wandte er sich nach der Straße, wo sein Atelier lag.

Obgleich sie etwas frei aufathmete, war doch dieser Anblick das Fürchterlichste, was ihr am heutigen Morgen begegnen konnte. Glücklicher Weise hatten ihn die Kinder nicht bemerkt; sie waren wohl erschrocken über die heftige Bewegung ihrer Mutter, doch da sie nur fürchteten, die Reise werde durch irgend etwas Unvorhergesehenes unterbrochen, so beruhigten sie sich bald wieder, als sie sahen, daß der Wagen seinen Weg ungehindert fortsetzte.

Bald war der Bahnhof erreicht; geschäftige Hände hoben die schwarzgekleidete, dichtverschleierte Frau sowie die Kinder aus dem Wagen und nahmen das Gepäck mit der Frage in Empfang, wohin es befördert werden solle? Das war aber eine Frage, an welche die Frau bei dem Drängen, aus dem Hause fortzukommen, noch nicht gedacht hatte und die sie auch jetzt nicht so schnell zu beantworten wußte. Sie bat, Körbe und Koffer in die Packkammer zu bringen, sie selbst wolle in den Wartesaal gehen, wo sie von Jemand

aufgesucht werden würde. In Wahrheit wollte sie dort nachdenken, wohin sie ihre Schritte lenken solle. Verwandte hatte sie keine im ganzen Lande; sie war die einzige Tochter eines Beamten, der sich einer langdauernden Krankheit halber mehrere Jahre in der milden Luft Roms aufgehalten hatte. Dort war sie mit ihrem Manne bekannt geworden, hatte ihn noch bei Lebzeiten ihres Vaters geheirathet und war nach dem Tode desselben nach Deutschland zurückgekehrt. Von ihrem kleinen Vermögen war das meiste bei dem theuren italienischen Leben gebraucht worden, und was noch übrig blieb, hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, bevor sich ihr Mann Namen und Geld erworben, zugesetzt. Eine kleine Summe, die sie, wie wir vorhin gesehen, zu sich gesteckt, hatte sie sich mühevoll erspart, und sie mußte nun daran denken, den Lebensunterhalt für sich und die Kinder zu erwerben. Doch machte ihr das die geringsten Sorgen, und sie war fest überzeugt, wenn die tiefen Wunden ihres Herzens aufhören würden, ihre ganze Denk- und Thatkraft in Anspruch zu nehmen, wenn eine Heilung derselben begönne — und sie hoffte bei dem großen Unrecht, das ihr zugefügt worden, darauf — so würde sie bald im Stande sein, durch ihre Sprach- und andern Kenntnisse sich eine unabhängige Existenz zu verschaffen.

Es war noch früh am Tage und wenig Fremde in dem großen Wartesaal. Ein Kellner, mit der Serviette auf dem Arm, schlenderte von dem Buffet, an welchem eine starke, etwas verschlafen aussehende Dame in halbem Negligée saß — sie hatte nämlich aufgewickelte Haare und eine Kopfbedeckung, die ein Zwitterding war von Tag- und Nachthaube — nach den verschiedenen Fremden, die sich hier und da postirt hatten, um sie durch seinen Anblick zu irgend einer Erfrischung zu veranlassen. Dieser Anblick des

schmierigen Kellners wäre aber höchstens geeignet gewesen, einen innigen Wunsch nach frischem Wasser und Seife zu erregen. Ferdinand, der es jedoch, Dank seiner Jugend, nicht so genau nahm, verlangte dringend nach seinem Kaffee, der nun auch für ihn und seine Schwester beigebracht wurde.

Madame Stifter hatte ihren Platz in einem Winkel hinter der Thüre gewählt, so daß sie nur Wenige, die den Wartesaal betraten, wenn man sie nicht etwa aufgesucht haben würde, bemerkt hätten. Ueberhaupt sind ja die Passagiere der Eisenbahn nicht mehr so geneigt, mit ihren Mitreisenden bekannt zu werden. Haben sie doch auch keine Zeit dazu, und nehmen sich öfters selbst alle Gelegenheit; die, welche eine lange Tour machen, denken begreiflicher Weise nur an ihre Bequemlichkeit, suchen sich wo möglich ein leeres Coupé und reserviren die Plätze gegenüber, so lange das gehen will, durch Anhäufen von Nachtsäcken, Mänteln und dergleichen; müssen sie endlich diese Sitze den neu Angekommenen einräumen, so geschieht dies mißmuthig, man ist verdrießlich, man hält es für unnöthig, mit dem eingedrungenen vis-à-vis eine freundliche Unterhaltung anzuknüpfen. Leute dagegen, welche nur die Kleinigkeit von zehn oder zwanzig Meilen mit uns durch die Welt dahin sausen, existiren eigentlich gar nicht, man sieht sie ohne alles Interesse einsteigen und wieder verschwinden.

Wie ganz anders war das früher! Da betrat man in aller Gemüthsruhe die alten, rauchigen Postpassagierstuben gewöhnlich eine gute Stunde vor Abfahrt des Eilwagens, man stürzte nicht nur so von der Kasse, wo man mit Mühe sein Billet errungen, an den Wartesaal, ohne rechts oder links zu schauen, an die gewisse Glasthüre, die der davor postirte Beamte verschlossen hält, bis die eilige, durstige Locomotive nach Wasser seufzt, bis die Glocke eilig

ertönt, bis die Conducteure eilig die Wagenthüren öffnen, und bis nun der ebenerwähnte Beamte eilig die Flügelthüren aufreißt, um den eiligen Passagier hinaus zu lassen, der keuchend vor Eile seinen Platz in einem Coupé erobert, eilig seine sieben Sachen irgendwo unterbringt, wo ihm dies eben möglich ist, und wenn er nicht daran verhindert wird von einem andern eiligen Passagier, der verdrießlich ist, weil er in der Eile ein Sechskreuzerstück verlor, als er am Buffet der Restauration eilig ein Butterbrod bezahlte, bis die unterdessen getränkte und gespeiste Locomotive eilig und ruckweise den Convoi hinter sich dreinzieht, eilig zum Bahnhofe hinaus, an Telegraphenstangen vorbei, eilig über Brücken hinweg, eilig hinaus in die weite, weite Welt.

Ja, selige Erinnerung dagegen, die ernste, bescheidene Passagierstube mit ihrem matronenhaften Anstrich, grau mit grauen Verzierungen, mit dem alten, abgerutschten und fettig glänzenden Ledersopha, den ditto Stühlen, mit dem finsteren Beschwerdebuch und seinem Tintenfaß, in welchem die Feder gewöhnlich eingetrocknet war, wenn du sie brauchen wolltest, mit der großen Postkarte der ganzen Monarchie an der Wand, rechts von derselben das Portrait des Landesfürsten, links das des Generaloberpostmeisters. — Glückselige, stille, vergängliche Zeit! Wie war es so ruhig in diesen Räumen! Höchstens vernahm man das Rollen eines Wagens oder den lustig schmetternden Klang eines Posthorns. Und erst die Passagiere! Wie freute man sich, deren Bekanntschaft nach und nach zu machen, zu erfahren, wer Nummer Eins und wer Nummer Zwei habe, wer an unsere Seite zu sitzen komme, wer uns gegenüber. O namentlich diese Gegenüber waren damals — sehr damals! von großem Interesse für uns. So ein Gegenüber konnte uns die ganze Reise versüßen, die Stunden nur so dahinfliegen machen. Wir denken oft und gern an unsere ver-

schiedenen Gegenüber in den alten, ehrwürdigen Postkutschen des gesammten deutschen Vaterlandes.

Aber auch mit unsern Nachbarn wußten wir uns zu befreunden, und wenn wir erst die Stadt, von der wir ausfuhren, einmal hinter uns hatten, wenn der auf dem Pflaster rasselnde schwere Eilwagen nun auf einmal mit so leichtem, behaglichem Dröhnen auf der weichen Chaussee dahinfuhr; wenn der Conducteur draußen anfing, seine Briefschaften zu ordnen und das für's nächste Dorf bestimmte Paket herauslangte, um es dem wartenden Bauernbuben in blauer Blouse recht gewandt in die aufgehaltene weiße Nachtmütze zu werfen, wobei der Bauernbursche gewöhnlich ein leichtes, blödsinniges Lächeln auf seinen dummen Zügen sehen ließ —; wenn alsdann der Postillon im Sattel auf- und abhüpfend seinen Hut lüftete und sich am Kopfe kratzte, während er denselben rückwärts wendete und dem Conducteur von den gestrigen vierspännigen Extraposten erzählte, die unsinnig viel Trinkgeld gegeben und worin zum mindesten ein Prinz gewesen sei; — wenn wir, im Innern des Wagens, natürlich nie ohne Erlaubniß der Damen, unsere Pfeifen und Cigarren angezündet, so fingen wir an, Reisezweck und Reiseziel gemüthlich gegenseitig auszutauschen. In Kurzem wurden wir gute Freunde, Nummer Zwei gab uns von seiner Braunschweiger Wurst, wir theilten dieser freundlichen Nummer von unsern Brezeln mit, Nummero Drei spendete Aepfel und dergleichen, und Nummero Vier half mit einer gewaltigen Branntweinflasche aus.

Es war vom allerbesten
Ulrichsteiner Franzbranntwein,
Den setzt' er vor den Gästen.

Und so rollten wir dahin, geduldig, gemüthlich, behaglich. — Und doch, wie flogen nach unsern damaligen Begriffen die Häuser bei uns vorüber, wenn der Schwager,

um sich sehen zu lassen, durch das Dorf, wo seine Liebste wohnte, im gesammelten Trab der Pferde fuhr, in einem Trabe, der fast Galopp war, wie unser Nachbar, der zum Fenster hinausschaute, uns besorgt versicherte. Wie verging uns oftmals Hören und Sehen, wenn es so anhaltend bergab ging, unter knirschendem Radschuh dem Thurme im tiefen Thal entgegen, der zuerst klein und fernabliegend zusehends immer höher wuchs, — die Station, wo uns der kluge Conducteur, als wir nach dem Aussteigen in's Wirthshaus wollten, bei Seite nahm und sagte: „Wenn Sie jetzt da die Berge hinauf ein Bischen gehen wollen, so führt hier rechts der Fußweg; da kommen Sie eine halbe Stunde vor dem Postwagen auf die Höhe. Droben aber steht ein Wirthshaus mit einem Bier — mit einem Bier" — dabei schnalzte er wohlgefällig mit der Zunge. — Also frisch den Fußweg hinauf! Der Conducteur hat seinen Zweck erreicht; wir lassen ihn nicht auf der Station warten, der erleichterte Eilwagen fährt rasch den Berg hinauf, und droben müssen wir ihn für den guten Rath doch unbedingt zu einem Glase Bier einladen.

Diesen Schoppen aber hat er auch durch seinen Rath verdient; wenn der Weg auch ein wenig steil ist und wir zuweilen eine Baumwurzel zu Hülfe nehmen müssen, um aufwärts zu kommen, auch etwas schwer Athem holen und warm werden, so langen wir doch auf der Höhe an, ehe der Eilwagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat. Das Wirthshaus ist klein und ländlich, es steht am Abhange des Berges, hat vor sich einen schattigen Platz mit grob gezimmerten Bänken und Tischen, auf welche alsbald die schäumenden Gläser gesetzt werden. Welch' famoser kühler Trunk! Da heißt es austrinken und einschenken. Und dazu die Aussicht, die wir rings umher haben! Magnifique, auf Ehre! Wie die Berge sich langsam abstufen bis

zu einer weiten Ebene, durch welche wir einen Fluß wie einen silbernen Faden dahin ziehen sehen! Vor uns im Thale sind sorgfältig angelegte Felder, Getreidestücke, Krautäcker, kleine Wäldchen, einzelne Buschpartieen, und weiterhin verschwindet alles das in einen unbestimmten Duft. Dort aber will Einer mit sehr gutem Auge mehrere Thürme und eine große Stadt entdecken. „O ja," sagt die Wirthin, „man sieht die Hauptstadt von hier." Diese Gewißheit macht uns ein unbeschreibliches Vergnügen, und wir behalten sie als eine Notiz für unser Tagebuch.

Drunten auf der Chaussee, die sich in einer großen Schlangenlinie den Berg hinauf windet, erscheint der Eilwagen und sieht aus wie ein Kinderspielzeug. Die Schellen der Pferde hören wir ganz leise klingeln, die Thiere selbst sehen wir in einem leichten Trabe kopfnickend daher kommen und an der nächsten Ecke wieder verschwinden. Bald ertönt das vorhin gehörte Klingeln sowie das Rasseln des Wagens näher und näher, und jetzt erscheint auch der Conducteur, der nun sehr durstig ebenfalls das vortreffliche Bier versucht. Er ist hier sehr bekannt, er nennt den Haushund bei Namen, er kneift das Dienstmädchen in die Backen, und nachdem er dies alles besorgt, treibt er zum Aufbruch.

Dann geht es wieder abwärts, aber unterdessen ist es heiß geworden, wir Alle in dem Eilwagen legen unsere Häupter in die Ecken und entschlafen sammt und sonders.

Aehnliche Phantasieen und Bilder zogen auch an dem Geiste der Frau des Malers vorbei. Auch sie hatte die glücklichsten Reisen ihres Lebens im traulichen Eilwagen gemacht; sie war auf diese Art durch das herrliche Italien gezogen; sie war an einem heißen Tage mit Ferdinand nach der Residenz gekommen, nachdem sie, gerade wie vorhin beschrieben, um die Mittagsstunde auf einem Berge im Schatten hochstämmiger Buchen gerastet, er ihr die fernen Thäler

gezeigt und dabei gesagt: „Dort werden wir wohnen — und glücklich sein".

Wenn sie daran dachte, so war es ihr fast lieb, daß sie die Stadt mit ihren Kindern nicht wieder in einem Eilwagen verlassen mußte; es hätte sie zu bitter an jene Zeit erinnert, am Ende wäre sie gar auf ihrem Wege wieder auf eine Höhe gekommen, von wo sie rückwärts blickend die Stadt noch einmal gesehen hätte, die Stadt, wo er ihr versprochen, daß sie glücklich sein solle. — — —

Viel angenehmer war ihr dagegen das kalte, man könnte fast sagen herzlose Treiben in dem Wartesaal der Eisenbahn, wo Einer beim Andern theilnahmlos vorüber treibt, kaum seinen Mitreisenden flüchtig betrachtend, sich nur um sich selbst und sein Gepäck bekümmernd, in einer ewigen Unruhe vorwärts drängend, nur sein Ich im Auge, selbst einen genauen Freund nur flüchtig grüßend, ohne Rücksicht auf alle Andern, die mit ihm nach dem gleichen Ziele streben.

Wir haben schon vorhin bemerkt, daß Madame Stifter sich absichtlich neben die Thüre des Wartesaals gesetzt hatte, so daß sie im wahren Sinne des Wortes von Niemand beachtet wurde. Der schmierige Kellner hatte ihr den Kaffee gebracht, hatte dann das empfangene Goldstück bei der verschlafenen Dame des Comptoirs wechseln lassen, die sich hierauf veranlaßt gesehen, einen flüchtigen Blick auf die Frau in Trauerkleidern zu werfen; — das war alle Aufmerksamkeit, die man ihr widmete, und von dem Augenblicke an, wo der Kellner die leeren Tassen mit den Löffeln wieder holte, bekümmerte sich Niemand mehr um sie.

Um den kleinen Buben zu unterhalten, nahm Bertha den Hampelmann vor sich und kleidete ihn aus, um ihn gleich darauf wieder anzuziehen. Madame Stifter hatte ein Zeitungsblatt in die Hand genommen und las aufmerksam

die Anzeigen durch — sie war ja jetzt in dem Falle, sich um Anerbietungen, die ihr passen könnten, zu bekümmern. Da war wohl Manches, was sie interessirt hätte; da wurden vortheilhafte Stellen der verschiedensten Art ausgeschrieben, von denen sie die meisten hätte ausfüllen können, doch waren fast alle an irgend eine Bedingung geknüpft, welche zu erfüllen sie nicht im Stande war, oder mit Voraussetzungen verbunden, die bei ihr nicht zutrafen. Bald wurde eine ledige Dame für eine Stelle gewünscht, oder eine Wittwe ohne Kinder, oder auch vielleicht hie und da einmal eine Frau in reiferem Alter.

Endlich aber traf sie auf eine Anzeige, die der eigenthümlichen Fassung wegen ihre Aufmerksamkeit erregte und welche also lautete:

„Man sucht — wenn wir sagen: man sucht, so ist dieser Man der Vater eines legitimen Kindes von circa acht Jahren, eines gut erzogenen Mädchens, — man sucht also für dieses Mädchen eine Gouvernante, welche Sprachen und Handarbeiten versteht; welche nicht unter achtundzwanzig Jahren alt sein darf und am liebsten eine Wittwe sein sollte. Dabei wäre es fast gleichgültig, ob diese Wittwe eins oder am Ende auch zwei Kinder hätte, nur müßte sie sich mit guten Zeugnissen ausweisen können und sich darauf gefaßt machen, am Orte ihrer Bestimmung zurückgezogen wie in einem Kloster zu leben. Alle Gegenbedingungen sind auf's Glänzendste gestellt und wollen sich hierauf Reflektirende und sich Eignende unter A. B. 4 an die Expedition dieses Blattes wenden."

Ein freundlicher Leser, der in der Langeweile des Wartens dieses Zeitungsblatt gestern ebenfalls durchgesehen haben mochte, hatte mit Bleistift dahinter gesetzt: „Das ist ein Narr, der eine solche Anzeige schreibt".

So eigenthümlich nun auch der Ton derselben war, so

wußte doch Madame Stifter nicht, was sie gerade an ihr ansprach, wahrscheinlich die Forderung, die vielleicht eine Andere zurückschreckte, am Orte der Bestimmung wie in einem Kloster leben zu müssen, sowie auch, daß selbst eine Wittwe mit ein oder zwei Kindern nicht verschmäht würde. Sie ließ die Hand mit dem Zeitungsblatte in ihren Schooß sinken und versank in tiefes Nachsinnen, wobei sie den Schritt, den sie heute Morgen gethan, nochmals von allen Seiten beleuchtete. Sie bereute ihn nicht, sie würde in diesem Augenblicke wieder so gehandelt haben; nur konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie damit gänzlich losgerissen von ihren bisherigen Verhältnissen, losgerissen von allen ihren Freunden, mit ihren Kindern ganz allein in der Welt stehe. Denn sollte dieser Schritt, den sie gethan, nicht vor den Augen ihres Mannes lächerlich erscheinen — und sie zitterte, wenn sie hieran dachte — so mußte sie sich so zu verbergen wissen, daß er, selbst mit Hülfe der Behörden, die er anzurufen nicht unterlassen würde, unmöglich eine Spur von ihr finden konnte. Dazu bedurfte sie eines Asyles, wo sie mit ihren Kindern zurückgezogen wie in einem Kloster leben konnte — das versprach gerade jene Zeitungs-Anzeige; das bedingte aber entweder eine Flucht in ferne Länder oder einen mächtigen Schutz; und war der, welcher unter A. B. 4 zu erfragen war, auch wohl im Stande, ihr einen solchen Schutz zu gewähren? — Sie schüttelte unglaubig, hoffnungslos den Kopf, den sie darauf tief herabsinken ließ.

Da hörte sie mit einem Male dicht vor sich eine nicht unangenehme Stimme, welche zu ihr sprach:

„Madame werden mir verzeihen, aber Sie sollten sich etwas mehr der Ausgangsthüre nähern, damit Sie und die Kleinen da einen guten Platz erhalten. Der Zug geht ein Viertel vor Sechs und ist meistens stark besetzt."

Madame Stifter blickte erstaunt in die Höhe und sah einen schon älteren Herrn vor sich stehen, sehr anständig gekleidet, mit einem etwas röthlichen Gesichte, dem die blaßblauen Brillen ein beinahe seltsames Ansehen gaben, mit starr hinaufgekämmten Haaren, deren Frisur oben nach Art eines Hahnenkammes zugeschärft war. Dieser Herr hatte Hut und Stock in der rechten Hand, während er die linke unter dem Schooße seines Rockes verborgen hielt.

„Es kommen hier auf dem Gepäckbureau zuweilen sehr starke Confusionen vor," fuhr er mit einer wichtigen Miene fort; „namentlich Damen, die hier nicht so bewandert sind, finden oft zu ihrem Schrecken, daß von ihren Sachen zurückbleiben oder anderswohin dirigirt werden. Ich würde Ihnen also rathen, Madame — Sie verzeihen mir — den betreffenden Schein mit der Anzahl Ihrer Stücke genau zu controliren. — Sie reisen nach C.?"

„Ich glaube das nicht, mein Herr," gab Madame Stifter einigermaßen verlegen zur Antwort.

„Ah! Madame, Sie glauben das um halb sechs Uhr noch nicht, während der Zug um drei Viertel geht?" entgegnete der Herr mit der blaßblauen Brille in einem Tone der Ueberraschung, der fast wie der der Entrüstung klang.

Die Frau des Malers, welche nicht anders denken konnte, als der vor ihr stehende Herr sei ein Bahnbeamter, der es unmöglich dulden könne, daß sie sich hier aufhalte, wenn sie den nächsten Zug nicht benütze, sprach ziemlich verwirrt von Jemand, den sie erwarten müsse und daß sie mit dem nächsten Zuge gehen werde.

„Mit dem nächsten Zuge? — Ah! Madame," versetzte der Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „der nächste Zug ist ein Güterzug mit Personenbeförderung in dritter Classe, eine außerordentlich langsame Gelegenheit, an Hauderer und postantidiluvianische Zeiten erinnernd."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0173-0

„Ich bedaure das unendlich," gab Madame Stifter schüchtern zur Antwort, „aber ich darf, ich kann doch nicht wohl —"

„Jemand vergeblich hieherkommen lassen! O ich verstehe das vollkommen," erwiederte der Herr mit einem sehr zuvorkommenden Wesen. „Wenn es Sie aber drängt, um drei Viertel auf Sechs abzureisen und Sie vielleicht der bis dahin nicht gekommenen Person ein Lebenszeichen hinterlassen wollen, so stehe ich gern zu Befehl, es für Sie befördern zu lassen."

„Verzeihen Sie, mein Herr," fragte schüchtern die Frau, indem sie das Zeitungsblatt in ihrer Hand leicht erhob, „Sie sind wahrscheinlich Beamter der Bahn, und in diesem Falle würde ich mir erlauben, Sie zu fragen" — — Sie sagte das nur, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Der Herr mit der blaßblauen Brille war einen kleinen Schritt zurückgetreten und unterbrach sie mit einem fast schmerzlichen Lächeln:

„Bitte recht sehr, Madame; ich habe nicht das Glück, Eisenbahnbeamter zu sein. Diese Herren sind kenntlich an einem Uniformrock mit dunklem Kragen, woran sich ein geflügeltes Rad befindet, dabei von ziemlicher Eile und etwas barschem Wesen."

„So bitte ich also tausendmal um Verzeihung," sagte die Frau des Malers mit einer Verbeugung, welche wohl anzeigte, daß sie die Unterredung für beendigt ansehe.

Nicht so der menschenfreundliche Kohler — der geneigte Leser wird unsern Freund hoffentlich erkannt haben. Er sah auf dem Territorium, auf dem er einiges Recht zu haben glaubte, eine schwarzgekleidete Dame mit zwei kleinen Kindern, er sah diese Dame unsicher, unschlüssig — das entging seinen, durch die blaßblauen Brillen geschärften

Augen nicht — auf Jemand wartend, vielleicht hülfebedürftig; er hielt es für Ritterpflicht, ihr diese Hülfe, so viel in seinen Kräften stand, angedeihen zu lassen, um so mehr, als die Dame ja vorhin sich erlaubt haben würde, ihn etwas zu fragen, wenn er Eisenbahnbeamter gewesen wäre.

Deßhalb hielt Herr Kohler es für das Zweckmäßigste, den kleinen Knaben mit der linken Hand, die er unter dem Rocke hervorzog, auf den Kopf zu pätscheln und sich aufrichtig an dem komischen Aussehen des Hampelmanns zu erfreuen. Dann wandte er sich wieder an die Fremde und sagte mit sehr zuvorkommendem Wesen:

„Madame wollten mich vorhin etwas fragen, und ich bitte dies nicht zu unterlassen, da ich mir ein außerordentliches Vergnügen daraus machen werde, Ihnen jede Frage, soweit mir das möglich ist, zu beantworten."

„Es war nichts Wichtiges, mein Herr," gab Madame Stifter zur Antwort, indem sie die Zeitung abermals erhob. „Ich wollte nur fragen, in welcher Straße sich die Expedition dieses Blattes befindet."

„Ah! des Allgemeinen Anzeigers. — Ritterstraße Nr. 16. Ich bin dort bekannt; darf ich vielleicht, ohne unbescheiden zu sein, mir erlauben," — Herr Kohler, indem er den Rand des Hutes gegen seinen Bauch hielt, unterbrach sich selbst, wie eine freundliche Antwort demüthig erwartend.

Madame Stifter lächelte fast verlegen, als sie entgegnete:

„Es ist nur eine Grille von mir; ich las da eine Anzeige, die mich interessirt."

„Dürfte ich ganz ergebenst bitten?"

Die Frau des Malers reichte dem Herrn Kohler das Zeitungsblatt, indem sie auf die Annonce hinwies, worauf der freundliche Herr eine Sekunde lang noch freundlicher

aussah, dann aber mit einem Male seine Stirne finster zusammenzog.

„Es ist das, wie sich nicht läugnen läßt," sagte er mit großer Entschiedenheit, „eine sehr schöne und würdevolle Anzeige, eine Anzeige, deren Styl man einer verständigen Feder zuschreiben muß, und die es nicht verdient, daß sie von unberufenen Händen mit schnöden Randbemerkungen verunziert wird."

„Sie meinen die Worte in Bleistift? Allerdings, mein Herr, ich finde das sehr unpassend."

„Auf's Allerunpassendste," sprach Herr Kohler; „aber diese Randbemerkung," setzte er hinzu, indem das frühere freundliche Lächeln wieder sein röthliches Gesicht verklärte, „darf durchaus nicht zwischen Ihre Frage und meine Antwort treten. Wenn es Sie interessirt, etwas Näheres über diese Anzeige zu erfahren, so brauchen wir uns deßhalb durchaus nicht auf die Expedition des Blattes zu bemühen. Ich selbst bin im Stande, Ihnen etwas darüber mitzutheilen."

Wir müssen hier unserer Geschichte ein wenig vorgreifen und dem geneigten Leser sagen, daß Herr Kohler, allerdings im Auftrage, der Verfasser dieser wohlstylisirten Anzeige war, weßhalb man es begreiflich finden wird, daß ihn die unbefugte Randbemerkung mit gerechter Indignation erfüllte.

Madame Stifter blickte erstaunt in die Höhe, und da sie an eine höchste Hand glaubte, die unser Schicksal lenke, so schien ihr das Lesen dieser Anzeige und darauf das Zusammentreffen mit diesem Herrn nicht zufällig.

„Soviel ich Ihnen mittheilen kann und darf," fuhr Herr Kohler nach einer kleinen Pause fort, „verhält sich Alles so, wie es hier geschrieben ist. Ein reicher und vornehmer, etwas älterer Herr sucht eine Erzieherin für seine

Tochter, und am liebsten wäre ihm eine Wittwe — verzeihen Sie, wenn ich eine vielleicht noch nicht geheilte Wunde Ihres Herzens berühre — eine Wittwe also, sogar wenn dieselbe von zwei so allerliebsten Kindern wie diese da begleitet wäre."

Herr Kohler machte bei den letzten Worten eine elegante Verbeugung, die von einer so ausdrucksvollen Handbewegung gegen Bertha und Ferdinand begleitet war, daß man sogar hätte glauben können, das Zucken seines kleinen Fingers gelte noch obendrein dem sehr liebenswürdigen Hampelmann.

„Und wenn man den Versuch machen würde, sich um diese Stelle zu bewerben?" fragte mit einer ängstlichen Hast die Frau des Malers. Doch faßte sie sich geschwind wieder und setzte hinzu: „Das heißt, wenn Jemand — Sie verstehen mich wohl, mein Herr?"

„Ich verstehe Alles," gab Herr Kohler mit einem feinen Lächeln zur Antwort. Er resumirte sich in seinen Gedanken den ganzen Stand der Angelegenheit, die er denn auch, wenn gleich nicht vollkommen, doch ziemlich annähernd traf. Eine junge Wittwe, welche die Stadt verlassen wollte, um sich anderswo ein anständiges Unterkommen zu suchen, fühlt sich ergriffen von seiner wunderbar stylisirten Anzeige, und eine innere Stimme befiehlt ihr, darauf zu reflektiren. Da erscheint ihr ein Schutzgeist mit blaßblauer Brille in Gestalt des Herrn Kohler. Und daß er in diesem Augenblicke erschienen, darüber fühlte der ehemalige Makler ein außerordentliches Vergnügen und Wohlbehagen. Er hatte schon viele junge Damen, auch hübsche Wittwen gesehen und gesprochen, aber noch keine kennen gelernt, bei deren Anblick er sich so — wie sollen wir sagen? — merkwürdig betroffen fühlte, wie in dem Augenblicke, wo er Madame zum ersten Male angesehen. — Es sei ihm gerade

gewesen, erzählte er später, wie wenn ihm Jemand mit der flachen Hand auf sein Herz gepatscht hätte, so daß er beinahe ordentlich zusammengeknickt wäre. Dann habe er ein wuseliges Wohlbehagen empfunden, und wenn er die schönen Augen der Wittib betrachtet, sowie ihre Trauerkleider, so sei es ihm gerade zu Muth gewesen, als flimmere es ihm höchst sonderbar vor dem Gesichte.

Mochte nun die Frau des Malers von diesem Flimmern oder überhaupt etwas von Rührung im Blicke des Herrn Kohler bemerkt haben, — genug, sie faßte sich ein Herz und sagte:

„Unser Zusammentreffen hier, mein Herr, und die Unterredung, die wir geführt, ist so eigenthümlicher Art, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dieselbe abzubrechen, ohne Ihnen zu sagen, daß ich selbst wirklich nicht abgeneigt wäre, eine Stelle unter den Bedingungen anzunehmen, wie sie hier in dieser Anzeige bezeichnet sind."

Herr Kohler brachte beide Hände mit Hut und Stock auf dem Rücken zusammen, neigte seinen Kopf etwas auf die Seite und versetzte mit freundlichem Schmunzeln:

„Ich bin überzeugt, meine werthe Frau, daß Sie fast alle geforderten Bedingungen zu erfüllen im Stande sind, vielleicht alle — bis auf eine. Es wird, wie Sie sich erinnern werden, von der Erzieherin eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie sonst nur bei einem klösterlichen Leben zu finden ist."

„Das ist es ja gerade," fiel ihm Madame Stifter hastig in's Wort, „was mich hauptsächlich anlockt, diese Stelle anzunehmen. In meinen Verhältnissen gewährt es einen Trost, sich von dem Treiben der Welt zurückziehen zu können. — Dürfte ich Sie also bitten, mein Herr, mir freundlichst zu sagen, auf welche Art ich die nähere nothwendige Auskunft erhalten kann."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0178-8

Herr Kohler nickte bedächtig und sehr wichtig mehrmals mit dem Kopfe, ehe er erwiederte:

„Sie sind zufällig an den rechten Mann gekommen. Einer meiner Freunde, der Herr Commerzienrath Duvallet — vielleicht haben Sie seinen Namen schon gehört?“ —

Madame Sifter verneinte mit einiger Verlegenheit.

„Ein charmanter Mann,“ fuhr der ehemalige Makler fort, „redlich und bieder in jeder Hinsicht. Er ist es, welcher von jenem vornehmen Herrn beauftragt wurde, ihm für eine passende Erzieherin seiner Tochter zu sorgen. Sie sehen demnach, Madame, daß Herr Duvallet diese ganze Angelegenheit in seiner Hand hält, und da ich nun ein genauer Bekannter von ihm bin, — ich kann wohl sagen, Jemand, auf den er etwas hält, so werden Sie es vielleicht annehmbar finden, wenn ich Sie um die Erlaubniß bitte, Sie meinem Freunde, dem Commerzienrathe Duvallet, präsentiren zu dürfen.“

Madame Stifter dachte einen Augenblick nach, und da ihr das Zusammentreffen mit diesem Herrn immer wunderbarer, wie von ihrem guten Engel eingeleitet, vorkam, so sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen:

„Ich nehme Ihren freundlichen Vorschlag dankbar an, mein Herr, und wenn Sie mir die Stunde bestimmen wollen, wo ich dem Herrn Commerzienrath meine Aufwartung machen kann, mir auch die Wohnung desselben angeben, so werde ich nicht ermangeln, mich daselbst einzustellen.“

„O was die Stunde anbelangt, Madame, so ist jede gleich. Es ist ein Geschäft und das kann man nie zu früh beginnen.“

Er wandte sich rasch, um auf die Uhr im Wartesaale zu blicken, und als er das gethan, sagte er eilig mit einer flüchtigen Verbeugung:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0179-7

„Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen, Madame, ich bin in der Sekunde wieder da."

Damit eilte er gegen die Ausgangsthüre, und seine Schritte wurden wahrhaft geflügelt, als jetzt die Glocke, das dritte und letzte Zeichen zur Abfahrt des Zuges gebend, gellend erklang.

Herr Kohler kam fast zu spät; er hatte kaum noch so viel Zeit, dem Ober-Conducteur flüchtig mit der Hand zu winken und einen scharfen Blick den Convoi hinauf und hinab zu werfen, um zu sehen, daß da Alles in Ordnung sei. Der Maschinist stand hinter der Locomotive, der Heizer beugte sich über den Rand des Tenders, die Thüren der verschiedenen Wagen waren gehörig verschlossen, und als besonderes Kennzeichen des heutigen Tages bemerkte Herr Kohler hinten zwei Wagen angehängt, mit herrschaftlichen Reiseequipagen besetzt.

„Fertig! — fort!"

Herr Kohler machte ein höfliches Rundcompliment: — seid umschlungen Millionen, einen Kuß der ganzen Welt! — Die Locomotive stieß einen gellenden Pfiff aus, und fing darauf, als habe sie sich zu sehr angestrengt, heftig zu keuchen an, wobei sie erst langsam, dann immer geschwinder auf den vor ihr scheinbar bis in's Unendliche dahinlaufenden Schienen fortrollte.

Während Herr Kohler in den Wartesaal zurückkehrte, dachte er über die Präsentation der schönen Wittwe nach und hielt es für das Beste, derselben keine spätere Stunde zu bestimmen, sondern sie gleich zu Herrn Duvallet zu führen. Er wußte, daß dieser Geschäftsmann selbst zu einer so frühen Stunde, wie die gegenwärtige, gewöhnlich schon und allein auf seinem Comptoir war, und daß er es liebte, Privatgeschäfte um diese Zeit abzumachen. Auch bedachte der Makler händereibend, wenn es denn doch um diese

Zeit noch etwas früh sei, um seinen Schützling dem Herrn Duvallet vorzustellen, so könne er denselben ja in einem passenden Miethwagen auf einem sehr weiten Umwege um die Stadt herum führen und so bei recht langsamem, angenehmem Fahren ein gutes Theil Zeit hinbringen. Er machte der Fremden diesen Vorschlag, und obgleich sie Anfangs einwandte, es sei wohl nicht ganz thunlich, um diese Zeit Jemand zu belästigen, so schienen ihr doch die Gründe, die Herr Kohler vorbrachte, triftig genug, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Der Hauptgrund, weßhalb sie sich bestimmen ließ, war, daß sie ein längeres Verweilen hier auf dem Bahnhofe nicht für räthlich hielt. Sie fürchtete von Jemand erkannt zu werden, und nahm auch aus eben diesen Gründen, und um nicht durch die Stadt fahren zu müssen, den Vorschlag des freundlichen Herrn an, auf einem Umwege zum Hause des Herrn Commerzienraths zu gelangen.

„In Gottes Namen denn!“ sagte sie nach einigem Besinnen, „ich will Ihnen dankbar für die Freundlichkeit sein, mich dem Herrn Commerzienrathe vorzustellen.“

„So darf ich denn wohl um Ihren Namen bitten?“ sprach Herr Kohler mit angenehmem Lächeln.

„Frau Nicolai, die — Wittwe eines Musikers,“ gab Madame Stifter nach einem kurzen Zögern zur Antwort.

„Nicolai — Musiker? Mir nicht bekannt,“ versetzte der ehemalige Makler, wobei er seine Augen hinter der blaßblauen Brille zur Decke erhob. — „Ich kenne sonst sehr viele Leute, — thut aber durchaus nichts. Nicolai — ein sehr angenehm klingender Name. — Gewiß nicht von hier.“

„Nein, nicht von hier.“

„Das dachte ich mir gleich, thut aber durchaus nichts — im Gegentheil. Wenn es Ihnen demnach gefällig ist, so treten wir unsere Wanderung an. — Indem ich mir

nun erlaube, mich selbst vorzustellen, habe ich die Ehre zu sagen, daß ich Kohler heiße, ziemlich bekannt in hiesiger Stadt bin, und ich darf wohl sagen, geschätzt von angenehmen Familien."

Madame Stifter machte eine Verbeugung und sagte dann mit einem begreiflichen Schrecken, wenn sie bedachte, sie müsse vielleicht in ihren eigenthümlichen Verhältnissen mit einem fremden Manne und den beiden Kindern zu dieser Stunde durch die Straßen der Stadt wandeln:

„Mit den Kindern wird es etwas beschwerlich sein, zu Fuß zu gehen."

„Ah! wo denken Sie hin!" rief erstaunt der freundliche Herr mit den blaßblauen Brillen. „Wir haben einen ziemlich weiten Weg, und wenn das auch nicht wäre, so würde ich mir es doch nicht nehmen lassen, Ihnen einen Wagen anzubieten. Ihr Gepäck werden wir wohl hier lassen können?"

„Gewiß, Herr Kohler."

Die beiden kleinen Kinder, die von dem Sinne der Unterredung ihrer Mutter mit dem fremden Herrn nicht viel verstehen mochten, schienen nicht eher Neigung oder Interesse zu haben, sich in das Gespräch zu mischen, als bis sie nun sahen, daß Mama im Begriffe war, den Bahnhof wieder zu verlassen, ohne mit ihnen eine Reise gemacht zu haben.

Bertha sah einigermaßen erstaunt aus, und Ferdinand verzog das Gesicht zu einer seltsamen Grimasse, die der Vorbote jenes krokodillartigen Weinens ist, wodurch die harmlose Jugend nicht selten ihre Zwecke zu erreichen pflegt. Der würdige Hampelmann dagegen blieb sich auch in dieser Lage des Lebens vollkommen gleich und sein Gesicht bewahrte jenes ausdrucksvolle Lächeln, welches ebensowohl Zeuge eines zufriedenen Gemüthes sein konnte, als Verachtung ausdrücken gegen mangelhafte Zustände einer ver-

kehrten Welt, in die er ohne sein Verschulden gerathen war.

Obgleich Herr Kohler mit Kindern nicht viel Umgang gehabt hatte, so bemerkte er doch an dem unverkennbaren Zucken um die Mundwinkel des kleinen Buben, daß hier wohl ein versöhnendes Mittel angewandt werden müsse, weßhalb er sich von der verschlafenen Comptoirdame, die aber etwas mehr aufgewacht zu sein schien, denn sie forschte nach der schwarzgekleideten Fremden, — eine Frage, die aber von Herrn Kohler durch ein einfaches Achselzucken beantwortet wurde, — eine große Düte voll Bonbons geben ließ, die er den Kindern einhändigte und ihnen, als er den Grund ihrer Klagen vernommen, die Versicherung gab, die Reise werde in kürzester Frist und dann mit einem Aufwande von Vergnügen fortgesetzt werden; auch würden sie jetzt noch eine gute Strecke um die Stadt herum fahren, was bei einem so prachtvollen Morgen kein geringes Amusement sei. Er gab sein Wort darauf, reichte Madame Nicolai galant den Arm und trieb die Kinder vor sich her, indem er ihnen leicht auf den Kopf pätschelte.

Als nun gleich darauf alle Fünf in dem Miethwagen waren, die schwarzgekleidete Dame und Herr Kohler auf dem Rücksitze, Bertha, Ferdinand und der Hampelmann auf dem Vordersitz, und als der ehemalige Makler dieses Familienbild lächelnd überschaute, wobei er viel länger als im Verhältniß war auf den Zügen der schönen Frau verweilte, da kam ihm zum ersten Male der Gedanke, es würde sich doch nicht unangenehm machen, wenn er so mit seinem Eigenthum von oder zur Eisenbahn fahren könnte. Es wurde ihm ganz warm bei diesem früher noch nie angeregten Gedanken an eine einstige Madame Kohler; ja er fühlte sogar beim Betrachten der beiden hübschen Kinder seinen Busen von einem allerdings sehr unmotivirten Stolze

geschwellt. Dieser Stolz aber war einmal vorhanden und ließ ihn freundlich herausfordernde Blicke auf die Begegnenden werfen; er hätte nur gewünscht, daß es seine reizende Nachbarin ebenso machen möge, welche jedoch fest in ihre Ecke gedrückt verharrte.

„Jedem Menschen schlägt gewiß eine Stunde, wo seine Ansichten einen förmlichen Umschwung erleiden," dachte Herr Kohler; „warum soll nicht auch mir diese Stunde einmal schlagen? Einen Umschwung fühle ich bereits stark sich in mir regen. Es ist eigenthümlich — bei diesem Gedanken lächelte er still in sich hinein, — daß ich bis jetzt immer eine Aversion vor Wittwen gehabt. Konnte ich sie doch nie von der Idee des Scheltens und Keifens trennen, hatte immer die Marotte, man müsse ihnen auf unangenehme Art die Spuren des ersten Ehestandes anmerken. Und wie Unrecht hatte ich! Eine Wittwe hat auch ihre Vorzüge; sie quält uns nicht mehr mit einer lästigen Unerfahrenheit, sie tritt so fertig ein in's Leben. Und wenn sie, wie die holde Erscheinung an meiner Seite, gleich zwei allerliebste Kinder mitbringt, so hat man ohne Mühe und Noth ein Hauswesen, das sich sehen lassen kann. — Ja, ja, meine Stunde hat geschlagen," schloß Herr Kohler seine Betrachtungen mit einem gelinden Seufzer, wobei er seine Augen unter süßem Ausdrucke gegen Madame Nicolai verdrehte. — Und es war in diesem Augenblicke, als wolle die Eisenbahnuhr seine Gedanken bestätigen, denn als der Miethwagen zum Hofe hinaus fuhr, schlug es die sechste Stunde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0184-1

Die siebente Stunde.

Die Frau Stadträthin Scheidel führte eine sehr geordnete Wirthschaft; sie war, was man im gewöhnlichen Leben eine rechte Hausfrau nennt. In ihren vier Pfählen hatte sie eine vollkommene Autokratie eingeführt, in der ihr Mann, der Herr Stadtrath, nicht einmal als sanft berathende Behörde zugelassen wurde. Ja ihre einzige Tochter, welche dem Alter nach schon einige Einsicht in die Haushaltung verdient hätte, — sie gab sich selbst für sechsundzwanzig Jahre, doch

behaupteten kundige Freunde, daß vor dieser Zeit Friederike schon ein kleines Mädchen von wenigstens vier Jahren gewesen sei — hielt sie vom Betrieb des Hauswesens fern, indem sie behauptete, es sei für ein junges Mädchen ersprießlicher, aufmerksam mit anzusehen, wie es seine erfahrene Mutter mache, als schon in so zartem Alter selbstständig in Küche und Keller herumpfuschen zu wollen.

Was überhaupt die Selbstständigkeit anbelangt, so wurde Alles, was von dieser guten Eigenschaft im stadträthlichen Hause zu finden war, von Madame Scheidel gänzlich aufgebraucht, welche, wie wir schon vorhin andeuteten, eine vollständig unumschränkte Regierungsgewalt in ihrem Hause begründet hatte. Wenn auch Herr Scheidel schwache Versuche gemacht zu Brechung der Knechtschaft Bande, so hatte ihm das doch nicht gelingen können, denn er, damals ein obscurer Schreibereigehülfe, hatte in das Haus hinein geheirathet; er hatte die Wittwe Federbach zuerst zur simplen Madame Scheidel und erst lange nachher zur Stadträthin gemacht. Die Tochter Friederike war ein Zeuge erster Ehe und die Stadträthin betrachtete sie in Gegenwart ihres Mannes häufig mit einem tiefen Seufzer; nicht als ob sie sich in Betreff des Daseins dieser Jungfrau irgend einen Vorwurf zu machen gehabt hätte, sondern weil das Kind die Mutter an eine bessere und jedenfalls glücklichere Zeit erinnerte.

Madame Scheidel war eine Freundin aller Ueberraschungen; sie liebte es, ihren Mann auf seinem Wege zur Kanzlei zu überraschen oder um die Stunde, wenn er von dort erlöst wurde; auch in dem Wirthshause, wo er zuweilen seinen Schoppen zu trinken pflegte und wo sie ihn plötzlich durch den Kellner herausrufen ließ. Sie überraschte ihre Magd im heimlichen Zwiegespräch mit Nachbars Lene, oder des Morgens in ihrer Kammer, wenn die

benachbarte Kirchenuhr eben aushub, Fünf zu schlagen. Die Einzige, welche sich nicht überraschen ließ, war ihre Tochter Friederike; denn ganz im Vertrauen müssen wir sagen, daß diese vom Temperamente ihrer Mutter so viel geerbt hatte, um ziemlich selbstständig zu thun und zu lassen, was ihr gut dünkte, woher es denn auch kam, daß Mama sie, so viel als nur immer möglich, von den Haushaltungsgeschäften fern hielt.

Der zwanzigjährige Eduard dagegen, der Sohn ihrer zweiten Ehe, war, als seinem Vater allzuähnlich, häufigen Ueberraschungen ausgesetzt. Auch seine Schritte überwachte sie so viel als thunlich; sie las die ankommenden Briefe, indem sie dieselben entweder sehr kunstreich auseinander bog, oder indem sie solche unter dem Vorwande öffnete, sie habe gemeint, die Adresse sei an sie gerichtet gewesen. Sie liebte es, Rock und Weste ihres Sprößlings Nachts, wenn er schlief, von dem Stuhle an seinem Bette zu holen, um — — etwa fehlende Knöpfe anzunähen. Daß sie dabei auch zufälliger Weise sämmtliche Taschen visitirte, war ihr nicht so übel zu nehmen.

Diese Ueberraschungen dehnte sie auch auf die Morgen aus, wo der Stadtrath am vorhergehenden Abend etwas länger in seiner Gesellschaft geblieben war, und zwar dadurch, daß sie den Kaffee, der sonst im Frühjahr und Sommer um sieben Uhr servirt wurde, schon vor halb Sieben auftragen ließ, und dabei mit den Tassen und Löffeln ein solch' überraschendes Geklapper anstellte, daß der Stadtrath wirklich auf's Höchste überrascht aus seinem Schlafe aufschreckte.

Auch heute thronte die Stadträthin schon um die eben bezeichnete sehr frühe Stunde an ihrem Kaffeetische, strickte an einem sehr großen baumwollenen Strumpfe und sprach dazwischen mit sehr lauter Stimme gegen die offen stehende

Thüre des Nebenzimmers. Von dort hörte man Wassergeplätscher untermischt mit einem gelinden Stöhnen.

„Du magst uns sagen was Du willst," sprach Madame Scheidel, „so finde ich es nun ein- für allemal unpassend, daß der Commerzienrath alte verheirathete Männer zu Garçon-Soiréen einladet. — Wa — a — s?" fuhr sie nach einer Pause noch lauter fort, als sie ein Paar Worte, in brummigem Tone gesprochen, zwischen dem Wassergeplätscher zu vernehmen geglaubt hatte. „Was sagst Du? Es sei keine Garçon-Soirée gewesen? — In der That nicht? — — Ah! das müßte ich mir ausbitten! Also waren vielleicht andere Damen da, und Du bist, da Deine rechtmäßige Frau nicht eingeladen, nicht alsogleich nach Hause zurückgekehrt? — O ein solches Betragen sähe Dir schon ähnlich; eine solche Vernachlässigung müßte ich mir schon gefallen lassen, wie Vieles, was ich in der Art schon erlebt."

Daß der Stadtrath hierauf etwas zur Antwort gab, müssen wir unbedingt annehmen, die Worte aber, die er prustend und kollernd herausstieß, waren nur für Madame, die an dergleichen gewöhnt schien, verständlich.

„Also war es doch eine Garçon-Gesellschaft?" fuhr sie nach einem solchen, für uns unverständlichen Murmeln fort. „Nun, dann wirst Du mir erlauben, das von Madame Duvallet ziemlich taktlos zu finden. Denn sie war natürlich doch dabei, und auch Fräulein Alice. — —

„W — a — as? Du begreifst nicht, wie ich über eine Sache sprechen mag, die alljährlich einmal vorkommt, und weil ich die Eigenheit des Commerzienraths kenne. — Nun, was gehen mich seine Eigenheiten an? — ich will auch meinethalben zugeben, es könne einmal vorkommen, daß ein verheiratheter Mann Garçon-Soiréen gibt — dann aber frage ich Dich — und darauf wirst Du mir keine Antwort geben können — warum ladet er Deinen Sohn

nicht auch mit ein? — — So, weil es ein junger Mensch ist! — Aber war der Barring nicht da? — Allerdings, sagst Du. Ja, der paßt freilich besser in eure Gesellschaft; der kann schon einen Puff aushalten, und von dem habt ihr nicht zu befürchten, daß er zu Hause wieder erzählt, was er dort von euren saubern Jugenderinnerungen gehört. — — Hahaha! Die kann Jeder hören, meinst Du! — schöne Geschichten, die da ausgekramt werden, das muß ich sagen! Dein Kopf war recht voll von dergleichen, denn wenn ich auch that, als ob ich schliefe, so habe ich doch gehört, wie Du vor Dich hinsangest:

Wir, wir wollen zu ihr — ja ihr hinschicken —

— Das hättest Du nicht gesungen?"

Der geneigte Leser, welcher zufällig das Lied kennt, auf welches die würdige Madame Scheidel anspielte, oder sich desselben aus dem ersten Capitel her erinnert, muß es begreiflich finden, daß die gerechte Entrüstung den Stadtrath in sehr mangelhafter Toilette aus dem Schlafzimmer trieb. Er war eben im Begriff gewesen, seine Halsbinde umzuknüpfen, und erschien nun, dieselbe in einer Hand schwingend, während er mit der anderen ein Paar frisch gewaschene Vatermörder hielt.

„Ich muß Dir bemerken," sprach er in sehr bestimmtem Tone, „daß Du, wenn Du etwas sagen willst, Dich bemühen solltest, den Leuten nicht Worte und Lieder im Munde zu verdrehen. Es wird kein vernünftiger Mensch beim Nachhausegehen singen:

Wir, wir wollen zu ihr, ja ihr hinschicken.

Ich kenne auch ein solches Lied gar nicht."

„Du hättest also gar nicht gesungen?"

„Das will ich nicht leugnen, aber wenn ich etwas gesungen habe, so war es das bekannte Lied:

Wir, wir wollen zum Zi — Za — Zimmermann schicken,

und nur Du, nach Deiner bekannten Manier Alles zu verdrehen und mit Mißtrauen anzuhören, hast wieder etwas ganz Anderes verstanden."

Damit wandte er sich auf dem Absatz um und schritt in das Schlafzimmer zurück, in gerechtem Zorn Vatermörder und Halsbinde schwingend.

Madame Scheidel klapperte in ihrer Kaffeetasse lauter als gerade nothwendig gewesen wäre; dabei zuckte sie mit den Achseln und brummte vor sich hin: „Wenn Du auch wirklich: ‚zum Zi — Za — Zimmermann' gesungen hast, so wette ich doch hundert gegen eins, das ist nur eine verblümte Redensart, bei der ihr ganz andere Dinge denkt. Das muß mir ein sauberer Zimmermann sein, nach dem man Zi — Za — hinschickt. Man sollte euch beschicken, ihr alten —"

„Statt Dir den Kopf über Sachen zu zerbrechen," schallte die Stimme des Stadtraths aus dem Nebenzimmer heraus, „die Dich, gelinde gesagt, eigentlich gar nichts angehen, solltest Du Dir lieber denselben bei einander halten, damit Du meine Wäsche auch gehörig nachsiehst. Habe ich da wieder einen Kragen erwischt," fuhr er ingrimmig fort, „dessen einer Bendel nur noch an einem Faden hängt und dessen obere Kante wie eine Säge aussieht."

Bei diesen Worten ihres Gemahls sah Madame Scheidel gar nicht verdrießlich aus; vielmehr zuckte es freundlich über ihre Züge, als sie nun zur Antwort gab:

„Habe ich Dir diesen Kragen vielleicht hingelegt? — Gewiß nicht. Dann wäre er untadelhaft gewesen. — Aber Du treibst in letzter Zeit eine solche Verschwendung mit Hemden und Krägen, daß das eine brave Hausfrau in Geduld nicht mehr ansehen kann. Hast Du nicht gestern noch einen frischen Kragen umgebunden?"

„Allerdings!" rief Herr Scheidel mit dem Muthe der

Verzweiflung, „weil ich in eine Soirée ging, wo es mir sehr wohl gefallen. Und heute ziehe ich einen an, weil ich Stadtrathssitzung habe."

„So, Du hast Stadtrathssitzung?" rief Madame Scheidel mit lautem Lachen. „Ist das auch wohl einen frischen Kragen werth? Ich glaube nicht. — Du lieber Gott! Stadtrathssitzung. Wenn ich der nur einmal anwohnen könnte, ich würde euch Allen sagen, wo ihr her wäret. — Apropos, wegen der Stadtrathssitzung," fuhr sie nach einer Pause fort, — man sah nun in der That eine gewisse Gereiztheit in ihren Zügen, — „werdet ihr endlich einmal Zeit zu der Entscheidung bekommen, ob es meinem Bruder erlaubt wird, mit seinem Stall in die Straße vorzurücken? Du weißt, wie er mich quält, mit Dir davon zu sprechen, und wie ich ihm jedesmal zur Antwort gebe, er könne sich in Geduld fassen, denn da es meine Familie anginge, so würdest Du sehr wenig Lust haben, Dich darum zu bekümmern."

„Die Sache liegt vor und wird seiner Zeit zur Entscheidung kommen," hörte man den Stadtrath mit großer Ruhe sagen. „Allerdings bin ich nicht wohl im Stande, das Gesuch meines Herrn Schwagers zu bevorworten, und fürchte ich nur —"

„Was fürchtest Du?" unterbrach ihn rasch seine Frau. „Ich fürchte gar nichts; ich weiß ganz bestimmt, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen wird. Und wenn ihr damit nur einmal vorwärts machen wolltet. Du lieber Gott! man kann nicht von euch verlangen, daß ihr es treffen sollt, für das Wohl der Stadt zu rathen, aber Füße wollt' ich euch machen, wenn ich was zu sagen hätte; darauf könnt ihr euch verlassen. Schleppt sich der arme Jakob schon ein halbes Jahr auf dem Rathhause hin und her; jetzt hat er Hoffnung seinen Stall vorrücken zu dürfen, da keine

Hauptstraße dort hinten projectirt ist — auf einmal ist Alles wieder anders, da fällt Einem der hochweisen Stadträthe ein, daß Einer aus der Sippschaft dort einen Garten liegen hat. Nun soll's plötzlich wieder Hauptstraße werden, damit Grund und Boden dort im Preise steige. — Doch ich will mich nicht über Sachen ereifern, die doch kein Mensch ändern kann; aber man sollte jedes Mädchen warnen, einen Stadtrath zu heirathen."

Herr Scheidel gab hierauf nichts zur Antwort; nur hörte man ihn zuweilen einen Stuhl rücken, auch war es, als stoße er einen tiefen Seufzer aus.

„Apropos!" fuhr seine unermüdliche Gattin fort, „man sagt ja, bei der schönen, warmen Witterung, die draußen herrscht, soll das Brod wieder aufschlagen. Jetzt weißt Du, ich bekümmere mich nie um eure Angelegenheiten, aber ich gäbe doch etwas darum, zu erfahren, welche Gründe ihr habt, das Brod aufschlagen zu lassen. Steht nicht draußen Alles so schön, daß es sogar das Herz eines Kornwucherers erweichen sollte? — Ja, eines solchen wohl, aber nicht eines Stadtrathes, der zugleich Bäckermeister und Getreidespekulant ist. — Ich sollte nur einmal etwas zu sagen haben!"

„Das wäre erschrecklich für die Stadt," sagte Herr Scheidel, der nun, völlig angekleidet, in das Zimmer trat und an's Fenster ging, ehe er sich an dem Kaffeetisch niederließ.

„Ein wunderbarer Morgen!" sprach er hinausblickend. „Wie die Sonne so warm und wohlthuend über Berg und Thal scheint!" Er schloß seine Hände ein paarmal krampfhaft auf und zu, dann wandte er sich entschlossen um; er schien etwas Außerordentliches im Sinne zu haben, schluckte hierauf einige Male heftig und sagte dann zu seiner Gattin mit einem sehr freundlichen Tone:

„Wie hast Du eigentlich geschlafen, mein Kind?"

Madame Scheidel zuckte mit den Achseln, nahm eine trübselige Miene an und gab zur Antwort:

„Was kann man da von gutem Schlafe sagen, wenn man gegen drei Uhr Morgens so heftig aufgeschreckt wird."

„Gegen drei Uhr Morgens?"

„Nun ja, frage nur nicht so erstaunt. Hast Du nicht im Schlafzimmer einen Lärm gemacht, als käme ein halbes Dutzend Kosaken zur Einquartirung?"

„Welchen Lärmen ein halb Dutzend Kosaken, die zur Einquartirung kommen, anzustellen pflegen, bin ich nicht im Stande zu sagen. Was mich aber betrifft, so weiß ich, daß es nicht drei Uhr sondern ein Viertel nach Eins war, als ich nach Hause kam. Und um von dem Lärmen zu sprechen, dessen Du erwähnst, so stieß ich allerdings heftig gegen einen Stuhl; mein rechtes Schienbein weiß noch davon zu erzählen. — Es war gerade, als habe sich dieser Stuhl nicht ganz ohne Absicht mitten in meinem Wege befunden."

„Am Ende willst Du wohl gar sagen," fuhr Madame auf, „man habe Dir absichtlich Stühle in den Weg gestellt! Das muß ich mir doch alles Ernstes ausbitten!"

„Laß das gut sein," erwiederte der Stadtrath, indem er mit der Hand abwehrte. „Wozu diese ewigen, unangenehmen Erörterungen! Der Morgen ist wirklich zu schön dazu, — ferner höre ich Deine Tochter kommen, und möchte auch mein Bischen Kaffee in Ruhe trinken."

„Nun, wenn Du diese große Tasse voll ein Bischen nennst, so ist es freilich am besten, man schweigt stille," versetzte Madame Scheidel, der es nur um das letzte Wort zu thun war.

Dies blieb ihr auch, denn der Stadtrath verhalf sich zu seiner gewöhnlichen Portion Zucker und fing darauf

an, denselben mit dem Löffelchen herumzurühren. Auch öffnete sich in diesem Augenblick die Thür, und die Tochter der Stadträthin, Friederike, trat herein.

Dieselbe trug einen weißen, etwas koketten Morgenanzug, der mit dem gewöhnlichen Kattunkleide ihrer Mutter, und wir können nicht verschweigen, auch mit ihrem eigenen Gesichte, einen ziemlichen Contrast bildete. Am Arme hatte die junge Dame ein zierlich geflochtenes Körbchen, worin die Utensilien zu einer Weißstickerei sowie neue Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter zu sehen waren, reich gebunden, mit Stahlstich und Goldschnitt, der Stolz der Verlagshandlung und des glücklichen Poeten. Fräulein Friederike trug keine Haube; sie haßte eine solche als Attribut des verheiratheten Standes und pflegte mit einem Seufzer, welcher der süßen Jugendzeit galt, zu sagen: „Wenn mich das Verhängniß einmal fortreißt aus dem Mädchenkreise und ich mich dem kalten Ehestand opfern muß, dann will ich auch mein Haupt verhüllen und mein Haar fürder nicht mehr sehen lassen.“ —

Es ist keine Verläumdung von uns, wenn wir Friederike Federbach diese Worte in den Mund legen. Sie liebte es, so zu sprechen, und in ihren Briefen waren sogar zwischen ein Paar Zeilen Prosa jedesmal zwei poetische Citate von mehreren Strophen eingeklemmt, und meistens Verse, die von verfehlter Jugend, von verscherztem Glück, von Lust in Leiden, drohendem Verhängniß und dergleichen mehr sprachen.

Was nun ein derartiges drohendes Verhängniß anbelangt, so war es allerdings in letzter Zeit dem Fräulein Friederike Federbach nahe getreten, und zwar in der Gestalt eines in reiferem Alter stehenden, übrigens wohlerhaltenen Mannes, der harte Lehrjahre durchgemacht hatte, im Handelsstande etwas verknöchert war und jetzt, nach

Verlust seiner Haare und seiner obgleich mäßig verlebten Jugend, nur mit Hülfe des Vermögens der stadträthlichen Tochter seinem eigenen Herd eine größere Ausdehnung zu geben hoffte.

Wenn der große Schiller sagt, daß es nur da einen guten Klang gebe, wo sich das Spröde mit dem Weichen verbindet, so mußte das oben erwähnte Paar vortrefflich zusammenpassen. Denn größere Verschiedenheit des Charakters als zwischen den Beiden war nicht leicht zu finden; sie, wie sie selbst sagte, ein tief poetisches Gemüth, immer abgeschreckt, von der rauhen kalten Außenwelt sich verletzt zurückziehend in ein inneres, wunderbares Gefühlsleben, nur im duftigen Hauche der Phantasie mit der äußeren, groben und gemeinen Welt zusammenhängend; er dagegen eine nüchterne, hausbackene Natur mit vom Strudel des Lebens nicht abgeschliffenen, sondern abgebrochenen Kanten und Ecken, und so sehr aller Poesie und Kenntniß deutscher Dichter bar, daß er Einiges von Göthe und Schiller nur aus einer Makulatur-Ausgabe kannte, die er sich mühsam als Spezereiladenlehrling aus ganz unscheinbaren Bruchstücken angelegt, und daß er dagegen von dem geringern Federvieh — so unehrerbietig drückte er sich über den deutschen Schriftstellerstand aus — gar keine Ahnung hatte.

Zuerst hatte Friederike im allem Ernst geschaudert, als Herr Weller bei der Mutter um ihre Hand angehalten. — Sie war in ein Gelächter der Verzweiflung ausgebrochen und wäre wohl gar in Ohnmacht gefallen, wenn der Stadtrath und die Stadträthin in diesem entscheidenden Augenblicke nicht zufällig auf dem etwas schmalen Sopha gesessen hätten. Dann aber raffte sie sich auf, flog mit einer kleinen Verzweiflung im Busen auf ihr Zimmer — zu einer großen fühlte sie keinen Platz — und rief in stummem Schmerze gen Himmel:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Dann wurde sie elegisch und erinnerte sich einer Zeit vor verschiedenen Jahren, wo in einem Stübchen ihr gegenüber ein junger, hübscher Hauslehrer gewohnt, der beziehungsweise oder nicht beziehungsweise Abends zur Guitarre gesungen:

Und stürzte die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern brächen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Noch lange nachher, als der Hauslehrer längst verschwunden war und Gott weiß wo in Italien oder Frankreich conditionirte und dort wahrscheinlich ebenso wie hier fühlte, daß seiner Liebe Flammen für irgend einen Gegenstand selbst unter den Trümmern der Welt hervorbrechen würden, bildete sie sich ein, ihn geliebt zu haben, und von ihm wieder geliebt worden zu sein.

Mit diesem Gefühl machte die Resignation der zarten Klage des Mädchens Platz. Sie stützte den Kopf auf die Hand, zerzauste etwas Weniges ihre breiten Bandeaux und seufzte, das Auge vom Weinen getrübet:

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Nachdem ihr hierauf die gewesene Madame Federbach in einem passenden Augenblick, wenn gleich ruhig doch sehr unpoetisch, gesagt, sie sei eine kolossale Gans, deren Zeit vorüber sei, wo sie nur zu wählen habe, und der Herr Weller werde von Jedermann für eine äußerst achtungs-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0196-2

werthe Persönlichkeit gehalten, da hatte sie den furchtbaren Entschluß gefaßt, sich ihrem Schicksale zu ergeben und war Heldin genug, dies dem glücklichen Bräutigam selbst anzuzeigen, hatte aber eine Bedingung an die Erlangung ihrer Hand geknüpft, im Sinne der Ritterfräulein einer früheren biderben Zeit, wenn sie zu ihrem Erwählten sprachen: Ich will die Deine sein, doch bringe mir vorher die Köpfe von ein halb Dutzend Riesen und die Schwänze einiger furchtbaren Drachen, welche die Gegend umher unsicher machen.

Thatsache ist, daß Herr Weller nach Anhörung dieser Bedingung sehr erstaunt war und sich kopfschüttelnd hinweg begab. Friederike hatte von ihm verlangt, er solle irgend eine That begehen, daß man von ihm spreche, die ihm einen Namen mache.

Lange hatte er über diese Forderung nachgedacht, und hatte den Sinn derselben nicht zu fassen vermocht; sich bei einem seiner älteren Freunde Raths zu erholen, davon hielt ihn ein richtiges Gefühl, die Furcht ausgelacht zu werden, ab. Endlich aber hatte er beschlossen, sich einem jüngeren Freunde anzuvertrauen und erwählte hiezu Victor Barring, den er im Hause des Commerzienraths sowie auch bei der Familie Scheidel öfters gesehen, der ihm gesetzt und verständig genug vorkam und der auch mit den Gebräuchen der jetzigen Welt wohl bekannt war. Doch wußte auch der junge Musiker augenblicklich keinen guten Rath zu geben; freilich schlug ihm derselbe vor, sein neu zu errichtendes Handlungshaus mit einer ganz absonderlichen Firma zu schmücken und auf diese Art Aufsehen zu erregen, oder sich Mühe zu geben, etwas zu erfinden, etwa unfehlbare Hustenbonbons oder eine vortreffliche, hautreinigende Kräuterseife, und dies in allen Zeitungen bekannt zu machen; ein anderes, vielleicht für den gegenwärtigen Fall nicht unpassendes Mittel, Aufsehen zu erregen, möchte auch wohl sein, wenn er seiner

Erwählten den halben Korb, den er erhalten, mit einem ganzen vergelte.

Zu allem dem aber konnte sich das ruhige Gemüth des Herrn Weller nicht entschließen; er gründete, hoffend auf die Aenderung ihres Sinnes, sein neues Haus, hoffend miethete er eine größere Wohnung, hoffend vergrößerte er seinen Hausstand, hoffend engagirte er eine Magd, die gut kochen konnte, und hoffend erschien er, so oft es ihm möglich war, vor der Erkorenen seines Herzens, die aber durchaus nicht geneigt schien, von der einmal gestellten Bedingung abzulassen.

Friederike trat also in das Zimmer, wo die Eltern beim Frühstück saßen. Sie bot Beiden einen guten Morgen, stellte das Armkörbchen neben sich und nahm eine kleine Tasse Kaffee, wozu sie eine zierliche Brezel eintauchte.

„Wie war es gestern Abend bei Duvallets?" fragte sie darauf den Stadtrath, der ihr zur Antwort gab: es sei das gewöhnliche alljährliche Fest gewesen und er müsse schon sagen, daß man sich recht gut amusirt habe.

„Und Alice war natürlicher Weise auch da?" fragte sie dann weiter.

„Allerdings; sie sorgte mit ihrer Mutter für die Gäste, sie ging ab und zu."

„Und Herr Barring?"

„Befand sich im Nebenzimmer und spielte auf seinem Clavier. Er thut das gewöhnlich, wenn die ältern Freunde des Commerzienraths zur Gesellschaft da sind. Ein charmanter junger Mann, das kann ich euch versichern, mit einem außerordentlichen Talente."

Madame Scheidel rührte hastig in ihrer Kaffeetasse umher, dann sagte sie in etwas wegwerfendem Tone:

„Worin seine Haupttalente bestehen, weiß man so ziemlich."

„Wenn das nicht in der Musik ist," meinte unschuldig der Stadtrath, „so weiß ich in der That nicht —"

„O daß Du nicht siehst, was dicht vor Dir liegt, wundert mich gar nicht," versetzte seine Gattin, „bist Du doch Stadtrath; die ganze Welt weiß aber, daß dieser gute Herr Barring unter der Maske der Unbefangenheit und mit dem naiven Sichgehenlassen eines Künstlers seiner Cousine Alice die Cour macht. Und er hat Recht, ist sie doch die einzige Tochter des Commerzienraths, der, wie man sagt, fabelhaft reich sein soll."

„Man sagt," mischte sich Friederike mit einem leichten Achselzucken in das Gespräch.

„Ja freilich, man sagt," fuhr die Mutter entschieden fort; „aber es ist auch so. Nun, Scheidel, hast Du kein Wort für uns? Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Worin, mein Schatz?"

„Nun, daß sich dieser Barring an Alice macht. — Das ist Dir freilich außerordentlich gleichgültig; und doch hast Du einen Sohn, der sich auch ganz gut betten könnte, wenn ihm sein eigener Vater ein Bischen Vorschub leisten wollte."

Der Stadtrath blickte nach diesen Worten seine Frau so zerstreut oder vielmehr ungewiß an, daß man hätte denken können, er besinne sich, welchen seiner unzähligen Söhne Madame Scheidel wohl meinen könne.

„Was starrst Du mich denn so an?" fragte diese verwundert. „Habe ich Dir nicht schon öfter gesagt, daß man Eduard auf den Gedanken hinleiten müsse, verständig zu werden."

„O ja, daran habe ich selbst oft gedacht," unterbrach sie der Stadtrath, „und mir auch viel vergebliche Mühe gegeben."

„Um zu sehen," fuhr Madame Scheidel mit einem

Blick auf ihre Tochter fort, „ob es nicht möglich sei, sich der jungen Duvallet angenehm zu machen. Alice ist ein einfaches Mädchen, häuslich erzogen, da kann er sich wohl blicken lassen."

„Eduard!" sprach der Stadtrath nach einem kleinen Besinnen, und man sah an diesem Morgen zum erstenmal ein kleines Lächeln über seine Züge gleiten. Er hatte in diesem Artikel gestern Abend zu viel verausgabt. „Eduard!" wiederholte er kopfschüttelnd; „ich weiß doch nicht recht, ob man diese Sache ernstlich ansehen kann. Ich will über unseren Sohn gewiß nichts Schlimmes sagen, aber Du wirst mir zugeben, er hat noch zu wenig gesetzte Manieren; es ist noch so etwas — wie soll ich mich ausdrücken? — Schlankelhaftes in ihm, auch hat er durchaus noch keine Position, ist erst Volontair in seinem Bankhause und der Commerzienrath ist ein sehr strenger Geschäftsmann."

„Er soll ja nicht den Commerzienrath heirathen," sprach die Stadträthin mit einem finsteren Stirnerunzeln.

„Aber Alice gleicht in vielen Dingen dem Vater. Habe ich sie doch schon manche Stunde auf dem Comptoir sitzen und Briefe copiren sehen."

„Mit Schreibärmeln," sagte Friederike naserümpfend und in sehr geringschätzendem Tone.

„Allerdings mit Schreibärmeln," erwiederte der Stadtrath mit einiger Entrüstung, „denn wenn sie die Feder in die Hand nimmt, so blickt sie nicht an die Decke empor, um vielleicht einen Reim auf Seligkeit zu finden — wie es Andere zu machen pflegen." —

Dieses: wie es Andere zu machen pflegen, hätte der gute Stadtrath sich sparen können, denn schon bei der Anspielung auf einen Reim hatte sich Friederike auf die Lippen gebissen und mit einiger Heftigkeit ihre Tasse vom Tisch zurückgeschoben. Wir können nicht unterlassen zu

sagen, daß Fräulein Federbach nicht nur ein poetisches Gemüth besaß, nicht nur Gedichte gemacht hatte, sondern sogar auch schon gedruckt worden war.

„Was Eduard anbelangt," fuhr der Herr des Hauses in begütigendem Tone fort, „so steht sein Alter auch in keinem Verhältniß zu dem Alicens. Er ist Zwanzig und sie vielleicht Sechzehn. Der Mann sollte in allen Fällen zehn Jahre älter sein als die Frau."

„Und wo das zufälliger Weise nicht zutrifft," sagte die Madame Scheidel scharf, denn in ihrer Ehe fand beinahe das umgekehrte Verhältniß Statt, „sollte sich der Mann mindestens bemühen, für zehn Jahre älter an Verstand zu sein."

Aus diesen an sich harmlosen Worten hätte sich vielleicht ein etwas leidenschaftliches Zwiegespräch entwickelt, wenn sich in diesem Augenblick nicht die Thür geöffnet hätte und der junge Herr Scheidel eingetreten wäre, etwas langsam in seinen Bewegungen und augenscheinlich ziemlich verdrießlich.

Es war das einer jener hochaufgeschossenen, mageren, hellblonden jungen Leute, bei denen man, wenn man ihre schlankelhaften Bewegungen sieht, sich der Idee nicht erwehren kann, es sei in ihrem Körper ein Faden, der alle Glieder verbinde, noch nicht fest genug angezogen und wackele noch Alles ziemlich unselbstständig an ihm herum. Man findet dieselbe Erscheinung bei jungen hochbeinigen Jagdhunden, die mit einem verwunderungsvollen Anglotzen gern und häufig ein herausforderndes Bellen verbinden, hinter dem aber durchaus nichts Besonderes zu finden ist, und dem meistens ein schüchternes Einziehen des Schwanzes folgt.

Herr Eduard war modisch, fast elegant gekleidet; er trug etwas auffallend carrirte Beinkleider mit breiten anderfarbigen Galons, eine Weste, die durch eine schwere goldene Kette verziert war, und einen leichten dunkeln Rock; um den Hals hatte er eine jener neumodischen schauderhaften

Binden, die gerade so aussehen, als habe der Betreffende ein Stück alten, schwarzen Schleiers gefunden und dieses sich um den Hals gewickelt.

Er rauchte schon zu so früher Morgenstunde eine Cigarre, und nachdem er eingetreten war, murmelte er etwas vor sich hin, was vielleicht „guten Morgen" heißen konnte; dann schlenderte er an den Kaffeetisch, zog mit dem Fuße einen Stuhl unter seine Sitzgelegenheit und griff darauf mit der einen Hand recht tief in die Zuckerbüchse hinein, während er mit der andern seinen Cigarrenstumpen auf den Tischrand legte.

Ohne vorderhand ein Wort zu sprechen, rührte er seinen Kaffee um, tauchte eine Brezel ein, welche ihm die Mutter hinschob, und starrte dabei mit ziemlich nüchternem Blick zum Fenster hinaus.

Endlich nach der zweiten Tasse, und nachdem er wieder nach seiner Cigarre gelangt und sie noch brennend gefunden, klärte sich sein Gesicht etwas auf und er sagte, ob zu sich selber oder zu den Gegenwärtigen ist nicht genau anzugeben:

„Ein famoses Blatt! Upman Regalia. Das Einzige, was ein gescheidter Mensch rauchen kann." Dann wandte er sich an seine Mutter und fuhr gähnend und in verdrießlichem Tone fort: „Ich glaube, man wird jetzt bei euch jeden Tag um eine Stunde früher geweckt; man kann ja gar nicht mehr ausschlafen. Ihr könnt euch das schon gefallen lassen, denn Du und die Ricke —"

„Friederike," verbesserte ihn seine Schwester, indem sie ihre auf das Buch geheftеten Augen ein klein wenig gegen ihn erhob.

„Ihr geht mit den Hühnern zu Bett," fuhr Herr Eduard fort, ohne sich im geringsten um die eben gemachte Einrede zu bekümmern. „Aber Unsereins —"

„Und wo war denn Unsereins?" fragte der Stadtrath mit einer Miene, die streng aussehen sollte.

„Ich?" sprach etwas verwundert der junge Herr Scheidel. „Ich war natürlicher Weise bei den Kunstreitern, es war gestern die zweite Vorstellung. Sie sind ganz famos, namentlich Mademoiselle Elise und Laura Rawison. Ausgezeichnet!"

Friederike hustete leicht vor sich hin, und die Stadträthin sagte in entschiedenem Tone:

„Daß Du, wie andere junge Leute Deines Alters, an dergleichen Vergnügungen Theil nimmst, dagegen haben wir gewiß nichts einzuwenden, aber ich halte es denn doch für überflüssig, daß Du, der Sohn einer anständigen Familie, Kenntniß davon hast, wie Kunstreiterinnen mit ihren Vornamen heißen."

Der Stadtrath hatte seine Augenbrauen etwas herabgedrückt und nahm von der Mutter das Wort, indem er fortfuhr:

„Auch habe ich gehört, daß Du schon in den Nachmittagsstunden auf dem Kaffeehaus zu sehen seist. Ich weiß nicht, ob das Deinem Principal angenehm sein wird."

„Nun, Kaffee muß er übrigens trinken," sagte Madame Scheidel, worauf Herr Eduard einigermaßen indignirt zur Antwort gab:

„Ja, Papa, wenn Du nicht einsiehst, daß ich Nachmittags Kaffee trinken muß, so thust Du mir recht leid."

„Ueberhaupt," nahm die Stadträthin nach einer Pause das Wort, „habe ich durchaus nichts gegen dergleichen Vergnügungen einzuwenden, vorausgesetzt, daß Du sie in anständiger Gesellschaft genießest."

„Das versteht sich von selbst, Mama," erwiederte der junge Herr Scheidel; „ich habe mir von jeher etwas darauf eingebildet, nur mit Leuten umzugehen, mit denen man sich

kann sehen lassen. Gestern Abend im Circus war ich mit dem alten Weller."

„Mit wem?" fragte Friederike in spitzigem Tone.

Herr Eduard wollte schon das Prädikat wiederholen, doch fing er einen Blick seiner Mutter auf, weßhalb er sagte: „Nun, mit Herrn Weller, Herrn Christian Weller, Firma: Christian Weller und Compagnie, meinem zukünftigen Schwager, wie die Leute sagen, — ein ganz famoser, brauchbarer alter Bursch."

Friederike rückte unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her.

„Wenn Du mit Herrn Weller gehst," sprach die Mutter, „so hat gewiß Niemand etwas dagegen einzuwenden, denn da können wir versichert sein, daß Du alle Vergnügungen in gehörigem Maß genießest."

„Ich kann nur sagen," fuhr der junge Herr fort, ohne auf die Worte der Mutter viel Achtung gegeben zu haben, „daß ich mich in Weller eigentlich geirrt habe, er hat Anlage zur Fidelität, nur muß man ihn erst einmal aus dem Schlamm seiner verdrießlichen Laune herausgerissen haben. — Apropos," wandte er sich an seine Stiefschwester, „Du mußt gestern wieder einmal guten Humors gewesen sein. Ja, reiß' nur die Augen auf und schau' mich an, weißt Du, Schatz, ich genire mich vor dem Henker nicht, ja nicht einmal vor Dir."

Der Vater Stadtrath war in das Nebenzimmer gegangen, um sich eine Pfeife zuzurichten und anzuzünden. Als er nun so, den kräuselnden Dampf behaglich vor sich hinblasend, wieder in's Zimmer trat, schienen sich die Wolken auf seiner Stirne etwas zerstreut zu haben und er fragte schmunzelnd:

„So, Weller hat sich bei den Kunstreitern amusirt?"

„Ja, nachdem ich ihn mit großer Mühe losgeeist," erwiederte Eduard, „denn der arme Kerl saß wie festgefroren

an seinem Pulte, Abends um sieben Uhr noch, wo doch jedes rechtschaffene Comptoir geschlossen ist. — Er schrieb nicht — las auch nicht; er hatte den Kopf in die Fäuste gelegt und drückte seine Backen so hoch hinauf, daß man von seinen ohnehin kleinen Augen gar nichts mehr sah. — Er war schauderhaft verdrießlich," fuhr Eduard mit einem Seitenblick auf seine Stiefschwester fort; „ich will nicht sagen: denn er war hier gewesen, sondern nur: er war hier gewesen."

„Mama, ich muß Dich bitten," sagte Friederike, ohne übrigens von ihrem Buche aufzublicken, „daß Du dem da dieses nichtssagende Geschwätz verbietest; er hat sich durchaus nicht in meine Angelegenheiten zu mischen; ich werde ihn gewiß nicht zum Vertrauten machen."

„Aber Herr Weller hat mir sein Vertrauen geschenkt," versetzte Eduard mit affektirtem Hochmuth, und machte um so mehr eine komische Geberde und theatralische Handbewegung gegen seine Schwester, als er bemerkte, wie sich ein leichtes Lächeln verstohlen über die Züge des Stadtraths dahin schlich. „Ja, er machte mich zu seinem Vertrauten," fuhr der junge Mann fort, indem er die rechte Hand auf seiner Brust barg. „Als ich ihm durch's Fenster zurief: ‚He! was ist denn da los?' knurrte er statt aller Antwort. Es sollte das freilich einen Seufzer vorstellen, aber kein Mensch hätte es dafür genommen. — Gut denn, ich gehe hinein und frage: ‚Weller, was fehlt Ihnen in's Teu —'"

„Laß das Fluchen," unterbrach die Stadträthin ihren Sohn.

„Meinetwegen. — Und darauf ging er los, und sagte, er sei hier bei uns gewesen, aber die Behandlung lasse er sich nun und nimmermehr gefallen."

Friederike erhob sich langsam von ihrem Stuhle und

schien den Familientisch verlassen zu wollen, ohne den Bruder eines Wortes der Erwiederung für würdig zu halten, und ohne nur die Blicke von ihrem Buche zu verwenden.

Die Stadträthin dagegen hatte sehr aufmerksam zugehört, auch machte sie ein langes Gesicht bei den Worten ihres Sohnes, es ärgerte sie am meisten, daß er vor seinem Vater so sprach. Dann sagte sie zu Friederike gewendet:

„Du weißt, ich habe immer Deine Partie genommen, aber einmal müssen diese Dummheiten aufhören. Du bist bei Gott kein junges Mädchen mehr, das sich Anstandshalber ein Paar Jahre Bedenkzeit ausbitten muß. Auch bist Du gescheidt genug, um einzusehen, daß die Zeit vorüber ist, wo man so wählerisch sein kann. Was hast Du an dem Charakter und der Person des Herrn Weller auszusetzen?"

„Gar nichts," erwiederte Friederike so gleichgültig, als spräche man von einem Flecke im Mond oder einer neuentdeckten Insel.

„Ist er Dir sonst zuwider oder hast Du etwas Auffallendes, etwas Nachtheiliges über ihn erfahren?"

„O nein," versetzte sie in einem Tone, der sich anhörte, als wolle sie sagen: leider nein.

„Er hat Vermögen; im Verhältniß der Jahre seid ihr nicht so gar ungeheuer auseinander."

Friederike zuckte leicht zusammen.

„In Allem genommen," fuhr die unerbittliche Mutter fort, „solltest Du froh sein, noch einen Mann zu bekommen, der dem Herrn Weller ähnlich sieht. — Hast Du eine Idee davon," wandte sie sich an den Stadtrath, „was diese Dame für Prätensionen macht? Ich bin doch, weiß Gott! viel bescheidener gewesen. Ja, wenn mir Jemand sagen könnte, was sie an diesem armen Weller aussetzt, was sie eigentlich von ihm verlangt?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0206-4

„Das kann ich sagen," sprach der junge Herr Eduard außerordentlich schadenfroh.

„Und ich will das nicht anhören," sagte Friederike in entschiedenem Tone, indem sie auffuhr.

Doch glaubte die Stadträthin in diesem Augenblicke zeigen zu müssen, wer denn eigentlich Herr im Hause sei. Mit majestätischer Geberde wandte sie sich an ihre Tochter und sagte: „Du bleibst!" und darauf befahl sie ihrem Sohne Eduard: „Du sprichst!"

Der eigentliche Herr des Hauses ließ sich behaglich rauchend nieder, denn es kam gar so selten vor, daß, wo einmal mit Heftigkeit gesprochen wurde, er nicht das Object gewesen wäre.

Eduard sprach so breit und langsam wie möglich; ja, er unterließ es nicht, vorher noch eine frische Cigarre anzuzünden, dann hob er an:

„Der gute und sehr brave Herr Weller, Mama, ein Mann, vor dem man auf jedem Comptoir die größte Achtung hat — ich weiß das nicht nur von uns — er würde die Zierde jeder Familie sein, sagte mir mit zusammengeschlagenen Händen, er wisse nicht, was Friederike an ihm auszusetzen habe, und da sie es ihm mitgetheilt, verstände er es doch noch nicht recht."

„Also hat sie es ihm gesagt?"

„So etwas der Art," versetzte Eduard, nachdem er ein Paar Züge aus seiner Cigarre gethan.

Friederike schien ordentlich von ihrem Stuhle emporgerissen zu werden; aber ein strenger Blick der Mama bannte sie wieder an ihren Platz.

Es war eigentlich komisch anzusehen, welche Attitude und Sprache der junge Herr Eduard nun annahm, ehe er in seinem Berichte fortfuhr. Er drehte den Arm und streckte die fünf Finger der gespreizten rechten Hand von sich, wie

es schlechte Schauspieler zu machen pflegen, wenn sie einen vornehmen Herrn oder einen affectirten Menschen darzustellen haben. Dabei spitzte er den Mund, ließ die Augenlider tief herabfallen und lispelte mehr als er sprach, wobei er die Schwester außerordentlich caricirte: „Sü hatte nömlich gemeunt, eunen Gatten zu erhalten, dessen Löben nücht so in ganz gewöhnlicher Stülle und Langweiligkeut dahin fleußt."

„Sprich, wie Dir der Schnabel gewachsen ist," unterbrach ihn heftig die Mutter.

„Es ist auch bequemer," meinte Eduard. „Also um mich kurz zu fassen: unsere gute Friederike hat an Herrn Weller auszusetzen, daß er nur ein ganz gewöhnlicher Kaufmann ist, der noch durchaus nichts von sich reden gemacht, der auch wohl nie dazu kommen wird, irgendwie einen berühmten Namen zu erlangen. Weißt Du, Mama, ich kann nicht sagen, ob ich mich recht ausdrücke, aber meine Bekannten würden mich schon verstehen; der Weller ist zu ruhig, wenn Du willst zu langweilig; er sollte mehr verfluchter Kerl sein."

„Du mußt schöne Bekannte haben," sprach streng die Stadträthin.

„Weller schien auch einzusehen, daß er bis jetzt zu ruhig gelebt," fuhr Eduard fort, ohne auf die Einwendung der Mutter zu antworten, „und er meinte im Jammer seines Herzens, ja, er habe es jetzt satt, nur zu büffeln, ohne was davon zu haben, er wolle auch einmal leben wie andere Menschen; und darin bestärkte ich ihn natürlicher Weise. Was nütze alles eingezogene Leben? sagte er, es werde das doch nicht anerkannt."

Die Stadträthin schaute mit einem Blicke des Vorwurfs auf ihre Tochter. Doch saß diese nicht so zerknirscht da, als man wohl hätte erwarten können; vielmehr leuchtete etwas in ihrem Blicke wie ein schwacher Ausdruck der Zufriedenheit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0208-5

„Es ist eigentlich jammervoll zu sehen," nahm Eduard affectirt ärgerlich wieder das Wort, „wie sich der Weller ein schönes Vermögen erworben hat und es eigentlich gar nicht genießt. Morgens nimmt er ein erbärmliches Frühstück in einem ganz obscuren Kaffeehause; Mittags läßt er sich für zwölf Kreuzer Essen tragen und dann raucht er Cigarren, um die Ratten damit zu vergiften — ächte Stinkadores."

„Welche Sorte?" fragte der Stadtrath.

„Canalleros Regalia," gab der leichtsinnige Sohn zur Antwort, dann sprach er weiter: „Ich habe mich Weller's angenommen und wir wollen ihn schon auf den rechten Weg bringen. Zuerst kaufte ich ihm eine immense Cigarre, Upman, von der ich hier rauche —"

„Und was kostet die?" erkundigte sich Herr Scheidel.

„Ich weiß nicht ganz genau; ich helfe eben dem vortrefflichen Weller rauchen, er hat ein so gutes Gemüth. Dann gingen wir also aus seinem dumpfigen Comptoir hinaus, nahmen in der frischen Luft etwas Maitrank und kamen ziemlich animirt in den Circus. Mama, da hättest Du sehen sollen, was der alte Weller für Augen machte; es hat ihm das so vorzüglich gefallen" — bei diesen Worten blinzelte er aus seinen Augenwinkeln zur Schwester hinüber — „daß er sich ein Abonnement für zwölf Vorstellungen genommen hat. Namentlich die Kunstreiterinnen haben einen außerordentlichen Effect auf ihn hervorgebracht; er ist früher nie zu dergleichen hingegangen. Unsereins, der das schon mehr gewöhnt ist —"

„Ich möchte, Du wärest was Anderes gewöhnt," unterbrach der Stadtrath seinen Sohn, indem er sich mit einem Blick auf seine Frau ein sehr würdevolles Ansehen zu geben wußte. „Man sieht es nicht gern, wenn junge Leute dort sehr häufig hingehen, namentlich der Kunstreiterinnen wegen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0209-4

„Ja, es taugt das nicht für jüngere und nicht für ältere Leute," meinte Madame Scheidel.

„Es fällt mir auch nicht ein," erwiederte Eduard, „daß ich für meine Person diesen Reiterinnen zu lieb in den Circus gehe. Du lieber Himmel!" — er zuckte mit einem Ausdruck außerordentlicher Gleichgültigkeit im Gesicht die Achseln — „ich besuche die Vorstellungen nur, weil uns unser Stallmeister dazu ermahnt und uns gesagt, es sei das eine vortreffliche theoretische Schule, um gut reiten zu lernen."

„Und da gehst Du auch wohl hinter die Coulissen?" fragte der besorgte Vater mit einem eigenthümlichen Blinzeln der Augen.

„Es hat dort keine Coulissen," versetzte Eduard sehr unschuldig.

„Na, Du weißt schon, was ich meine, wenn ich Coulissen sage: die Räume hinter dem Circus, wo die Reiter und Reiterinnen sich anziehen und aufsitzen."

„Auf dem Terrain scheinst Du sehr bekannt zu sein," meinte die Stadträthin.

Herr Scheidel schmunzelte und schien eine Antwort geben zu wollen, die eine kleine Scene hätte nach sich führen können. Doch besann er sich in Anbetracht seines Sohnes eines Besseren und sagte:

„O nein, ich weiß alles das nur vom Hörensagen."

„So ging es mir auch bis gestern," sagte Eduard, „aber der verfluchte Weller" — dabei warf er abermals einen Blick wie vorhin auf seine Schwester — „der hatte keine Ruhe, und wollte Alles soviel möglich en détail sehen."

Friederike wandte kein Auge von ihrem Buche, doch hätte man gerade nicht sagen können, daß ihre Mienen Unzufriedenheit oder Spannung ausgedrückt hätten.

„Ich ließ mich also durch einen Bekannten einführen

und vorstellen und producirte dann meinerseits den alten Weller. Dabei hatte ich geglaubt, es würde was Rechtes zum Lachen geben; aber ich kann euch versichern, er benahm sich auf's Allervernünftigste."

„Nun, das freut mich," sprach die Stadträthin mit Würde.

„Es ist da eine kleine Italienerin, Signora Marietta, mit der unterhielt er sich auf's Lebhafteste in ihrer Landessprache; er spricht vortrefflich italienisch und dadurch wurde er in der einzigen Zwischenpause so bekannt mit ihr, daß wir Andere ordentlich ei— daß wir uns ordentlich darüber verwunderten. Ich kann euch versichern, der alte Weller thaute auf, daß es eine wahre Freude war."

„Genug, genug davon!" sagte Madame Scheidel. „Ich bin fest überzeugt, daß Du, wie immer, übertreibst. Halte uns aber nicht für so leichtgläubig, um Deiner Erzählung zu trauen. — Der arme Weller ist verdrießlich gestimmt, und er hat seine Ursache dazu," fuhr sie mit einem finstern Blick auf ihre Tochter fort; „da ist ihm so eine kleine Zerstreuung erwünscht. Was Du uns aber da vom Vorstellen, vom Italienischreden, von Signora Marietta aufbinden willst, so kannst Du Dir dafür ein anderes Publikum suchen."

Herr Eduard zuckte lächelnd mit den Achseln, dann stieß er die Cigarrenasche am Tischrande ab und entgegnete: „Ich übertreibe nie, ich erzähle nur Facta; ja ich würde das Aergste verschwiegen haben, aber Mama fordert mich heraus. Was sagst Du denn dazu, wenn ich durch Augenzeugen beweisen kann, daß der alte Weller nicht nur wie ein Rasender applaudirt, sondern daß er sogar einen schönen Blumenstrauß gekauft und ihn der Signora Marietta in den Schooß geworfen?"

„Oh!" machte die Stadträthin und schaute bedenklich ihren Mann an.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0211-1

Dieser, der sich für einen Augenblick seiner thörichten Jugendzeit oder dem, was er in dieser Alles gethan haben wollte, erinnerte — er pflegte in vertrauten Kreisen heute noch über intime Bekanntschaften mit den verschiedenartigsten Künstlerinnen zu renommiren — der Stadtrath, wollten wir sagen, lächelte pfiffig in sich hinein, doch nur eine halbe Sekunde lang; denn sowie er das sehr ernste Auge seiner Frau erblickte, verdüsterte sich sein Gesicht augenblicklich und er meinte, das sei allerdings ein wenig stark.

Friederike, die das eigentlich am meisten hätte berühren sollen, las mit einer bewundernswerthen Aufmerksamkeit in ihrem Buche; sie blickte nicht auf, noch um; ja, was ihre Mutter am meisten verwunderte, sie gab nicht das geringste Zeichen von Unzufriedenheit. Ein genauer Beschauer, der es vermocht hätte, ihr in die Augen zu blicken, würde dort sogar eine Spur des Gegentheils gelesen haben. Der Stadtrath erhob sich, stieß die Asche seiner Pfeife zusammen und begab sich kopfschüttelnd in's Nebenzimmer, um seinen Rock anzuziehen und Hut und Stock zu nehmen. Er hatte als Mitglied der Bau-Commission einen Augenschein vorzunehmen.

Herr Eduard stand ebenfalls auf, zog seine Uhr hervor und blickte gähnend auf das Zifferblatt. „Es ist wirklich zu arg, Mama," ließ er sich hierauf mit finster zusammengezogenen Augenbrauen vernehmen; „da wird man vor sechs Uhr geweckt, wenn man müde wie ein Hund ist, und gar zu gern noch schlafen möchte."

„Morgenstund hat Gold im Mund," erwiederte die Mutter, „und wenn man Deinen englischen Sprachmeister hört, so erfährt man, wie wohlthuend es für Deine Lectionen wäre, wenn Du Dich Morgens ein wenig mit dem Lernen abgeben wolltest. Es ist nur Schade um all' das viele Geld, was so hinausgeworfen wird. — Doch ich will mich jetzt darüber nicht auslassen," fuhr sie nach

einer Pause fort, während welcher sie mit ihrem Kaffeelöffel die Brodkrumen auf dem Tische heftig zerdrückt hatte. — „Was das Andere dagegen betrifft, so bitte ich mir aus, daß Du Deine Hand künftig nicht mehr zu solchen Geschichten bietest, wie die sehr unpassende, die Du vorhin von Herrn Weller erzähltest. Du solltest nicht vergessen, daß Herr Weller so gut wie der Bräutigam Deiner Schwester ist."

„Er sagt aber, so weit sei er noch lange nicht." — Die Stadträthin blickte ihre Tochter abermals scharf an, und als diese ruhig weiter las, bewegte sie sich unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her. — „Was vermag ich auch über Weller," fuhr Herr Eduard fort, „der ist sein eigener Herr und wird seine zwölf Abonnementskarten auch nicht vergebens gekauft haben wollen. Was die Signora Marietta anbelangt —"

„Davon will ich nichts wissen!" fiel die Stadträthin ihrem Sohn entrüstet in die Rede; „es sollte mir noch fehlen, daß in meinem Hause über dergleichen — Damen gesprochen wird."

Nachdem Herr Eduard mit großer Ruhe an sein Kinn gegriffen hatte, wo er die ersten Anfänge eines Bartes vermuthete, trat er an das Fenster, eine Melodie pfeifend, welche in dem munteren Tempo sehr viel Aehnlichkeit hatte mit denen, die man im Circus zu hören bekommt.

Madame Scheidel hob die Kaffeesitzung auf, indem sie sich ziemlich geräuschvoll erhob, auf alle Fälle erwartend, ihre Tochter werde es ebenso machen, — wo sie dann diesen günstigen Moment ergriffen hätte, ihr einige passende Worte zu lanciren. Friederike aber blieb ruhig sitzen und blickte nicht einmal in die Höhe, als nun Eduard ihr die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Du mußt auch einmal mit zu den Kunstreitern gehen;

ich möchte das Gesicht von Weller sehen, wenn er Dich auf einmal erblickte, nachdem er der schönen Italienerin so recht mit vielem Geräusch applaudirt."

Darauf verließ er pfeifend das Zimmer.

Die Stadträthin ging ein paarmal heftig auf und ab, dann trat sie an den Tisch, an dem ihre Tochter saß, stemmte ihre rechte Hand sehr dicht neben das Buch, in welchem die Letztere las, und sagte mit entschlossenem Tone:

„Wenn man zu meiner Zeit einen Bräutigam oder Verlobten gehabt hätte, von dem die Stadt erzählt, daß er sich bei Kunstreiterinnen herumtreibt, daß er Blumen wirft — und wie ein Narr — wie ein alter Narr," setzte sie mit großer Entrüstung hinzu — „applaudirt, so würde das Unsereins nicht wenig alterirt haben. Wir waren aber auch dazumalen vernünftige Personen und keine Gänse; wir wußten es zu schätzen, wenn ein Mann bei der Stadt uns zu seiner ehrbaren Hausfrau machen wollte. Wir hörten auf unsere Eltern; wir hätten uns nicht unterstehen dürfen, dazumal bei früher Morgenstunde allerlei flumbrige Bücher zu lesen. — Hast Du mich verstanden?"

„O ja, Mama, sehr genau," sagte Friederike mit dem Tone stiller Resignation.

„Wir," fuhr Madame Scheidel fort, augenscheinlich gereizt durch diesen Ton stiller Resignation, „lernten dafür etwas Tüchtiges; wir gaben auf die Ermahnungen unserer Mütter und betrugen uns darnach; wir standen nicht stundenlang am Fenster und gafften hinaus und ließen uns angaffen; wir — dazumal — wußten ganz genau, wozu der liebe Gott an einem Tage, wo er gerade nicht viel zu thun hatte, zweierlei Tuch erschaffen; wir aber" — sprach sie mit steigender Heftigkeit weiter — „kannten keine Reunionen und Landpartieen; wir fegten nicht alle Ballsäle rein und waren nicht überall zu finden, wo eine Fidel

gestrichen wurde. Wir aber," schloß sie, indem sie sich tief aufathmend in die Brust warf, „wir waren gesuchte Waare — wir heiratheten — so lange es Zeit war, wir — wir verscheuchten anständige Männer nicht von uns durch übertriebene Narrheiten, und wir wurden deßhalb keine alten Jungfern."

Friederike hatte alles das mit großer Ruhe, ja fast mit Freundlichkeit angehört bis zu den letzten schrecklichen Worten. Diese aber raubten ihr für Augenblicke den Gleichmuth und ließen sie emporschnellen, als sei neben ihr der Blitz eingeschlagen. Doch faßte sie sich bald wieder; sie blickte an den Himmel, zuckte darauf mit einer rührenden Gelassenheit die Achseln und gab zur Antwort:

„Unsere Gemüther sind eben verschieden, Mama; Du hast keinen Begriff von Poesie."

„Gott sei Dank, daß ich den nicht habe!" fuhr die Frau leidenschaftlich fort. „Was Poesie! Ich hätte meiner Mutter mit Poesie kommen sollen. Die gute Frau hätte gar nicht einmal gewußt, was das bedeutet. — — Aber kurz und gut," sprach sie nach einem längeren Stillschweigen, während sie stark und mühsam geathmet hatte, „ich gebe Dir noch vier Wochen Zeit" — damit patschte sie mit ihrer breiten Hand auf den Tisch — „noch vier runde Wochen, Dich mit Herrn Weller zu arrangiren. Läßt Du bis dahin von Deinen Narrheiten nicht — gut, so weiß ich schon, was ich thue. — Und ich thue etwas, was Dir nicht gefällt, darauf kann sich die Mamsell Tochter mit sammt ihrer Poesie verlassen."

Nach diesen Worten zog sie heftig an den Bändern ihrer Haube und rauschte zur Thür hinaus, wobei sie unter derselben fast ihre Magd überrannt hätte, die zufälliger Weise dort stand, gewiß nur in der Absicht, das Kaffeegeschirr zu holen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0215-4

Friederike hatte sich wieder ruhig auf ihren Stuhl niedergelassen; sie stützte den Kopf in die Hand, sie blickte durch das Fenster hinauf an die blaue Himmelsdecke, und da neben einem etwas kummervollen Zuge um ihre Lippen ein unverkennbarer Strahl von Zufriedenheit in ihren Augen glänzte und vor ihr das Buch aufgeschlagen lag, so hätte man nur noch die Kaffeetasse für einen Todtenkopf ansehen dürfen, um das Bild einer büßenden Magdalene zu haben, in einer Haltung, wie man diese häufig abgebildet sieht.

„Wenn das wahr wäre," flüsterte sie nach einer Pause zu sich selber, „daß er in den Circus gegangen ist, daß er nach einer schönen Italienerin geblickt, daß er ihr Blumen zugeworfen, so wäre doch in dem Manne vielleicht noch ein Funken von Poesie, der sich bei richtiger Behandlung entwickeln ließe."

Darauf versank sie in stille Träumereien. „Wenn er täglich dorthin ginge," dachte sie, „wenn er mit der Signora Marietta italienisch spräche, wenn er ein kleines Verhältniß mit ihr anfinge, wenn ihn die Italienerin erhörte, wenn sie aber unter den Kunstreitern selbst einen heimlichen Liebhaber hätte, wenn dieser Liebhaber eifersüchtig würde, wenn es eine Scene gäbe, einen kleinen Scandal, wenn man in der Stadt davon spräche, von Herrn Weller und der italienischen Kunstreiterin, wenn die Leute fragen würden: welcher Weller ist das? und wenn man darauf antwortete: jener Weller, der Friederike Federbach heirathen will — das wäre doch etwas!" schloß sie tief aufseufzend, „eine leichte poetische Aufregung, ein kleiner erregender Anfang zu einem wahrscheinlich sehr langweiligen und prosaischen Leben."

So flog es durch ihre Phantasieen wohl um die siebente Morgenstunde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0216-9

Die achte Stunde.

Die Zimmer, welche Victor Barring bewohnte, lagen im ersten Stock einer der Hauptstraßen der Stadt. Doch hatte er die hintere Seite des Hauses gewählt, wo er fern vom Geräusch der Straße die Stille einer Einsamkeit dadurch hatte, daß die Fenster dieser Wohnung in einen großen Garten gingen, der wenig oder gar nicht besucht wurde. Gerade daß diesem Garten nach keiner Richtung hin von dem Eigenthümer besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, war es, was den jungen Musiker so sehr ansprach. Das Ganze da

unten, parkähnlich angelegt, bildete eine dichte Wildniß aus Gebüschen und Bäumen, zwischen deren Zweigen man kaum im Stande war, mit den Augen die Spuren eines Weges zu verfolgen. Waren doch diese selbst nach und nach fast ganz verschwunden, und das Gras der anstoßenden Rasenplätze, sowie rankende Pflanzen und wuchernde Moose hatten sich brüderlich in dies neue Eigenthum getheilt und es mit der Zeit ganz überzogen. Nur eine lichte Stelle konnte man oben deutlich unterscheiden, und das war ein größerer freier Platz, den einstens Steinfiguren umstanden hatten, die aber jetzt größtentheils herabgestürzt waren, hier, auf dem Gesichte liegend, zu schlummern schienen, dort aber mit den starren, weit geöffneten Augen empor blickten, vielleicht über ehemals und jetzt nachdachten und in ihrer Lage alsdann gewiß nicht zu Gunsten der gegenwärtigen Zeit.

In der Mitte des Platzes befand sich ein schöner Springbrunnen, der einen dicken Strahl hoch über die Zweige der umherliegenden Gebüsche warf; und da sich dieses Wasserwerk fast allein noch der Sorge des Besitzers zu erfreuen schien, so sandte es fort und fort unvermindert seinen plätschernden Strahl in die Höhe und diente durch seine Abflüsse dazu, die Ueppigkeit der Wildniß rings umher zu erhöhen.

Was in diesem weiten und öden Garten außer Pflanzen und wilden Blumen von der freundlichen Natur noch besonders gehegt und gepflegt wurde, das waren unzählige Schaaren Singvögel, die hier ein ungestörtes Asyl fanden, die herrlichsten und ruhigsten Plätze zum Bauen ihrer Nester, murmelndes Wasser und Nahrung genug.

Dieser Garten stieß an ein altes, palastähnliches Gebäude, von dem nur einige Zimmer im ersten Stock bewohnt waren, von wem? das wußte die Nachbarschaft nicht,

bekümmerte sich auch nicht darum. Am Thore stehend oder auf der Straße sah man nur zuweilen einen alten mürrischen Bedienten, der knurrig war wie ein böser Hund, denn alle Antworten, die er gab, stieß er heraus mit einem Herumfahren des Kopfes, welches sein Verlangen kundzugeben schien, einen unberufenen Frager lieber zu beißen als ihm Rede zu stehen. Zuweilen, erzählten die Nachbarn, fahre ein dichtverschlossener Wagen in den Hof und alsdann sei Andreas, der alte Bediente, rein wie vom bösen Geiste besessen und springe schon aus der kleinen Oeffnung in dem schweren eisenbeschlagenen Hofthore mit grimmigen Geberden hervor, wenn Jemand Miene machen wolle, sich nur auf zwanzig Schritte dem Gebäude zu nähern. — Dieser Wagen bleibe dann höchstens vier Tage im Hause oder vielmehr im Hofe desselben und fahre ebenso verschlossen und verhängt wieder von dannen.

Victor, der sich früher einmal nach dem räthselhaften Bewohner erkundigt, hatte diese Einzelnheiten erfahren, ohne großes Gewicht auf die Erzählung von dem verschlossenen Wagen zu legen. Einmal aber, als ein Bekannter von ihm ging, der in der andern Straße wohnte und ihm davon gesagt, schaute er gleich nachher zufälliger Weise aus dem offenen Fenster in den verwilderten Park hinab, und da er seine Blicke durch das dichte Grün über den freien Platz mit der plätschernden Fontaine hinstreichen ließ, war es ihm gerade, als bemerke er jenseits derselben das Kleid einer Dame, wenn gleich ziemlich undeutlich, da dieses Kleid von dunkler Farbe war und die Trägerin rasch über einen der kleinen Wege traversirte, die auf den freien Platz mündeten. Bald nachher glaubte er, obgleich ziemlich entfernt, das fröhliche Lachen eines Kindes zu vernehmen. Doch achtete er ebensowenig darauf wie früher auf die Erscheinung des alten Bedienten, der zu-

weilen in den verwilderten Gängen umherstrich, eine Doppelflinte im Arm trug, mit finsterem Blick nach allen Seiten lauschte und von ein Paar großen Fanghunden begleitet war, die auch häufig allein, hie und da wie auf etwas lauernd, zu sehen waren.

Wenn des Winters unerbittliche Hand auch hier die Tausende und Tausende von frischen grünen Blättern grimmig überfuhr, sie roth und gelb werden, dann verdorren ließ und sie endlich auf den Boden niederschüttelte, so öffnete sich wohl in dem bis jetzt undurchdringlichen Parke eine freiere Aussicht, aber nur bis in die Nähe des Hauses, nicht bis zu diesem selbst; denn dort erblickte man große, immergrüne Tujawände und dichte Tannenpflanzungen, durch welche hindurch an einigen Stellen ein kunstreich verschnörkeltes Eisengitter, welches den Garten von dem Wohnhause schied, sichtbar wurde. Was man von dem Gebäude selbst über die Gipfel der Tannen hervorragen sah, war nur eine feste Mauer und verschlossene Fensterläden; beim Herannahen der strengen Jahreszeit schien dort drüben Alles in einen tiefen Winterschlaf zu fallen, und die Nachbarn auf der Straßenseite wußten Monate lang nicht einmal, ob der alte Andreas noch in dem Hause existire oder nicht; selbst die Hunde ließen sich alsdann weder sehen noch hören.

Daß Haus und Garten seit undenklichen Zeiten der Familie Molitor gehöre, wußte Jedermann, auch vermuthete man, daß es noch im Besitze des gegenwärtigen Hauptes der Familie, des Barons Maximilian von Molitor, war; denn man hatte nie etwas vom Verkaufe desselben gehört, ebensowenig aber war der muthmaßliche Besitzer seit langen, langen Jahren hier gesehen worden; man wußte, daß er meistens ein großes Gut, in einem andern Theile des Landes gelegen, bewohne, und daß er zuweilen nach einer

Besitzung in Frankreich gehe, welche der Familie durch Erbschaft zugefallen war. In die Residenz kam er nie, und selbst wenn wichtige Geschäfte oder eine Zusammenkunft mit andern Mitgliedern der großen Familie dies dringend nothwendig machten, so ließ er sich durch Krankheit entschuldigen und durch einen Bevollmächtigten vertreten.

Während des Vormittags lag die warme Sonne auf dem Parke vor den Fenstern Victors und auf diesen selbst, weßhalb er vor denselben Marquisen hatte anbringen lassen. Hier war sein Lieblingsplatz, wo er zu arbeiten pflegte; er hatte den Flügel so gestellt, daß, während seine Finger über die Tasten glitten, die Blicke über das dichte Grün der Bäume dahinschweifen konnten; er liebte es, sein Auge in die sanft wogenden Blättermassen zu versenken, während ihn die Klänge, die er hervorzauberte, umtönten, und wenn er alsdann eine Pause machte, so schien es, als nehme die prachtvolle Natur da unten die Melodie auf und führe sie fort im leisen Säuseln der Blätter, im melodischen Geplätscher des Springbrunnens.

Oft konnte er dergleichen Pausen lange, lange andauern lassen; er konnte den Kopf in die Hand stützen und in tiefe Träumereien versinken. Dann dachte er an ein kleines Eigenthum, das er wohl einstens besitzen möchte, einen schattigen reizenden Garten vor dem Fenster seines Arbeitszimmers und weit geöffnete Thüren, die auf eine breite Treppe führten, auf denen es hinab ging in den kleinen Park — sein Eigenthum.

Wenn er sich zurückbog, sah er Stellen der Kieswege glänzen, bestreut mit duftenden Blüten und hin und her zitternden Sonnenstrahlen. — Horch! auch Geräusch vernahm er, ein Geräusch, das ihn leicht lächeln machte, das ihn seltsam erschauern ließ; nicht das Plätschern des Springbrunnens, nicht das Lispeln der Zweige, nein es

war das leichte Knirschen eines niedlichen Fußes auf dem Sande. Dann kam es näher, er hörte ein Gewand rauschen — Camilla. — Wohl dachte er einen Augenblick an sie; doch verblaßte das Bild der schönen Frau augenblicklich; es schien zu zerfließen im brennenden Sonnenlichte; in dem frischen, kühlen Schatten, auf der grünen Blätterwand, welche er durch die offene Thür erblickte, war es ihm alsdann, als sähe er ein anderes Bild — Alice, bestrahlt von einzelnen Lichtpunkten, welche sich durch das dichte Laub geschlichen, um ihre Wangen, um ihr glänzendes Auge zu küssen, — Alice, frisch und duftig wie die Orangenblüte, die über ihrem Haupte herabnickte, die ihre Hand berührte.

Unmuthig fuhr er aus diesen Träumen auf und seine Hände stürmten über die Tasten dahin, daß es in den Saiten rauschte wie wilde, höhnende Luft, wie ein teuflisches Lachen, wie ingrimmiger Spott. Vor seinem innern Auge gestalteten sich alsdann die engen Räume, in denen sie lebte, die seltsame Umgebung, in der sie sich gern zu bewegen schien, und wenn er auch dagegen fühlte, wie sein Herz gewaltsam zu ihr hingezogen wurde, so wehte es ihn doch auch erkältend an aus den prosaischen Ueberbleibseln vergangener Zeiten, unter denen sie sich ausnahm wie eine kostbare Blume in einem altmodisch verschnörkelten Porcellangefäße.

Ein andermal machte er sich dergleichen Gedanken zum Vorwurf. „Was schadet's dir denn?" konnte er sich selbst sagen, „daß sie sich so geduldig in die seltsamen Launen ihres Vaters fügt! Es ist im Gegentheil ein Beweis ihrer Nachgiebigkeit, ein gutes Zeichen für spätere Zeiten. — Aber nein," klang es dann in ihm, „sie hat sich so in die Prosa hineingelebt, daß ihr eine andere Umgebung nicht mehr gefallen würde. Schwellende Teppiche, weiche Fauteuils, den

Glanz zahlreicher Wachskerzen würde sie für Verschwendung erklären, für Dinge, die zum Glücke des Lebens durchaus nicht nöthig sind. — Und eigentlich hat sie Recht," träumte er weiter und zog die Augenbrauen finster zusammen. — — „Aber ich bin nun leider für die Einfachheit verdorben; mich reizt nun einmal eine üppige Verbrämung des täglichen Lebens; es stachelt meine Phantasie, es gibt meinem Geiste Nahrung, es erfindet die neuen Melodieen, von denen die Leute sagen, daß sie ihnen angenehm seien. Wer das in mich gelegt hat, mag es verantworten. — Warum fühlt sich mein Auge befriedigt, wenn es, statt über die kahlen Wände eines Zimmers mit dürftigen Gardinen und einfachen Möbeln über eine Sammettapete dahin gleitet, auf dem Glanze goldener Rahmen, die vortreffliche Gemälde umgeben, verweilt, sich in die weichen, faltigen Seidenstoffe eines schweren Vorhangs verliert, und mit einem behaglichen Gefühl auf den schwellenden Formen der verschiedenartigsten phantastischen Fauteuils ruht? Ist es meine Schuld, daß mich das Rauschen eines seidenen Kleides aufmerksam macht, das Krachen eines Atlaßgewandes entzückt? — Bah!" rief er aus, indem er aufsprang, nachdem er eine Zeitlang tief nachsinnend die Augen mit der Hand bedeckt, „das Leben ist kurz, und besser die vielfarbigen Wellen desselben mit ein Paar tüchtigen, durstlöschenden Zügen zu trinken, als sie langsam, Tropfen für Tropfen, in einem ewigen Schmachten aufzehren, — sich verzehrend."

Es war noch sehr früh am Tage. Victor hatte erst vor Kurzem sein Frühstück genommen und sein Bedienter war eben daran, das reiche, silberne Kaffeegeschirr zusammenzuräumen und wegzutragen, als er seinen Herrn fragte:

„Haben Sie auch die Karte gefunden, die ich neben Ihre Tasse gelegt? Herr Professor Stifter war schon vor

anderthalb Stunden da, Sie schliefen noch, ich mochte Sie nicht wecken. Er will später kommen."

Victor nahm die Karte, betrachtete sie von allen Seiten, und da er nichts darauf geschrieben fand, gab er sie kopfnickend dem Diener zurück, der sie in eine kleine Alabasterschaale warf, welche zu diesem Zweck auf einem Nebentische stand. Hierauf nahm der Musiker eine Cigarre, zündete sie an und setzte sich in einen kleinen sehr niederen Lehnstuhl, der neben einem Flügel und einem orientalischen Tische mit sehr kurzem Fuße und breiter, runder Platte sich befand, auf welchem Notenhefte und Schreibmaterialien lagen. Er nahm eines der ersteren in die Hand, blickte aufmerksam hinein, las die hier verzeichneten Noten und wandte sich dazwischen an die Claviatur des Flügels, um einen Accord zu greifen oder eine Passage zu spielen.

Ruhig nieder
Sinkt die Nacht;
Meine Lieder
Auf, erwacht!

declamirte er leise vor sich hin; dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte halb mißmuthig: „So geht das nun fort, durch sechzehn Strophen, freilich mit wechselndem Rythmus, aber der Henker mag das für diese Situation componiren. Ich schäme mich wahrhaftig, den armen Dichter nochmals zu plagen; und doch kann ich nicht anders! Die Sache ist so einfach; es treibt ihn Nachts vor ihr Fenster, dort oben befindet sie sich nicht mehr, sie ist entflohen; wahrscheinlich mit dem verhaßten Nebenbuhler. Zum Henker auch! da kann er doch unmöglich anfangen zu singen:

Ruhig nieder
Sinkt die Nacht;

Da hole der Teufel die elegische Stimmung, womit er ihr und dem Publikum zu sagen gedenkt, wie sehr er sie ge-

liebt, wie furchtbar ihn die vermeintliche Untreue schmerzt! — Dieser gute Dichter glaubt, sie würden ungeheuer rührend an das Herz der Zuhörer dringen, die melancholischen Klagen verschmähter Liebe."

Er erhob sich rasch von seinem Sitze, trat an den Flügel und spielte eine weiche, schmelzende Melodie. — „Das wäre ein Thema," fuhr er fort, „Nacht, Mondschein, das Plätschern eines Springbrunnens, die verhallenden Klänge einer abziehenden Serenade, ihr so eben von dem glücklichen Geliebten gebracht — es paßt mir in alle Ewigkeit nicht." Abermals griff er in die Tasten und eine wilde, gewaltig klingende Weise tönte aus den Saiten hervor. — „Noch einmal — reißt es mich hieher," declamirte dann Victor in den Rythmus hinein. „Zum letzten Mal — den Ort zu sehen, — wo sie weilte. Ha! diese Töne! — Er meint die abziehende Serenade — — — — Ja, ja, so geht's und ich kann ihm nicht helfen, er muß mir das nochmals abändern. — Ein undankbares Geschäft," setzte er hinzu, indem er sich in seinen Fauteuil warf, „für einen Componisten einen Opernstoff zu erfinden; über alle Beschreibung undankbar aber, ihm denselben zurecht zu machen. Notiren wir geschwind den Gedanken von eben, der läßt sich anwenden und prächtig durchführen."

„Du dum — du — dum!" sang er noch einmal.

Es wurde stark an die Thüre geklopft.

„Du — dum — reißt es mich hierher. — Herein denn!"

Die Thüre wurde schnell geöffnet und Stifter trat in's Zimmer.

Victor, der ihm auf seinem Stuhle sitzend den Rücken zukehrte, winkte ihm mit der Hand und rief: „gleich! gleich! verzeihe mir einen Augenblick," darauf nahm er das Notenblatt in die Höhe und schrieb hastig darauf.

Der Maler, welcher durch diesen Empfang durchaus nicht überrascht schien, warf seinen Hut auf einen Divan an der Thüre, strich sich mit der Hand das lange Haar aus der Stirne und trat, ohne ein Wort zu sagen, an's Fenster, wo er den Arm hoch gegen die Einrahmung stützte und seinen Kopf darauf lehnte. Vor seinen Augen wogte das wunderbare, prachtvolle, saftige Grün der Gebüsche und Bäume, die unter einem leichten Wind ordentlich zu athmen schienen, die wie in freudiger Bewegung waren unter dem herrlichen Glanze des schönen Tages. An sein Ohr schlugen dagegen wilde Töne, eine schmerzliche Klage ausdrückend; — es flimmerte ihm vor den Augen, er klemmte seine Unterlippe so heftig zwischen die Zähne, daß sie blutete.

„So kann's gehen!" rief erfreut der Musiker, „ganz famos! Willst Du einen Augenblick hören?"

„Ja, ja," gab der Andere zerstreut zur Antwort.

„Denke Dir die Situation."

Stifter nickte mit dem Kopfe.

„Sie, die er liebte, ist so eben entflohen."

„Wer hat Dir das gesagt?" rief Stifter, wie aus einem Traume emporfahrend. „Woher weißt Du das?"

„Das ist doch sehr einfach: werde ich es doch wissen, da es das ganze Publikum bereits weiß. — Der Chor hat es ja gesungen im Finale des zweiten Akts."

„Ja so," versetzte der Maler, indem er sich über die Augen fuhr, „Du sprachst von Deiner Oper?"

Der junge Musiker blickte bei diesen Worten in die Höhe und erschrak, als er seinem Freunde in das bleiche Gesicht schaute. Die Haare hingen diesem wild um die Stirn, seine Blicke waren matt, erloschen, und auf den Lippen zeigten sich Spuren von Blut; am seltsamsten aber nahm sich alles das zu seinem Anzuge aus; er war wie gestern Abend im schwarzen Frack, doch war dies Kleidungsstück

heute staubig, beschmutzt, und die weiße Cravatte hing ihm aufgelöst, locker um den Hals.

„So, so," wiederholte der Maler, langsam mit dem Kopfe nickend, „Du sprachst also von Deiner Oper? Ich glaubte, Du wüßtest es schon."

„Was ist Dir geschehen, Stifter?" rief Victor, indem er näher trat. „Was sollte ich schon wissen?"

„O es paßt zur Situation, von der Du mir gerade erzählst," sagte der Maler mit einem seltsamen Lächeln. Und dann setzte er mit einer eisigen Kälte hinzu: „Meine Frau nämlich —"

„Um Gotteswillen! Was ist mit Deiner Frau?"

„Sie ist heute Morgen entflohen."

„A — a — ah!"

„Entflohen — und nicht allein." — Seine Stimme fing an zu zittern.

„Sprich nicht so abgebrochen, Ferdinand! Da hinter Dir ist ein Stuhl, setz' Dich, erzähle mir das im Zusammenhange. Ah! ah! das ist ja fürchterlich."

„Ja, sie ist fort," sagte Stifter, mit dem sichtbaren Bemühen sich zu fassen; doch bebten seine Lippen so, daß man seine Zähne zusammenschlagen hörte. „Fort — und nicht allein, nein! nein! — — Meine Kinder!" schrie er plötzlich laut auf, „meine Kinder hat sie mitgenommen! Ah! verflucht!" Er schlug in wildem Schmerz die Hände vor das Gesicht und warf sich dann auf den Sitz, den Victor eilig hinter ihn geschoben hatte.

Dieser blieb neben ihm stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach so gut als möglich tröstend in ihn hinein, wie er sich vielleicht geirrt, wie sie nur ausgegangen sei, und wenn sie wirklich mit den Kindern das Haus absichtlich verlassen habe, sie wohl nur einen Besuch in der Nähe mache und in ein Paar Stunden oder doch

im Laufe des Tages oder wenigstens morgen zurückkehren werde.

Stifter hörte das kopfschüttelnd an, ließ hierauf seine Hände langsam vom Gesicht herabgleiten, legte sie zusammengefaltet auf seine Kniee, und es war dem Musiker nicht unangenehm, als er nun bemerkte, wie aus den roth unterlaufenen Augen des Andern schwere Thränentropfen über seine blassen Wangen herab rollten. Dabei fing er an zu sprechen, indem er starr vor sich hin blickte, als sei dort Jemand, an den er seine Worte richte. — „Das hätte sie nicht thun sollen, so fort zu gehen, um nimmer, nimmer wieder zu kehren. — Und dann die Kinder mitzunehmen, — meine Kinder, meine armen Kinder! mir zu entfliehen — und ich hatte keine Ahnung, daß sie das thun würde!" Er schien sich auf etwas zu besinnen. — „O doch," fuhr er nach einer Pause fort, „ich mußte wohl eine Ahnung davon haben; hat sie es mir doch vorher gesagt, einmal, mehrmal, öfters. Aber ich habe ihr nicht geglaubt. — Wie konnte ich wissen, daß sie so fürchterlichen Ernst machen würde? Wie konnte sie so schlecht sein, mich zu verlassen! Und ich — und ich auch!" Er vergrub sein Gesicht abermals in beide Hände, dann rief er schmerzlich stöhnend aus: „O fort! fort mit diesen verfluchten Phantasieen! — Wenn nur der Gedanke nicht so entsetzlich wäre, daß ich mein Unglück selbst verschuldet, daß sie Recht hatte zu thun, was sie gethan!"

Er sprang in die Höhe, er schritt einige Mal im Zimmer heftig auf und ab, dann stellte er sich wieder an das Fenster, biß heftig an seinen Nägeln und sagte alsdann:

„Ich will Dir Alles erzählen. Es ist freilich nicht viel, und das Resultat weißt Du. — Ich kam also nach Hause — Du siehst mich fragend an — ah! Du hast Recht! Ich erzähle zu unverständlich für Dich. — Richtig! wir sahen

uns gestern Nacht. Ah!" machte er, wie schauernd, „dort im Garten. O Victor, wenn ich Dir gefolgt wäre! Wenn ich nicht gewartet hätte bis um die zweite Nachtstunde. — O diese Stunde!" Es blitzte etwas wie Zorn und Haß in seinem Auge auf, so daß ihn Victor fragend anschaute.

„Diese Stunde, Du weißt, mit welchen Seelenleiden — ja mich vor mir selbst schämend — ich sie erwartete, wie ich fliehen wollte und nicht konnte — in dieser Stunde sagte sie mir mit ziemlich ruhigen Worten, mit einem fast kalten Lächeln, sie sei in der That erfreut, mich noch hier zu sehen. Dann reichte sie mir leicht ihre Hand und ehe ich — überrascht, erstaunt, ihr noch ein Wort zu sagen vermochte, war sie im Dunkel des Gartens verschwunden.

„Ich trieb mich herum Stunden lang, ich hoffte immer noch auf ihre Rückkehr, aber sie kam nicht. Endlich ging ich nach Hause. Aber da war es zu spät, um den Hahn krähen zu hören, zu früh, um zu Bett zu gehen," sagte er mit gräßlicher Ironie. „Aber," setzte er düster hinzu, „mit matter Seele, mit entsetzlich matter Seele. Ich wollte nach meinem Atelier, um mich umzukleiden, ich hatte auch schon eine halbe Straße dorthin zurückgelegt, als es mich auf einmal nach Hause zog; so lebhaft wie nie, erschreckend lebhaft trat das Bild Theresens und meiner Kinder vor meine Seele. Und doch konnte ich meine Schritte nicht beschleunigen; es war mir zu Muthe, wie Jemand, der Kirchenbuße thun soll und der langsam dahinschreitet, zwischen den gaffenden Häusern hindurch unter dem erdrückenden Sonnenstrahl, Schritt vor Schritt und dabei immerfort seine Schuld bekennend. — — Und das that ich auch, ich glaube, ich habe es ziemlich laut gethan; denn ein paarmal war es mir, als ob mir Begegnende mich seltsam anschauten. Und wenn ich es auch nicht laut vor den Ohren der Menschen gethan, so erkannte ich doch

in meinem Innern tief und schmerzlich mein Unrecht. — — O Victor, bei Gott im Himmel!" rief er schmerzlich aus, „wenn sie mir ruhig entgegen getreten wäre, sie hätte all' dem Entsetzlichen, was ich ihr zugefügt, nicht Worte zu geben gebraucht; ich hätte es in einem einzigen stummen Blick gelesen; aber wenn sie da gewesen wäre, wenn sie mich nicht einmal angeschaut hätte, nur da gewesen mit meinen Kindern, ich wäre jetzt ein geretteter Mann. — Aber so, nun sie mich verlassen," fuhr er mit neu ausbrechender Heftigkeit fort, „nun sie davon gegangen, mich allein zurückgelassen hat, nun werde ich wohl nicht anders können, als dorthin zurückkehren, wo ich herkam, oder — — — —" Er schaute bei den letzten Worten, die er sehr leise sprach, in das offene Auge seines Freundes, der den Blick fest auf ihn gerichtet hatte, der darauf an das Fenster trat, seine Cigarre in einem weiten Bogen auf die Bäume schleuderte und dann sich umwendend sagte:

„Du wirst Dich erinnern, wie ich gestern mit Dir sprach. Ich sagte, wie ich dachte, und würde heute Morgen dasselbe wiederholen, wenn es nicht überflüssig und zu spät wäre. Ehe ich aber mit Dir überlegen kann, was hier zu thun ist, theile mir ruhig den ganzen Verlauf der Sache mit."

„Du weißt ihn bereits," erwiederte der Maler, „ohne ein Paar an sich unwichtige Nebenumstände, die ich Dir auch nicht vorenthalten werde. Ich trat also in's Haus, in das stille, kleine Haus. Wie bereitwillig hätte ich zehn Jahre meines Lebens dahin gegeben, wenn ich damit die Erinnerung eines Jahres gänzlich hätte auslöschen können. — O wie erfrischte mich der Schatten der Laube vor der Thür, wie wohl that mir die einfache Treppe; wie lieb erschienen mir die reinlichen Vorhänge, mit denen die Fenster des Schlafzimmers verhüllt waren und hinter denen sie und

meine Kinder ruhten. — So wagte ich zu hoffen, ich Thor! ich Narr! Ich kam hinauf; in dem kleinen Vorzimmer saß die alte Magd auf einem Stuhl und weinte. Als sie mich sah, rief sie aus: ‚O, es ist so, wie ich mir gedacht!‘ — — — — Da wußte ich Alles, Victor, Alles. Und darauf trat ich äußerlich ruhig in das Schlafzimmer und sah das Bett, wo sie gewiß nur wenig Stunden gelegen, und die Schlafstelle meiner Kinder, die Bettchen waren beide noch warm. — O diese Wärme that mir weh, entsetzlich weh! ich hätte laut aufschreien mögen. Dann fand ich im Wohnzimmer auf dem Tische dies Schreiben an mich.“

Er überreichte den Brief seinem Freunde, der ihn schweigend durchlas und indem er ihn achselzuckend zurückgab, die Frage that:

„Und was sagte die Magd? Konnte oder wollte sie Dir keine Auskunft geben?“

„O ja, sie sprach mir von einem Bahnhofe, wohin Therese mit den Kindern gefahren, aber nach welchem? das wußte sie nicht. Ich warf mich in eine Droschke, nachdem ich leider zu oft aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer und umgekehrt gegangen war — ich konnte mich von den warmen Bettchen nicht trennen,“ setzte er düster hinzu; — „dann fuhr ich nach dem Südbahnhofe. — Keine Spur von ihnen. Von dort machte ich den weiten Weg nach dem Nordbahnhofe und forschte lange vergeblich.“

„Nun und dann?“

„Wie können sich auch die Leute um die Tausende von fremden Menschen bekümmern, die dort ein- und ausgehen? — Sie kann es doch gewesen sein.“ — Das sprach er gedankenvoll vor sich hin. „Endlich fand ich einen Kellner, der mir von einer Dame in Trauer sagte, die mit zwei Kindern hinter der Thüre des Wartesaals gesessen.“

„Von einer Dame in Trauer?“ fragte der Musiker.

Der Andere nickte mit dem Kopfe, indem er die Zähne zusammenbiß. „Allerdings in Trauer," sprach er darauf; „soll ich doch für sie todt sein; und daß ich in der That gestorben, hat sie den Kindern gesagt. — O ich kenne das!"

„Darnach scheint sie freilich sehr entschlossen zu sein," meinte Victor. — „Reden wir offenherzig, Ferdinand," fuhr er nach einer Pause fort. „Wenn wir die Sache genau betrachten —"

„So können wir ihr durchaus nicht Unrecht geben," unterbrach der Maler seinen Freund. „Ja, ja, darin hast Du Recht, und das sehe ich auch ein. Gebe ich ihr denn Unrecht?" sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit zitternder Stimme. „Nur hätte sie in Erinnerung an die schönen Tage, die wir zusammen verlebt, offener, ehrlicher mit mir verfahren sollen. Sie hätte mir ihren festen Willen kund thun müssen, ihren unwiderruflichen Entschluß, mich mit den Kindern zu verlassen, wenn" — Er sprach den Satz nicht aus, weßhalb der Musiker, nachdem er einen Augenblick gewartet, ihm erwiederte:

„Und wenn sie Dir das gesagt hätte, Du würdest ihr nicht geglaubt haben. Es ist gerade so, als wenn uns irgend ein Unglücklicher um zehn Louisd'or bittet, die ihm das Leben retten werden; erhält er sie nicht, so muß er sich erschießen. — Du würdest sie ihm gegeben haben, wenn Du vorher gewußt, daß er in der That Ernst machte. — Nein, nein, Ferdinand, Du hast mir gesagt, daß sie es an ähnlichen Andeutungen nicht fehlen ließ."

„Ja, das ist wahr," versetzte der Maler, dumpf vor sich hinbrütend; „aber ich konnte nicht loskommen. Sie hielt mich mit Zaubergewalt fest, und sie hält mich noch."

„Denke an gestern Nacht."

Der Andere sah ihn mit einem fragenden Blicke an,

dann zuckte er zusammen, preßte die Lippen aufeinander und entgegnete hastig:

„Das war eine ihrer Launen, ihrer allerdings furchtbaren Launen. Aber ist es nicht entsetzlich, wenn ich Dir sagen muß, daß sie, die doch daran Schuld ist, daß mich Weib und Kind verlassen, mir trotzdem nicht zum Abscheu werden kann — nein, daß sie jetzt, wo ich Alles verloren, fast tröstlich vor mir steht wie ein heller, schöner Stern in dunkler Nacht?"

Victor machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — „Und wenn Dir auch dieser Stern verbleicht und entschwindet?" sagte er alsdann mit ernster Stimme.

„Wie meinst Du das?" fragte der Maler erschreckt. — „Doch soll ich mich über eine Sache ängstigen, die mir gewiß ist? Jener Stern, dem ich so viel geopfert, wird mir nicht verschwinden, er wird mich leiten in trostloser Finsterniß, er wird mich führen nach einer stillen Bucht, nach einem sichern Hafen und sich dort in eine helle Lebenssonne verwandeln."

Er sprach das hastig, wie um andere Gedanken zu unterdrücken, zu verscheuchen, die sich ihm gewaltsam aufdrängten.

Victor hatte ihn kopfschüttelnd betrachtet, dann sprach er: „Soll ich Dir noch einmal wiederholen: denke an gestern Nacht? — Doch Deine Nerven sind furchtbar aufgeregt; setz' Dich nieder, suche Dich zu beruhigen, denke um des Himmelswillen nicht an Dinge, wie die eben ausgesprochenen, die noch trostloser sind als das, was Du mir gerade erzählt."

Der Maler setzte sich nieder, und als er hierauf zu seinem Freunde aufschaute, that er das mit einem sehr traurigen Blicke. „Meinst Du wirklich," fragte er, „daß jene Aussicht so trostlos sei?"

„Gewiß, auch wenn sie richtig wäre.“

„Und warum sollte sie nicht richtig sein?“

„Wer kann einem Gefühl Worte geben, das mächtig in uns spricht und von dem wir überzeugt sind, daß es uns die Wahrheit sagt?“

„Und was sagt Dir Dein Gefühl?“ fragte der Maler fast lauernd.

„Es sagt mir,“ erwiederte Victor, indem er dem Andern voll in das Gesicht schaute, „daß Dein Stern in finsterer Nacht ein trügerischer Stern ist, ein Irrlicht, das plötzlich erlöschen wird, wenn es Dich so verlockt hat, daß für Dich keine Rückkehr mehr möglich ist. — Und das ist ja bereits geschehen,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu. „Du hast Dich unbedachtsam der Flamme genähert und bist, statt sie zu umkreisen, hineingeflattert. Freilich hast Du Dir jetzt kaum die Flügel versengt, aber bist Du klüger geworden? Nein, nehme mir nicht übel, Ferdinand, statt Phantasieen nachzuhängen, wie Du sie eben ausgesprochen, würde ich mit aller Kraft darnach streben, mein Verlorenes wieder zu erlangen.“ — —

„Ja, Du hast Recht, Du hast Recht, o Gott! ich fühle wie Du Recht hast; aber während ich dorthin lange, verliere ich hier Alles. — Sieh' mich an, Victor, Du hättest alle Ursache, mich für den elendesten, den miserabelsten aller Menschen zu erklären, mir schonungslos in's Gesicht zu schlagen, wenn ich im Stande wäre, mich hier so leicht loszureißen, als Du es wohl für möglich hältst. O dieses Weib, dieses schöne, wilde, süße Weib hat mich an sich gezogen mit Zaubermacht! Nenne es wie Du willst, nenne es Unrecht, Sünde, Ehrlosigkeit, Feigheit, selbst bei dem Furchtbaren, was mich betroffen, kann ich nicht von ihr lassen, kann ich die Kette nicht brechen, die mich an sie fesselt.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0234-9

„So muß sie selbst diesen Bann lösen," sagte der Musiker ruhig, wobei er auf das leicht bewegte Blättermeer vor den Fenstern schaute, „und — mir sagt es ein richtiges Gefühl, sie wird das wollen."

„Und wie sollte sie das wollen? — Sie hängt an mir, wie ich an ihr hänge!"

„Zum dritten Male wiederhole ich Dir: denke an gestern Nacht!" — Bei diesen Worten schlug Victor einen leichten Accord auf dem Flügel an. „Du bildest Dir ein," fuhr er alsdann fort, indem er seine Worte mit eigenthümlichen Klängen begleitete, „sie — sie liebe Dich, wie uns ein weibliches Wesen lieben soll. — Ja, laß mich es aussprechen, wie Dich Therese geliebt, — wie Therese Dich noch liebt." — Die Melodie, die er spielte, klang unendlich weich und verfehlte ihre Wirkung auf den Andern nicht, denn er ließ den Kopf langsam herabsinken und verbarg seine glühende Stirne in beide Hände. — „Aber dieses Weib," fuhr Victor fort, „fühlt nicht so, die liebt anders, wohl leidenschaftlich und gewaltsam wie dies rauschende Allegro, aber ebenso unbeständig, bald und schnell erlöschend."

„Nein, nein," seufzte der Maler, „nur mit ihrem Leben."

„Sie hat viele Leben, sie hat ein süßes Leben für Dich, sie wird ein süßes Leben haben für den, der Dir folgt." —

„Victor!"

„Für den, der Dir heute, morgen, übermorgen folgt, was weiß ich?" — — — — Der Musiker endete sein Spiel in mehreren fast disharmonisch klingenden Accorden und wandte sich um, als er hörte, wie sein Freund sich rasch und heftig erhob. „Du unterbrichst mich da in einer höchst gelungenen Phantasie, in einer Phantasie, die für Dich eine richtige Prophezeiung war."

„Eine falsche, eine entsetzlich falsche."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0235-4

„Jene Frau," sagte Victor mit sehr entschiedenem Tone, „liebt Dich nicht, wie Du Dir einbildest. Es hat ihr geschmeichelt, einen Künstler von so gutem Namen, einen Mann, dem man bis dahin nichts nachsagen konnte — Dich mit Deiner nicht unangenehmen Persönlichkeit, zu ihren Füßen zu sehen. Es hat ihr geschmeichelt, es hat ihr wohl gethan, Deine Leidenschaft wachsen zu sehen. Sie nahm Deine stürmischen Huldigungen hingebend auf, sie schien Deine Gefühle zu erwiedern, weil diese enthusiastischen phantasiereichen Gefühle eines jungen, feurigen Künstlers ihr pikant, jedenfalls neu waren; sie hatte sich, wie ich weiß, in letzter Zeit an kältere, wenn gleich aristokratischere Hingebungen gewöhnt. — Du warst ihr ein neues Feld, und wie sie Deine Liebe cultivirt, sehe ich mit Erschrecken an dem entsetzlichen Wahn, von dem Du befangen bist."

Der Maler war auf seinem Spaziergange durch das Zimmer bei dieser Rede seines Freundes plötzlich stehen geblieben, er stemmte die Hand auf einen Tisch, neben dem er gerade stand und seine Lippen zuckten. „Ich verstehe Dich wohl, Victor," sprach er, „und was Du da sagst, habe ich mir schon hin und wieder selbst vorgehalten, aber ich irrte mich wie Du; es ist eine wahre, eine hingebende Liebe, die sie für mich empfindet. — Wenn es ja wirklich so wäre, wie Du vorhin behauptet, wenn ich ein Spiel ihrer Launen gewesen, wenn ich, nur um ihrer Leidenschaft zu dienen, Alles, Alles verloren hätte, wenn sie nicht bereit wäre, mir ebenfalls ihre Existenz, ihr Alles zu opfern, — oh!" setzte er mit schrecklichem Lachen hinzu, „dann hätte ich keinen Augenblick zu verlieren, um mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Oder," fiel ihm Victor kalt und ruhig in die Rede, „dem Schicksal zu danken, das Dir endlich die Augen geöffnet."

„Wenn Alles zu spät, Alles verloren wäre!“

„O ja, so würde es sein, wenn Du Dir feiger Weise eine Kugel durch den Kopf jagen wolltest. — Glaubst Du,“ fragte Victor nach einer Pause, „daß ich Dein Freund bin, Dein wahrer, aufrichtiger Freund?“

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Bist Du überzeugt, daß ich Dir mit jeder Aufopferung helfen werde?“

„Gewiß, Victor, ich habe Dich so erkannt.“

„Nun denn, so folge meinem Rath und sei versichert, daß er heilsam für Dich ist, daß er Dich retten wird. — Geh' zu ihr hin, so bald Du kannst, sage ihr, was Dir widerfahren, daß Du jetzt frei seiest, ihr ganz angehören werdest. Sei leidenschaftlich, wie Du es leider eben bei mir warst, sprich mit Ueberzeugung, und wenn Du ihr Dein ganzes Innere dargelegt, so verlange von ihr — kein Opfer, was sie Dir bringen soll, nur die Versicherung ihrer dauernden, unwandelbaren Liebe. Vergiß aber nicht, ihr zu sagen, daß Du ihr jetzt ganz zu eigen seiest. — Dann gib weniger auf ihre Worte als auf ihre Mienen Acht. Es wird Dir nicht schwer sein, mit eifersüchtigem Argwohn — denn der wird sich bei Dir gleich entzünden — zu fühlen, ob der Druck ihrer Hand so aufrichtig und warm ist wie gestern, ob sich ihre Lippen Dir so hingebend nähern werden wie sonst.“

„Und dann?“

„Nun, und dann magst Du erfahren, was Du willst — Du gibst mir Dein Wort, mich sogleich aufzusuchen und ehrlich mit mir zu reden, Du wirst dazu geneigt sein, denn Du hast dann eingesehen, wie vortrefflich mein Rath war. Willst Du?“

Der Maler hatte seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen, und wenn er an das Fenster kam, wäh-

rend sein Freund sprach, blieb er dort einen Augenblick tief aufseufzend stehen.

„Rede noch länger so zu mir," sagte er nach einer Pause; „Deine Worte treffen mein Herz, und wenn auch schmerzlich, wie mit Keulenschlägen, so rüttelt doch jeder dieser Schläge an einem starken Bande, das mich fest eingeschnürt hielt. Was Du mir sagst, erhellt mein Gehirn, und wenn die Glut, die mein Blut durchtobt, mir auch jetzt noch wie eine Alles verzehrende Feuersbrunst erscheint, so ist es mir doch, als seien es keine Flammen, was mich erschreckt, sondern als sähe ich, wandelnd in finsterer Nacht, das Anbrechen einer neuen Morgenröthe, — als sei langsam über mich dahin gezogen ein versengendes Meteor, unter dem ich mich wohl gefühlt, so lange es meine Sinne gebannt, dessen fürchterlichen Druck ich aber jetzt erst recht empfinde, da es anfängt von mir zu lassen, und da ich, seinem glühenden Hauche folgend, lindernde kühle Lüfte zu verspüren glaube. Deßhalb sprich zu mir."

Er warf sich in einen Fauteuil und stützte den Kopf in seine Hand.

„Wenn ich vorhin sagte," fuhr der Musiker fort, „Du habest die Flamme nicht nur umspielt, sondern Dich auch hineingewagt, so hatte ich darin vollkommen Recht, ohne Dir auf Deinem Standpunkte übrigens Vorwürfe darüber machen zu wollen. Was Dich in die gefährliche Welt trieb, wo Du Deine Ruhe gelassen, war die leicht begreifliche Neugierde, ein Leben kennen zu lernen, das dem Künstler nicht unbekannt bleiben soll. Es gibt aber zweierlei Wege, um dies ungestraft doch vielleicht mit einigem Erfolg thun zu dürfen: entweder Du wirfst Dich, ein rüstiger Schwimmer, in jenes glänzende, trügerische Meer, schwimmst mit den Uebrigen um die Wette, auf's Gerathewohl, wohin es gehen mag, wirst vielleicht von einem stolz vorüberseglenden statt-

lichen Schiffe als unbedeutend überfahren oder an Bord genommen, wo Du dann wohl in einer behaglichen oder unbehaglichen Abhängigkeit, je nach Deiner Gemüthsart, auf andere arme Schwimmer herabschaust und so Dein Leben damit verbringst, Dich nach jedem Winde zu richten oder die Zeichen und Flaggen aufzuziehen, die Dir gerade befohlen werden. — Vielleicht auch entdeckst Du irgend ein verzaubertes Eiland, eine wunderbare Fee, die Dich aus den Wellen zu sich emporzieht, Dir die Krone auf's Haupt drückt, Dich zu ihrem Herrn und König macht, was auch schon geschehen ist, aber höchst selten. Endlich kann es Dir gehen, wie es Vielen ergeht: Du schwimmst, so lange Deine Kraft dauert, um endlich, wenn Dich nicht vielleicht ein günstiger Wind zurück an das Ufer führt, das Du leichtsinnig verlassen, unbeachtet unterzugehen. Es wäre möglich, daß Dich ein solches Ende befriedigte, daß Du bethört von all' dem trügerischen Glanz, der Dich umgibt, die Hoffnung nicht fahren ließest und selbst dann noch das Glück zu erblicken glaubtest, das sich Dir rosig näherte, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne Deine brechenden Augen blenden."

Diese Worte hatte Victor mit leichten Accorden begleitet, doch unterbrach er sich jetzt und sagte lächelnd:

„Meine Phantasie führt mich zu weit, das heißt, ich werde zu weitläufig."

„Für mich nicht, gewiß für mich nicht, Victor."

„Gut denn, so wollen wir also den zweiten Weg beleuchten, den man einschlagen könnte, um Nutzen aus jener Welt zu ziehen, die sich mit einer ziemlichen Portion von Uebermuth ‚die Gesellschaft' zu nennen beliebt. Du betrachtest sie einfach wie jedes Andere, was Dir zum Vorwurf ihrer Studien dienen kann, als ein Blumenbeet, meinetwegen auch als ein Feld voll wucherischen Unkrautes, zierlich

in seinen Formen, aber im Ganzen von zweifelhaftem Nutzen. Sie dient Dir wie eine Partie herrlichen Baumschlags, wie ein verwitterter Stamm, der mit Schmarotzerpflanzen umgeben ist, wie die sanfte Glut der scheidenden Sonne, wie der trotzige, blutrothe Schein eines Nordlichts. Du tangirst diese Kreise kaum, da Du gewöhnlich beobachtend bei Seite stehst; Du füllst Deine Phantasie, Deine Mappen mit Licht und Schatten, mit dem blendenden Schein, der dort auf dem gewaltig einherschießenden Wasser liegt, mit der trügerischen, schwankenden Decke, welche jenen Sumpf überzieht, der als Rahmen dient einiger wenigen, in lockenden Farben prangenden Wasserrosen. — Das war Dein Weg, den hättest Du einschlagen sollen. Du nahtest aber unbedachtsam dem abschüssigen Ufer, obgleich gewarnt, Ferdinand, — vergiß das nicht — und erst, als Du mitten in der Strömung warst, fiel es Dir ein, daß Du nicht frei und unabhängig seiest, um dem ersten der angegebenen Wege zu folgen; da merktest Du wohl, daß es Dir unmöglich sei rüstig mitzuschwimmen, um etwas zu erringen oder unterzugehen, und da wähltest Du einen Seitenpfad, der am verderblichsten war, der Dich mit Dir selbst, mit Deiner Vergangenheit und Zukunft zerfallen machte. — Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt," fuhr der Musiker nach kurzem Stillschweigen fort, „so kann man auch jenes Leben nicht ungestraft genießen, ohne sich ihm ganz hinzugeben. Das versuchtest Du zu thun und die Strafe folgte Dir auf dem Fuße."

„Ich verstehe, ich verstehe."

„Wenn Du aus dem rauschenden Leben der großen Welt in Dein stilles, friedliches Haus zurückkehrtest, so erkaltete Deine Phantasie, voll von glänzenden Bildern, als Dein Fuß, der eben noch weiche Teppiche betreten, jetzt auf dem Holzboden Deiner Treppe, Deiner Zimmer klang. Nicht

blos der Künstler hatte mit in der Gesellschaft gelebt, auch der Mensch. Und das warst Du nicht im Stande von einander zu trennen; Du verglichst die einfachen Wände Deines Zimmers mit jenen glänzend verhängten Räumen, die Du eben verlassen; der Schein der Lampe, der Dir bis jetzt so friedlich geleuchtet, verblaßte gänzlich, wenn Du an die strahlenden Lichter dachtest, die sich dort, wo Du herkamst, in Gläsern, in Brillanten, vor allem in gefährlichen schwarzen Augen widerspiegelten. Du verglichst die treuen Blicke Deiner Frau mit jenen verzehrenden, die wir kennen; ihre einfachen, herzlichen Worte mit jenen schmeichlerischen, verführenden Reden, die dem Künstler galten, und die der Mensch, eitel wie wir Alle sind, auf sich bezog."

„Wahr, sehr wahr."

„Was Dir am längsten frisch und jedem Vergleiche Stand hielt, das waren Deine Kinder. O ich kann mir das denken, das ursprüngliche Wesen dieser frischen, liebenswürdigen Naturen ist ja wie der Thautropfen auf dem Blatt einer Rose, in jeder Stimmung begehrenswerth, genügend, erquickend, mit Nichts vergleichbar und deßhalb allen Vergleich siegreich aushaltend."

„Gewiß, gewiß."

„Aber nur eine Zeitlang erschien Dir das so; ich finde es, wenn nicht verzeihlich, doch begreiflich. Dann traten in Deiner befangenen Seele selbst die lieben, frischen Gesichter nach und nach in den Hintergrund vor den kleinen, unangenehmen Zufälligkeiten, welche das tägliche Leben nun einmal begleiten, die, ich gebe das zu, der Natur eines Künstlers zuwider sind und die —"

„Therese sich nie die Mühe gab, mir so viel es ihr möglich war zu verdecken. — Es ist wahr," rief der Maler schmerzlich erregt, „ich trug das Unrecht in mein Haus, sie aber that nicht, was sie thun sollte, um mich im engen

Kreis meiner Wände die andere Welt vergessen zu machen. Du mußt mir zugeben, Victor, daß ich gearbeitet habe, wie ein Mensch nur arbeiten kann. Und meine Arbeit wurde belohnt, sie und mein Name mir reichlich bezahlt. Ich konnte nicht nur sorgenlos leben, ja ich hätte für meine Verhältnisse sehr anständig leben können. Und was das anbelangt, so rang ich vergebens mit dem starren Sinne meiner Frau. Ich will Dir gestehen, jenes glänzende Leben, in das mich meine Kunst hineintrieb, sagte meiner Phantasie mehr zu. Bist Du doch im gleichen Falle, und was Du von Anfang an thun konntest, beschloß auch ich zu thun: in meinem Hause nämlich ein Stückchen Umgebung zu zaubern, die mich draußen entzückte; ich wollte bei mir statt des einfachen Holzbodens, um Deine Worte zu gebrauchen, den Teppich wieder finden, den mein Fuß dort verließ; ich wollte die kahlen Wände meines Zimmers ebenfalls reich verhängen mit jenen Sachen, die freilich zum gewöhnlichen Leben unnöthig sind, die aber den Sinn eines Künstlers erfrischen. — Auf diese Art gedachte ich anfänglich mit jener anderen Welt fortzuleben, die mich, ich gestehe es, in ihren Formen so mächtig anzog. — Aber das — ein rettender Ausweg, scheiterte an dem — Widerspruch meiner Frau, die mich nicht begriff. Sie konnte oder wollte es nicht verstehen, daß es meinem Auge wohl thun müsse, irgend einen geschmackvollen Sessel, vielleicht ein reiches Möbel in meinem Zimmer zu sehen, an der Wand einen Spiegel, eingerahmt mit dunkel geschnitztem Eichenholz oder auch eine alte Waffe, auf dem Tische sonderbar geformte Krüge, ein Paar alte, hohe Trinkgläser, bei deren Betrachten ich mir so leicht jene Zeit vergegenwärtigte, wo diese Gläser, angefüllt mit funkelndem Wein, zwischen bärtigen Männern standen, die über das dunkle Wamms den breiten, feinen Spitzenkragen hinausgelegt hatten, die

auf dem Kopf den breitkrämpigen Hut trugen mit lang herabhängender Feder, während Schwert und Handschuhe neben der dickbäuchigen Flasche standen — oh! — Therese verstand mich nicht, wenn ich ein Stück schweren, alten Seidenstoffes mit nach Haus brachte von irgend einer leuchtenden Farbe und wenn ich dabei nicht beachtet, daß dieser Stoff fleckig war, — sie begriff nicht, wie man für so verlegene Waare, wie sie es nannte, sein gutes Geld ausgeben könne; sie vermochte es nicht zu fassen, wenn ich ein solches Stück Damast über einen Stuhl warf, daß es auf den Boden herab rollte, wobei ich mich so sehr an dem Faltenwurf und dem Spiel der Farben ergötzte."

„Ich verstehe das," sagte der Musiker seinerseits.

„Ich versichere Dich, Victor, nicht einmal in meinem Atelier, so lange ich es in meiner Wohnung hatte, konnte ich es durchsetzen, daß nicht eine sogenannte Ordnung meine mir so nothwendige malerische Unordnung tagtäglich zerstörte. Dadurch wurde ich verdrießlich, mißmuthig, und alle die kleinen Verschönerungen des Lebens, die ich auswärts sah und die ich mir auch hätte verschaffen können, erschienen mir um so begehrenswerther, je mehr ich kämpfen mußte sie zu besitzen. — Und einen vergeblichen Kampf," setzte er düster hinzu. — „Stelle mich dazu an," fuhr er nach einer Pause fort, „eine steile Felsenwand zu erklimmen, wo ich im Stande bin, meine Kraft zu gebrauchen, wo mein Muth mit dem Widerstande wächst, wo ich, mich mit Händen und Füßen anklammernd, durch den kalten, mir widerstrebenden Stein förmlich ermuthigt werde, — glaube mir, ich werde nicht nachlassen und den Gipfel erreichen. Aber kämpfe einen Kampf gegen ein Terrain, wo Wort und That keine Federkraft fühlt, die ihr entgegengestellt wird, wo Alles, was Du sagst und thust, nicht von dem Gegner frisch zurückprallt oder Dir wieder zugeworfen wird,

sondern wie in einer weichen Fläche stecken bleibt, wo Du auf einem Sumpfe wandelst, bei jedem Schritte bis an die Knöchel einsinkst, und dann, wenn Du den Fuß zurückziehst und glaubst, wenigstens einen Eindruck gemacht zu haben, gewahr wirst, wie der momentan nachgebende Boden wieder aufschwillt und die alte langweilige Fläche sich wieder auf's Neue darstellt. — — Doch verzeihe mir, Victor," sprach der Maler, unmuthig die Hand emporhebend, „ich spreche Worte, deren Sinn Dir vielleicht unverständlich ist, den ich aber tief und schmerzlich fühle."

„O nicht doch," erwiederte der Musiker; „ich glaube zu verstehen, was Du sagen willst."

„Ich kehre in mein Haus zurück," fuhr der Andere nach einem minutenlangen, gedankenvollen Stillschweigen fort, „erfreut über Worte der Anerkennung, die ich draußen erhalten, ich wiederhole sie beglückt in der Hoffnung, daß man sie mit mir empfindet. — O nein, und wenn ich dann sehe, wie ich mich geirrt, so fühle ich mich plötzlich abgestoßen, erkältet. Und wenn es nur unbedingte Theilnahmlosigkeit ihrerseits gewesen wäre, die mich nicht verstehen konnte und wollte, so hätte ich mich am Ende trösten müssen. — Aber nein, es war oft wie eine böse Lust, meinen Enthusiasmus zu dämpfen und mir achselzuckend zu sagen: ‚Wie könnte ich mich auch über das Urtheil von Leuten freuen, die ja doch nur so sprechen, um etwas Angenehmes zu sagen!' — Zum Teufel! Ich bin nicht der, der über jeden Pinselstrich gelobt sein will, aber ohne Anerkennung, ohne ein belobendes Wort arbeiten ist gerade, wie mit verbundenen Augen auf einer Landstraße den Karren ziehen. — Doch laß mich schweigen davon, obgleich ich Tage lang und gewiß nicht ohne Grund fortfahren könnte. Was ich gesagt, soll nicht dazu dienen, das, was ich gethan, zu entschuldigen, sondern es soll Dir nur begreiflich machen, in welcher Ge-

müthsstimmung ich mich befand, als ich mich vielleicht dadurch in etwas verzeihlich jenen Schlingen nahte, die mich nun fest umgarnt halten, als ich mich, um Dein Bild zu wiederholen, in jenes Meer stürzte, das mich — ich fühle es wohl — in seine Tiefen reißen wird." — —

— — „Vergiß nicht," gab Victor, nachdem der Maler eine Zeitlang geschwiegen, zur Antwort, „daß ich am Ufer stehen werde, ja daß ich mich selbst in die Wellen begeben möchte, um Dir helfend die Hand zu reichen und zu Deiner Rettung zu thun, was in meinen Kräften steht."

„Ich danke Dir, Victor; ich wußte wohl, daß mein Vertrauen zu Dir mich nicht täuschen werde."

Der Maler erhob sich von seinem Stuhle und reichte dem Freunde die Hand, welche Victor herzlich drückte, und dann sprach:

„Vor allen Dingen schweige gegen Jedermann über das, was sich in Deinem Hause begeben, und forscht Jemand nach Theresen und Deinen Kindern, so haben sie eine kleine Reise gemacht und werden bald zurückkehren. Theile den wahren Sachverhalt keinem Menschen mit; es wäre das für Neugierige ein willkommener Scandal; ich muß dies Wort gebrauchen, — und sie würden diesen Vorgang so lange breit treten und vergrößern, bis er zu einer genügenden Kluft würde, Dich von Deiner Familie auf ewig zu trennen."

Stifter hatte sich gegen das Fenster gewendet und sagte, ohne umzublicken: „Glaubst Du wirklich und gewiß daran, Victor, daß ich sie — wiederfinden werde? O Du kennst nicht die Härte ihres Charakters."

„Und hoffst Du darauf?" sprach Victor, ohne die Frage des Freundes zu beantworten.

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Maler, indem er sich umwandte. Man sah sein Auge eigenthümlich funkeln. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0245-0

„Ob ich darauf hoffe! Und deßhalb will ich Deinem Rathe folgen; ich will hin zu ihr, ich will ihr mittheilen, wohin mich diese unselige Leidenschaft gebracht; ich will forschend in ihr Auge blicken, ich will den Schlag ihres Herzens fühlen, während ich ihr sage, daß ich nun ganz frei sei, daß ich ihr angehören wolle bis zum Schluß meiner Tage, daß ich ihr folgen werde bis an's Ende der Welt."

„So sprich — ja, so mußt Du sprechen."

„Und ich fange selbst an zu fühlen, daß es entsetzlich wäre, wenn sie sich darauf an meine Brust werfen würde, wenn ich aus dem Druck ihrer Hand, wenn ich aus dem Glühen ihrer Wangen ersehen müßte, daß sie entzückt von dieser Nachricht ist. — Und doch," setzte er leise, wie mit sich selber sprechend hinzu, „ist sie berauschend, hinreißend, wenn ihre Wangen glühen, wenn ihr Blut fieberhaft durch die Adern rast. — Ah! weg mit diesen entsetzlichen Bildern!" Er fuhr hastig mit der Hand über die Stirne.

Der Musiker legte dem Freunde seine Rechte auf die Schulter und sagte in sehr bestimmtem Tone:

„Ja, Ferdinand, verjage diese Bilder; sprich offen mit ihr, und ihre Wange wird erglühen, jedoch nicht von der Lust, in Deine Arme zu stürzen. — Aber ehrlich Spiel! das versprichst Du mir."

„Ehrlich Spiel — so wahr mir Gott helfe!"

Es war, als wollte die kleine Uhr, die auf dem Kamin stand, in diese Betheurung mit einstimmen, denn ihr Räderwerk surrte, — sie schlug die a c h t e Stunde.

Die neunte Stunde.

Der Maler hatte sich entfernt, nachdem er seine weiße Halsbinde zurückgelassen und sich aus der Garderobe seines Freundes mit einer schwarzen versehen. Victor setzte sich an sein Instrument, doch wollte es ihm nicht recht gelingen, die richtige Stimmung wiederzufinden. Er dachte an das Gespräch, was er eben mit dem Freunde geführt, und es war so Manches darin, das auf ihn selbst hätte passen können, so viel Aehnliches mit seinen eigenen Verhältnissen, wenn er — einstens doch noch Alice zur Frau bekäme.

„Pah," sagte er, den Kopf aufwerfend, „wie kann ich nur plötzlich wieder auf den Gedanken an Alice kommen! Und doch ist es eigenthümlich, wie oft ich mich auf einem ähnlichen ertappe; daß ich aber vollkommen ruhig dabei, ohne irgend welche Aufregung bin, ist mir ein Zeichen, daß bei dergleichen Phantasieen durchaus keine Gefahr ist. Aber wenn sich eine solche Phantasie einmal verwirklichen würde, dann bin ich fest überzeugt, es ginge mir in manchen Beziehungen so, wie diesem armen Ferdinand. — Auch Alicen, fürchte ich, wären dicke Teppiche, weiche Fauteuils und ein eleganter Anzug fast ein Greuel. Oh, es ist das sehr traurig! — Warum?" fragte er sich selbst lächelnd, „was geht es mich an? — Nun ich dachte nur so, wenn der Mann, welcher das Glück hat, Alice einmal zu besitzen, auch in solchen Ideen befangen wäre — mir wäre es zum Beispiel ein Horreur, wenn ich nach Hause käme und meine Frau in Schreibärmeln — — Schade, daß man niemals vereinigt findet ein edles Herz, ein reines Gemüth, vollendete Schönheit, was Alice Alles besitzt, und eine elegante Tournure, die Kunst, das Leben durch alle die kleinen Finessen zu verschönern, eine Kunst, die Camilla in so hohem Grade besitzt."

Er war an das Fenster getreten und blickte auf die Blättermassen des Parkes, die sich dort vor ihm ausbreiteten. — Camilla! — Wenn ihm auch bekannt war, daß der Garten, den er hier überschaute, daß das Gebäude, dessen Dach über den Bäumen emporragte, ihrem Mann, dem Baron von Molitor gehörte, so war es ihm doch nie in den Sinn gekommen, in seinen Phantasieen ihre herrliche Gestalt hieher zu versetzen; wußte er doch, daß sie nie diesen Platz, weder Garten noch Haus, betreten hatte, daß der Baron dieses Besitzthum nie geliebt hatte und selbst seit langen Jahren fern davon geblieben war. Die Verwil-

derung des Parkes, die finstere Ansicht des Vorderhauses erschienen ihm auch durchaus nicht einladend und ließen wohl erkennen, daß der beständig abwesende Besitzer sich um Haus und Garten durchaus nicht bekümmerte und dasselbe völlig seinem Schicksal überließ.

Als er so am Fenster lehnte und seine Blicke über das Grün hinweg nach dem freien Platz schweifen ließ, wo die Fontaine ihren Wasserstrahl lustig emportrieb, da mußte er unwillkürlich aufhorchen, denn es war ihm gerade, als höre er heute wieder, wie schon früher ein paar Mal, das laute lustige Lachen eines Kindes. Ja, ja, es war nicht anders möglich, er konnte sich darin nicht irren, das Lachen der frischen jugendlichen Stimme drang zu klar und hell durch die brütende Stille, die auf dem weiten Parke lag. — Glaubte er doch fast, einzelne Worte zu vernehmen. Es war, als spiele Jemand mit dem Kinde, das dort so herzlich lachte, necke es, laufe ihm nach, fange es oder werde von ihm gefangen, denn von Zeit zu Zeit hörte man einen lauten Jubelschrei.

Jetzt — dort hinter dem freien Platze, flatterte etwas wie ein helles Gewand durch die Büsche; mehr konnte er nicht sehen. Es war nur ein kurzer Augenblick, dann erschien der Weg dort wieder ebenso öde wie vorher. Auch das Lachen, welches noch zuweilen hörbar wurde, klang ferner und ferner und verlor sich endlich ganz gegen das Haus zu.

Dicht unter seinen Fenstern hörte der junge Musiker jetzt rasseln und es war, als bräche Jemand mitten durch die dichten Gebüsche, welche dort die kaum mehr sichtbaren Wege einfaßten. — Ah, es waren die beiden kolossalen Hunde, die er früher auch gesehen und die nun zum Vorschein kamen, und am Boden schnuppernd kreuz und quer den Garten durchstrichen. Ihnen folgte der alte mürrische

Bediente mit seinem Doppelgewehr auf der Schulter, der, aufmerksam hin und her spähend, über den Weg heran kam, und in die Höhe blickend den jungen Musiker an seinem Fenster bemerkte.

In diesem Augenblick machte der Alte eine Bewegung, als habe er Lust nach seiner Flinte zu greifen, schien sich aber wieder eines Bessern zu besinnen; er brummte einen kräftigen Fluch in den Bart und ließ etwas vernehmen, wie von unbefugter Neugier, versteckten Lauschern, denen man besser thäte, ein Stück Blei in den Hirnkasten zu jagen.

Diese Bemerkungen des alten Mannes, halb und halb gegen das Fenster emporgerichtet, klangen so außerordentlich brutal und herausfordernd, daß sie wohl dadurch einen komischen Effect hervorbringen mußten.

Victor konnte sich deßhalb nicht enthalten, beim Anblick des verdrießlichen Haremwächters, — denn so kam ihm der Alte in diesem Augenblicke vor, — laut aufzulachen, was der da drunten aber so übel zu nehmen schien, daß er alles Ernstes sein Gewehr von der Schulter nahm und einen der Hahnen knacken ließ. Jetzt aber lehnte sich der junge Musiker, soweit er konnte, aus dem Fenster und rief dem Alten sehr ruhig zu: „Wenn Ihre sehr verständlichen Pantomimen in der That mir gelten sollen, so warten Sie einen Augenblick, bis ich mir auch Schießbedarf herbeigeholt, und dann wollen wir in Gottes Namen sehen, wer am besten treffen kann. — — Was fällt Ihnen übrigens ein!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher ihn der Alte starr angeschaut, — „geht es Sie im Geringsten etwas an, oder kann es Sie geniren, wenn ich, der ich doch wohl das Recht habe, zu meinem Fenster hinauszuschauen, von diesem Rechte Gebrauch mache? — Und was das Spioniren anbelangt, so könnte man Ihr Umherschleichen, wobei

Sie bis an die Zähne bewaffnet sind, viel eher so nennen und hätten wir alles Recht, uns darüber zu beklagen, daß man vor unserer Nase in einer friedlichen Stadt mit geladenem Gewehr herumzieht. — Ich werde mich übrigens gehörigen Orts nach Ihrem Rechte, dies zu thun, erkundigen, darauf können Sie sich verlassen."

Das Wort „erkundigen" schien auf den Wächter von Allem dem, was der junge Mann gesprochen, den größten Eindruck gemacht zu haben, denn er schulterte sein Gewehr und brummte in den Bart: „Was erkundigen! Wir lassen nichts über uns erkundigen. Zum Erkundigen muß man in unsere Nähe kommen, und wir möchten wissen, wer dazu Lust hat."

„Ich wahrhaftig nicht," erwiederte launig der junge Mann, dem die Unterhaltung mit dem Währwolf anfing Spaß zu machen. Schon der nähere Anblick desselben war eigenthümlich; als er so tückisch hinaufschielte, sah man seine Augen kaum unter den langen, dichten, überhängenden Brauen, seine Stirn war stark gefurcht, und um den trotzigen Mund spielte etwas wie Trauer und Schmerz.

Er schien unschlüssig, ob er eine Antwort geben oder die Unterhaltung abbrechen oder aber ob er noch dableiben solle; endlich pfiff er jedoch den Hunden, warf sein Gewehr auf die Schulter und sagte, indem er noch einen wilden Blick an das Fenster hinauf warf: „Hoffen wir für uns Beide, daß wir uns nicht einmal näher und noch unangenehmer begegnen." Damit verschwand er in dem Gebüsche.

Victor blickte ihm kopfschüttelnd nach und beschäftigte sich in seinen Gedanken damit, einen möglichen Zusammenhang zu finden in dem, was er heute Morgen hier gehört und gesehen, dem verwilderten Garten, dem Lachen der frischen Kinderstimme und der fast komischen Wuth dieses alten

Wächters da unten. Es kam ihm fast vor wie ein Märchen der alten Zeit, das in unsern aufgeklärten Tagen spielt.

Da fühlte er, daß ihm Jemand leise auf die Schulter klopfe, und als er sich rasch umwandte, sah er Herrn Kohler vor sich stehen.

„Verzeihen Sie," sagte der vortreffliche Makler, „ich habe zweimal angeklopft, aber Sie waren so vertieft bei Ihrem Hinausschauen, daß Sie mich nicht hörten und ich mir schon ohne ein freundliches Herein die Erlaubniß nehmen mußte, Ihre Thüre zu öffnen. — Werden Sie mir verzeihen?"

„Ohne alle Frage," erwiederte freundlich der Musiker; „seien Sie mir bestens willkommen! Es ist nur Schade, daß Sie nicht einige Augenblicke früher kamen, Sie hätten eines der merkwürdigsten Zwiegespräche mit anhören können."

„Ein Zwiegespräch von diesem Fenster in jenen Garten hinab?" entgegnete Herr Kohler mit einer Miene so voll Verwunderung, daß ihn Victor fragend ansah. „Mit Jemand, der da unten in dem Parke war?"

„Allerdings mit Jemand, der da unten im Parke war," gab Victor ziemlich erstaunt über das seltsame Gesicht des Herrn Kohler zur Antwort.

Dieser neigte seinen Kopf hin und her, beugte sich etwas aus dem Fenster hinaus und sagte, nachdem er eine Weile umgeschaut: „Ich habe immer geglaubt, es weile nie Jemand in dem Parke."

„Und da haben Sie recht, wenn Sie an Jemand denken, über den es sich der Mühe verlohnt zu sprechen; so einsam, wie Sie indessen glauben, ist der Park auch nicht."

„Nicht?" fragte Herr Kohler mit einem außerordentlich erstaunten Gesichte.

„O nein," erwiederte der junge Musiker, der unwillkürlich lächeln mußte über die seltsame Miene des ehemaligen Maklers. „Da hat's, wie Sie sehen, wunderschöne Bäume mit einer Menge von Singvögeln, da gibt's eine prachtvolle Fontaine, da sieht man zuweilen helle Damenkleider." —

„Ah!" machte der Andere, mehr und mehr erstaunt.

„Gewiß," fuhr Victor fort, „da hört man das fröhliche Lachen einer lustigen Kinderstimme, da sieht man manchmal einen Wächter mit zwei gewaltigen Hunden, und dieser Wächter ist mit einem Doppelgewehr bewaffnet, womit er Leuten droht, die harmlos unter ihrem Fenster liegen, um frische Luft zu schöpfen."

„Ah, der alte Andreas," sagte Herr Kohler.

„Sie scheinen ihn zu kennen?"

„Oh, oh, oben hin, nur ein klein wenig," versetzte der Makler mit einer gleichgültig sein sollenden Miene, deren Unwahrheit dem jungen Musiker aber nicht entging. „Kinderstimmen hört man im Garten?" fragte darauf Herr Kohler.

„Wenigstens die Stimme eines Kindes," sagte Victor, worauf er in gewöhnlichem Tone fortfuhr: „aber das ist Ihnen so genau bekannt, wie mir selbst, lieber Kohler; spielen Sie gegen mich nicht den Verschlossenen; Sie wissen, wie ich Sie kenne. Jemand, der so den ganzen Tag damit verbringt, unter Beihülfe eines außerordentlichen Scharfsinns in alle möglichen Verhältnisse einzudringen, hat doch Kenntniß von diesem verwilderten Parke mit seinem alten Zauberschlosse."

„Da wird der Scharfsinn nicht viel nützen," gab der ehemalige Makler, der sich geschmeichelt fühlte und deßhalb erweicht wurde, mit wichtiger Miene zur Antwort. „Da hinein," — er streckte die Hand gegen Park und Gebäude

aus, — „dringt nur Jemand, der das Zauberwort kennt, durch welches sich doppelt verriegelte Thüren öffnen."

„Und Sie kennen ja das Zauberwort — ich weiß es bestimmt," sprach Victor in zuversichtlichem Tone.

Der Andere schien unschlüssig, was er zur Antwort geben solle; statt aber überhaupt eine Antwort zu geben, ließ er sich in den Sessel nieder, der noch an dem Fenster stand, zog seine Cigarrendose heraus und sprach in einem wehmüthigen, fast leidenden Tone: „Sie erlauben doch, Herr Barring, daß ich mir eine anzünde?"

„Versteht sich von selbst, wenn Sie nicht lieber vorziehen, eine von den meinigen zu nehmen."

„Sie sind mir zu stark," erwiederte Herr Kohler, dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: „namentlich zu stark, um sie heute Morgen zu rauchen; meine Nerven sind ohnedies ein wenig aufgeregt." Er fuhr bei diesen Worten mit der Hand über seine emporstehenden borstigen Haare, als spüre er irgend einen Druck auf dem Gehirn.

Victor spielte gleichgültig eine flüchtige Passage auf seinem Flügel, dann wandte er rasch den Kopf um, blickte den ehemaligen Makler scharf an und sagte in bestimmtem Tone: „Sie sind leidend, man sieht es Ihnen an; nun, wo fehlt es Ihnen?"

„Mir," fragte der Andere mit einer affectirten Ueberraschung, „was sollte mir fehlen? Ich bin nicht leidend, ich bin körperlich sehr gesund."

Er hatte das „körperlich" so besonders betont, daß Victor nothwendig fragen mußte: „Aber geistig sind Sie leidend? Gestehen Sie es nur, Ihnen ist Etwas zugestoßen, was Ihre Nerven außerordentlich afficirte."

Statt aller Antwort ließ Herr Kohler den Kopf hängen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Sie werden mich genugsam kennen," sprach der junge

Musiker, „um zu wissen, daß es nicht meine Art ist, mich in anderer Leute Geheimniß zu drängen. Andererseits aber kennen Sie auch meine Freundschaft für Sie und werden mir zugeben, daß ich Ihnen schon manchen nicht gerade schlechten Rath ertheilte."

Der gewesene Makler war hastig aufgestanden, hatte die Hände unter die Rockschöße gelegt und schritt im Zimmer auf und nieder mit einem finsteren Gesichte, das gerade dadurch etwas sehr Komisches erhielt. Endlich blieb er mit einem förmlichen Rucke in der Gegend des Flügels, vor dem Victor saß, stehen, verbarg die rechte Hand unter seinem Rocke auf der Brust und sprach in feierlichem Tone: „Ja, Victor, mir ist etwas Absonderliches heute Morgen geschehen. Sie kennen meine Art, über das Frauenzimmer im Allgemeinen zu denken, Sie wissen, wie ich allen Fesseln entging, die mir im Verlauf so vieler Jahre häufig drohten, ich habe Ihnen oft gesagt," fuhr er elegisch fort, „wie ich der Liebe spottete, wie sie fern von mir blieb — endlich —"

„Ah! mein lieber Herr Kohler, so — endlich hat doch Ihre Stunde geschlagen, und da Sie das mit einem so betrübten Gesichte sagen, so muß ich fast annehmen, Ihre Neigung sei auf arge Hindernisse gestoßen."

„Das ist es nicht, was mich betrübt," meinte Herr Kohler, nachdem er seine Cigarre auf's Neue angezündet, „wohl aber, daß mich, einen alten Praktikus, das so plötzlich überfallen konnte. O ich sage Ihnen, Victor, sie sehen, sie sprechen und die Leidenschaft sich bei mir festsetzen war eins."

„Das sind die gefährlichsten Symptome. Und solches geschah schon heute Morgen?"

„Schon heute Morgen, allerdings," sagte Herr Kohler mit einem tiefen Seufzer, „auf der Eisenbahn — nach sechs

Uhr beim ersten Schnellzug nach D. — O diese Eisenbahn!" fuhr er zum Himmel aufblickend fort; „ich wußte wohl, daß mir da einmal etwas zustoßen würde, es hat so was Nervenaufregendes, so was Verwirrendes, das ganze Getreibe da; wie anders, wenn ich an die stillen Freuden meines harmlosen Posthofs denke. Doch genug davon; ich kann Sie versichern, Victor, es war gerade wie in der famosen Oper. Wie heißt sie doch? Ah! das Nachtlager von Granada. — Ta — a — dum — ta — a — dum — ta — a — da — a di — dum," sang Herr Kohler, „ihr Blick mir zugewendet —"

„War Blitz und Schlag zugleich," fiel der junge Musiker ein, indem er auf dem Flügel dazu accompagnirte.

„Ja wohl," seufzte der Andere, „war Blitz und Schlag zugleich."

„Und darf man fragen," nahm Victor das Wort, nachdem er eine Zeitlang auf seinem Instrument phantasirt hatte, „wer die Erkorene ist? ob Hoffnungen da sind, oder was Sie anzufangen gedenken?"

„Darüber habe ich mir noch selbst keine Gedanken gemacht," entgegnete der ehemalige Makler; „doch, lieber Barring, will ich Ihnen nicht verschweigen, daß es mich mächtig gepackt hat; ob die Zeit Rosen oder Dornen bringt, wer kann das wissen! Vorderhand fühle ich mich ihr auf's Innigste nachgezogen und vermag nur dann froh zu athmen, wenn ich mich so sehr, als es thunlich ist, in ihrer Nähe aufhalten kann."

„Und hier —" fragte Victor, indem er verwundert umherschaute, „hier sind Sie in Ihrer Nähe?"

Herr Kohler trat auf den jungen Mann zu, legte die Hand auf seinen Arm und sagte, indem er ihm fest in das Gesicht blickte: „Vertrauen denn um Vertrauen — Offenheit gegen einen guten Rath, den Sie mir für später nicht

vorenthalten werden. Victor, Sie sind ein Mann von Welt, ich glaube mich in Ihnen nicht zu täuschen. — — Ja — sie, die ich meine, o Gott noch nicht die Meine! — wird in kurzer Zeit hier in unserer Nähe sein, wenn auch nur für wenige Augenblicke — dort," sprach er, indem er seinen Freund an das Fenster zog, mit der Hand auf das Haus zeigte, das über den Bäumen hervorragte — „dort in jenem alten Gebäude."

„Spassen Sie, Kohler?" rief Victor überrascht. „Also hatte ich doch Recht, wenn ich vorhin sagte, ich sei versichert, daß Sie Kenntniß hätten von dem verwilderten Parke da unten mit seinem Zauberschlosse! Reden Sie die Wahrheit," fuhr er dringender fort, „es interessirt mich, darüber etwas zu erfahren."

Einen Augenblick schwieg der Andere, dann sprach er mit affectirt tiefer Stimme, wobei er über die Brillengläser hinweg in die Augen seines jungen Freundes blickte: „Es ist ein Geheimniß, Victor."

„A—a—a—h," erwiederte der Musiker mit kaltem Tone und während er, seinen Mann kennend, eine sehr förmliche Verbeugung machte, „ein Geheimniß, ein Geheimniß! Natürlicher Weise wäre es höchst indiscret von mir, die Mittheilung eines solchen zu verlangen."

„Gewiß nicht, Herr Barring, wenn es das meinige wäre —"

„Lassen wir es gut sein," gab Victor zur Antwort, indem er mit der gleichgültigsten Miene einige Töne auf seinem Flügel anstimmte. „Was geht es mich eigentlich an, ob irgend wer oder was hinter jenen alten Mauern steckt!"

„O ja, es steckt Manches dahinter," sagte Herr Kohler, der unglücklich gewesen wäre, wenn er in diesem Augenblicke wirklich hätte schweigen müssen; „da ich Sie aber als einen verständigen jungen Mann kenne," fügte er mit zu-

traulichem Tone bei, „und da Sie doch zur Familie gehören —“

„Zu welcher Familie?“ fragte der Musiker, indem er sich Mühe gab, sein Erstaunen zu verbergen.

„Nun, zur Familie des Herrn Commerzienraths.“

„Was hat mein Onkel mit jenem Hause zu thun?“

„Das ist gerade das Geheimnißvolle, ich handle in seinem Namen und Auftrag.“

„Wo?“

„Dort!“

„Ah!“ machte Victor; „also wissen Sie auch, wer das alte Haus bewohnt?“

Herr Kohler legte den Finger auf den Mund, wobei er vorsichtig nach allen Ecken des Zimmers schaute. „Das ist gerade das Geheimniß,“ sagte er, „wer dort wohnt, das heißt, wer sich dort zuweilen aufhält.“

„Nun denn?“

„Der Baron von Molitor,“ erwiederte Herr Kohler mit flüsternder Stimme.

Victor fuhr zurück, als habe er etwas Entsetzliches gehört, doch faßte er sich gleich darauf wieder, preßte die Lippen auf einander und sagte nach einer längeren Pause: „Ah, richtig, ihm gehört ja Haus und Garten.“

„Allerdings, ihm gehört Haus und Garten, dem Freiherrn von Molitor, — Sie wissen, dem Gemahl jener wunderschönen Dame.“

„Ja, ich weiß, ich weiß,“ gab Victor aus einem tiefen Nachdenken heraus zur Antwort. Er war überrascht, erschüttert durch diese Nachricht; tausend Bilder drängten sich ihm gewaltsam auf und drohten seinen ruhigen Sinn zu überfluten. Wie ein düsterer Schatten zog die vergangene Nacht an ihm vorüber, wobei ihm Camilla wie ein leuchtender Blitz erschien, und er gedachte schauernd des Versprechens, welches

er ihr gegeben. Dabei blickte er hinab auf die Bäume des Parks, deren Zweige unter einem leichten Winde hin und her schwankten, ihre Häupter gegen ihn zu schütteln schienen, und es ertönte in seinem Ohre wiederholt jenes Lachen der lustigen Kinderstimme, jener jubelnde Ruf, der sich aber mit einem Male in einen Schrei der Furcht, in einen Ruf nach Hülfe zu verwandeln schien. Dann erblickte er in seinen Träumereien wieder den alten Wächter, mit seinen Hunden aus dem Gebüsche tretend, er glaubte zu sehen, wie Jener das Gewehr nun wirklich auf ihn anlegte, er hörte die Schüsse knallen, er fühlte sich von der Kugel getroffen und sagte, während er seine Rechte langsam über Stirn und Augen herabgleiten ließ: „Er hätte Recht, er wäre mir zuvorgekommen." Mit einem tiefen Athemzuge fuhr er empor und schaute, wie um sein Hinbrüten zu entschuldigen, mit einem etwas erkünstelten Lächeln auf Herrn Kohler, der zu ihm sprach:

„Was der Herr Baron für eine Absicht hat, seine kurzen Aufenthalte hier so gar geheim zu halten, davon hab' ich keine Idee, aber Factum ist, daß ich behaupten möchte, außer den Leuten in seinem Hause wußten bis vor diesem Augenblicke nur zwei Menschen um seine Anwesenheit — jetzt wissen es drei," setzte er in einem sehr wichtigen Tone hinzu, „Sie — Herr Duvallet, sowie meine Wenigkeit."

„Und die Baronin?" fragte Victor, wie mit sich selbst redend.

„Hat keine Idee davon," entgegnete der Andere; „sie am allerwenigsten. Glauben Sie mir, bester Herr Barring, ich schätze die Baronin, ich verehre sie gründlichst, ich möchte ihr gerne stets Angenehmes erweisen; nicht das Angenehmste aber für sie wäre, wenn man sie davon in Kenntniß setzte, daß der Herr Gemahl schon mehrere Tage hintereinander hier gewesen und mit ihm —" hier stockte Herr Kohler.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0259-1

„Nun und mit ihm?"

Der ehemalige Makler deutete mit dem Kopfe nach dem Parke hin, dann streckte er die Hand aus, ungefähr drei Fuß über dem Boden, als wolle er so pantomimisch die Größe eines kleinen Wesens anzeigen.

„Ah," meinte der junge Musiker, „die frische Kinderstimme, die ich gehört!"

„Aber bei Gott, Victor, ich habe nichts gesagt, vergessen Sie das ja nicht und überhaupt seien Sie um des Himmels willen nicht leichtsinnig; lassen Sie die Baronin nicht ahnen, daß er sich zuweilen hier befindet, daß die Kleine auch da ist. Sie kennen noch besser als ich diese entschlossene Frau, sie wäre im Stande, einen vergeblichen Versuch zu machen — nun, Sie wissen schon was, und das könnte das allergrößte Unglück geben. — Nicht wahr, Sie versprechen mir auf Ihr Wort, gegen die Baronin von dieser Angelegenheit zu schweigen, überhaupt gegen Jedermann. Darauf müssen Sie mir feierlich Ihr Ehrenwort geben."

„Und wenn ich das nicht thäte und wenn ich es nicht thun könnte? wenn ich von dieser Nachricht Gebrauch machen müßte?"

„So versprechen Sie mir wenigstens, dies nur im allerdringendsten Nothfalle zu thun und weder Ihren Onkel noch mich zu nennen."

„Nun gut, das Versprechen kann und will ich Ihnen geben, nur im höchsten Nothfalle davon zu reden und unter keiner Bedingung die Quelle erfahren zu lassen, aus der ich diese Nachricht habe. — Sind Sie damit zufrieden? Nur müssen Sie mir dafür ein Paar Fragen beantworten."

„Zugestanden; wenn ich kann mit Vergnügen."

„O Sie können, lieber Kohler! Nicht wahr, Sie waren schon in dem Hause drüben, zu einer Zeit, wo der Baron da war?"

Herr Kohler zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte er: „Ja — freilich, ich war schon dort."

„Und Sie sprachen den Freiherrn?"

„Ich sprach ihn, aber nur im Auftrag Ihres Onkels."

„Welche Art von Geschäften hat denn mein Onkel mit ihm?"

„Mancherlei, eigentlich nichts Besonderes, er nimmt Gelder für ihn in Empfang, macht Zahlungen für ihn und besorgt ihm auch sonst kleine Geschäfte."

„Und wenn Sie für Herrn Duvallet dort drüben einen Besuch machen, so braucht es wohl Formalitäten, — oder haben Sie einfach nur nöthig, sich melden zu lassen?"

„Und welcher Formalitäten bedarf es!" gab lachend der ehemalige Makler zur Antwort. „Ich kann Sie versichern, eine belagerte Festung macht nicht mehr Umstände, einen Parlamentär einzulassen. Zuerst muß mich der Herr Commerzienrath schriftlich anmelden, daß ich in seinem Auftrag komme, dann wird mir eine Zeit bestimmt, wo ich da und da, immer weit genug vom Hause entfernt, mich einfinden soll. Dort treffe ich einen der alten brummigen Bedienten des Freiherrn, der beschaut mich, und wenn er sieht, daß ich unzweifelhaft der Kohler bin, — denn sie kennen mich," fügte er mit Wichtigkeit hinzu, — „so gehen wir mit einander nach dem Hause da, und nur in der Begleitung des bekannten Bedienten werde ich eingelassen."

„Und kommt es oft vor, daß Sie Geschäfte mit dem Baron haben?"

„Fast jedes Mal, so oft er in der Stadt ist; Sie können sich denken, lieber Victor, daß der Commerzienrath keine Lust und keine Zeit hat, sich zu solchen förmlichen Audienzen herbeizulassen. Man kennt mich seit geraumer Zeit," — bei diesen Worten warf er sich in die Brust, —

„man ist mit meiner Umsicht und mit meiner Art, delikate Geschäfte zu traktiren, vollkommen zufrieden."

„Aber schlägt Ihnen nicht das Herz, Kohler," sagte der junge Musiker lächelnd, „wenn nun die schöne Baronin so freundlich und liebenswürdig mit Ihnen spricht, wie neulich am Bahnhof, — Sie erzählten mir davon! — und wenn Sie Ungeheuer bei sich selbst jetzt sagen müssen, daß Sie im Besitze eines Geheimnisses sind, dessen Mitwissenschaft die arme Frau glücklich machen könnte?"

„Das könnte sie nicht glücklich machen!" entgegnete der Makler kopfschüttelnd; „im Gegentheil, es würde sie zu einem neuen vergeblichen Versuche antreiben, der wieder ebensowenig gelingen könnte."

„Und zu was für einem Versuche?" fragte Victor in anscheinend gleichgültigem Tone. „Vielleicht zu einem Versuche, mit ihrem Manne eine Unterredung zu haben? Darin sehe ich nichts so Schlimmes."

Herr Kohler zog die Augenbrauen zusammen und pfiff leise ein Lied vor sich hin, wobei er den jungen Mann so scharf anschaute, daß dieser fast seinen Blick niedergeschlagen hätte. Dann sagte er: „Mein lieber Freund, es ist besser, wir treiben ein ehrliches Spiel mit einander, Sie sind mit Frau von Molitor sehr bekannt, außerordentlich bekannt, auf's Genaueste liirt, wie sich die sogenannte Gesellschaft ausdrückt — wollen Sie mir nun weiß machen, Sie wissen nicht, daß die gnädige Frau nie einen Versuch machen wird, ihren Herrn Gemahl wieder zu sehen, dagegen aber sehr viele Versuche — ihre Tochter zurück zu erhalten. Wollen Sie mir das vielleicht leugnen?" Nach diesen Worten blickte er fast triumphirend auf den jungen Musiker, der ihm lachend entgegnete:

„Sie haben immer Recht, lieber Kohler, Ihrem Scharfsinn entgeht nichts; nun denn, um also offen mit einander

zu sprechen, sollte es denn der Baronin nicht möglich sein, ihren Zweck zu erreichen?"

„Schwerlich — ja ich möchte sagen, es ist unmöglich."

„Nicht wahr, Sie sprachen von Versuchen, die gemacht worden sind? Wer unternahm denn diese Versuche?"

„Wahrscheinlich irgend ein enthusiastischer Verehrer der schönen Frau, um ihr gefällig oder dankbar zu sein."

Victor biß sich auf die Lippen.

„Fast vor Kurzem," fuhr der Andere fort, „wurde wieder ein ähnlicher vergeblicher Versuch gemacht, die kleine Baronesse zu entführen. Der Plan war nicht schlecht angelegt, man hatte die Gouvernante des Kindes in's Verständniß gezogen, es soll sich ein hoher Herr dabei interessirt haben; soviel wir indessen wissen, erwarb er sich einen Streifschuß in den Arm und die Gouvernante erhielt ihren Abschied."

„Und wo ging das vor sich?"

„Auf Klippenberg, dem Schlosse des Freiherrn. — Ja," setzte Herr Kohler mit einem leichten Seufzer hinzu, „die Gouvernante erhielt ihren Abschied und jetzt wird eine neue angenommen werden."

„Ah!" machte Victor, indem er tief aufathmete; „und diese neue Gouvernante," sagte er fast zögernd, „haben Sie vielleicht dem Freiherrn zu präsentiren?"

„So ist es," entgegnete der ehemalige Makler, doch machte er dabei ein seltsam wehmüthiges Gesicht, spitzte auf komische Art den Mund, schloß seine Augen und öffnete sie wieder, so daß der Andere nothwendig aufmerksam werden mußte.

„Diese Gouvernante," sagte Herr Kohler mit einem abermaligen Seufzer — „die Gouvernante nämlich, die wir präsentiren werden, — ist eben diejenige — warum soll ich es nach Allem dem, was wir schon zusammen gespro-

chen, verschweigen? — ist diejenige, welche mein Herz geraubt."

„Alle Teufel!" rief Victor, „das trifft sich außerordentlich schön."

„Vorderhand sehe ich nichts außerordentlich Schönes darin," antwortete der Makler in sehr traurigem Tone, „ich fand sie, um sie gleich wieder zu verlieren, denn was einmal auf Klippenberg sitzt, das ist für die übrige Welt so gut wie verloren. — Von der Erzieherin," deklamirte er, „wird eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie nur bei dem klösterlichen Leben zu finden ist."

Der junge Musiker hatte seinen Gast am Fenster stehen lassen und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab. Ja, durch eine seltsame Verkettung von Umständen schien sich ihm ein Pfad zu zeigen, der ihn bei Erfüllung des Versprechens, das er der Baronin gegeben, leiten konnte. Wenn die neue Gouvernante, für welche sich Herr Kohler so angelegentlich interessirte, auch von einigem Interesse für diesen würdigen Mann beseelt war, so war es möglich, hier einen Anknüpfungspunkt zu finden, von dem sich etwas erwarten ließ. — „Und die Gouvernante?" fragte er rasch, indem er plötzlich am Fenster stehen blieb, „wann wird sie dem Freiherrn vorgestellt?"

„Heute Morgen noch."

„Wer stellt sie vor?"

„Ich," sagte Herr Kohler, worauf er leicht mit der Hand über sein Gesicht fuhr.

„Wenn Sie einige Freundschaft für mich besitzen," fuhr Victor heftig fort, „so werden Sie mir einen großen Gefallen thun. Veranlassen Sie meinen Onkel, daß er mich statt Ihrer zum Freiherrn von Molitor schickt, um demselben die neue Erzieherin vorzustellen. — — Man könnte dem Baron ja sagen," fuhr er dringender fort, als er das

Kopfschütteln des Andern bemerkte, „diese Erzieherin sei meine Verwandte, meine Schwester, was Sie wollen, nur —"

„Wenn ich Sie auf's Bestimmteste versichere," unterbrach ihn Herr Kohler, „daß es rein unmöglich ist, Ihr Verlangen zu erfüllen, so könnten Sie am Ende glauben, ich sei von einer Art von Mißtrauen, von — von Eifersucht bewegt, aber dies ist nicht der Fall; die Dame, die ich dem Freiherrn vorzustellen die Ehre habe, ist von so ruhigem, stillem, nachdenklichem Charakter, daß —"

„Ich ihr auf keinen Fall gefährlich werden kann," lachte Victor. „Ich danke Ihnen für das Compliment, aber wenn es nicht angeht, daß ich sie dem Baron vorstellen darf, so könnten Sie wir wenigstens dazu behülflich sein, diese Dame, ehe sie nach Klippenberg in die klösterliche Einsamkeit geht, meinetwegen in Ihrem Beisein zu sprechen."

„Sehen Sie, lieber Victor, ich bin wirklich ganz unglücklich, Ihnen sagen zu müssen, daß auch das nicht angehen wird. Diese Dame ist kürzlich von einem schmerzlichen Ereigniß betroffen worden, ein herber Verlust hat ihr Herz erschüttert; sie flieht die Menschen, sie hat sich kaum herbeilassen wollen, mit mir zu gehen — was doch unumgänglich nothwendig war," setzte er im Geschäftstone hinzu — „denn Sie müssen wissen," fuhr er dann wieder ziemlich wehmüthig fort, „sie ist Wittwe; vor der Hand flieht sie, wie gesagt, die Menschen."

Der junge Musiker schüttelte unmuthig mit dem Kopfe, dann sagte er: „Ich sehe schon, mit Ihnen ist heute nichts anzufangen, lieber Kohler; diese erste Liebe, welche Ihr Herz bewegt, macht Sie unempfindlich für alle gerechten Forderungen der Freundschaft. Nun gut, ich will für jetzt nicht weiter in Sie dringen, aber versprechen Sie mir, wenn

Sie mit Ihrer Wittwe in Relationen bleiben, woran ich nicht zweifle, dieselbe für Etwas, um was ich sie vielleicht später einmal zu bitten hätte, günstig zu stimmen."

„Victor, Victor," versetzte der ehemalige Makler in ernstem Tone, wobei er den Zeigefinger der rechten Hand bedeutungsvoll in die Höhe hob, „Sie sind ein leichtsinniger junger Mensch! Wenn die arme Alice, die Ihnen im Grunde ihres Herzens so wohl will, es wüßte, in welche gefährliche Unternehmung Sie Lust haben sich zu stürzen. — Oh, läugnen Sie mir nicht," fuhr er in komischem Pathos fort, indem er nun beide Hände mit ausgespreizten Fingern empor hob, „läugnen Sie mir nicht, daß Sie bis über die Ohren im Netze der gefährlichen Frau stehen. Das ist eine zweite Maria Stuart, — wahrhaftig ich thu' mir auf diese Idee etwas zu gute; wie sagt doch der alte Kerl da — nun wie heißt er?" setzte er hinzu, indem er mit den Fingern schnalzte.

„Ich weiß wohl, was Sie meinen, lieber Kohler," erwiederte der Andere, „aber das sagt kein alter Kerl, es ist die schöne schottische Königin selbst, die sich herabläßt, den Mortimer zu warnen."

„Meinetwegen," gab der ehemalige Makler zur Antwort, „aber was sie sagt, paßt ganz vortrefflich hieher, ich habe es zufällig gestern im Theater noch gehört." Dann deklamirte er:

> Mir fliegt ein böses Ahnden durch das Herz.
> Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
> Nicht Babington's, nicht Tichburn's blutige Häupter,
> Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt?

Nicht wahr, ich weiß meinen Schiller auswendig?" schloß er triumphirend.

„Vortrefflich, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur

darauf zur Antwort geben wie Mortimer, daß mich nicht Babington's, nicht Tichburn's blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend aufgesteckt, schrecken werden, selbst nicht ein Streifschuß in den Arm. — Aber Scherz bei Seite, die Freundschaft werden Sie für mich übrig haben, um mir behülflich zu sein, gelegentlich eine Mittheilung an Ihre schöne Wittwe gelangen zu lassen."

Herr Kohler war nachdenklich geworden. „Daß sie nach Klippenberg kommt," sprach er zu sich selber, „ist vorderhand wichtig, denn nur auf diese Art kann ich sie im Auge behalten. Daß sie aber ewig dort bleibt, ist unnöthig, denn so lange sie dort ihr klösterliches Leben führt, ist sie für die ganze Welt, also auch für mich verloren. Helfen wir diesem jungen Menschen bis zu einer gewissen Grenze bei Ausführung seiner verrückten Ideen, so wird sie unbedingt ihre Stelle verlieren, und dann wäre Kohler da, und Kohler würde sprechen: warum diesem alten närrischen Baron dienen, warum ein klösterliches Leben führen, da ein anderer Sie liebender Diener zu Ihren Füßen liegt, der vor Begierde brennt, Sie zu bedienen, Ihr Sclave zu sein und das Leben Ihnen so angenehm wie möglich zu machen! — Bei dem Allem würden wir uns dem jungen Menschen da auf's Höchste verpflichten."

„Sie überlegen recht lange," sagte Victor, „es muß Ihnen schwer werden einen Entschluß zu fassen."

„Schwer wohl, aber Sie sollen doch sehen, wie uneigennützige Freundschaft zu handeln vermag."

„So kann ich auf Sie rechnen?"

„Wenn Sie einmal auf einem so gefahrvollen Unternehmen beharren — ja — ich will für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„Und die schöne Wittwe?"

„Hoffentlich auch," sprach Herr Kohler mit einem leich-

ten Seufzer, wobei er schwärmerisch über die blaue Brille hinweg an die Zimmerdecke blickte.

„Mit solch' einer Hülfe," sagte Victor nach einer Pause, „muß das Schwerste gelingen."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe.

„Jedenfalls," fuhr der junge Mann fort, „haben Sie mich durch Ihr Versprechen vielleicht von einer Tollkühnheit abgehalten. Was meinen Sie, wenn ich mich an dem Fenster hinabgelassen hätte und so den Versuch gemacht, die Kleine, die ich im Garten lachen gehört, zu entführen?"

„Das wäre am Ende für Sie nicht einmal mit einer Gefahr verknüpft gewesen, Sie hätten sich vielleicht nur lächerlich gemacht."

„Teufel auch! noch schlimmer."

„Sie wären dem alten Andreas in die Klauen gefallen, oder wahrscheinlich vorher noch den beiden Hunden, die Sie jedenfalls tüchtig zerzaust hätten. Dann wären Sie vor den Herrn geschleppt worden, und der hätte Sie als Friedensstörer und wegen unbefugten Eindringens in sein Eigenthum auf die Polizei bringen lassen."

„Dafür danke ich; einen Streifschuß hätte ich mir noch eher gefallen lassen."

„Um damit vor Ihrer Dame zu erscheinen und einen süßen Lohn dafür verlangen zu können."

„Was den Lohn anbelangt," meinte Victor, — doch schwieg er plötzlich, ohne den Satz zu vollenden, und versank dafür in tiefes Nachsinnen, woraus er erst nach einem minutenlangen Stillschweigen zu erwachen schien und dann wie zu sich selber sprach: „Man sollte sich nie für etwas zum Voraus belohnen lassen; ein ehrlicher Mann ist dadurch verflucht gebunden."

Der ehemalige Makler hatte seine Uhr hervorgezogen, und nachdem er einen Blick darauf geworfen, sagte er im

Tone der Ueberraschung: „Fast Neune. Da habe ich geplaudert und geplaudert und das, was mich eigentlich hieher geführt, darüber zugleich vergessen. Ich hätte eine Bitte an Sie. Herr Weller, — Sie kennen ihn ja, den schon etwas ältlichen, freundlichen Herrn und glücklichen Bräutigam, — will Sie diesen Morgen besuchen und müßte der Zeit nach schon da sein. Er hat ein kleines Anliegen und möchte gerne Ihren Rath darüber hören, da er großes Vertrauen in Sie setzt."

„Meinetwegen," gab Victor einigermaßen ungeduldig zur Antwort. „Was will er eigentlich?"

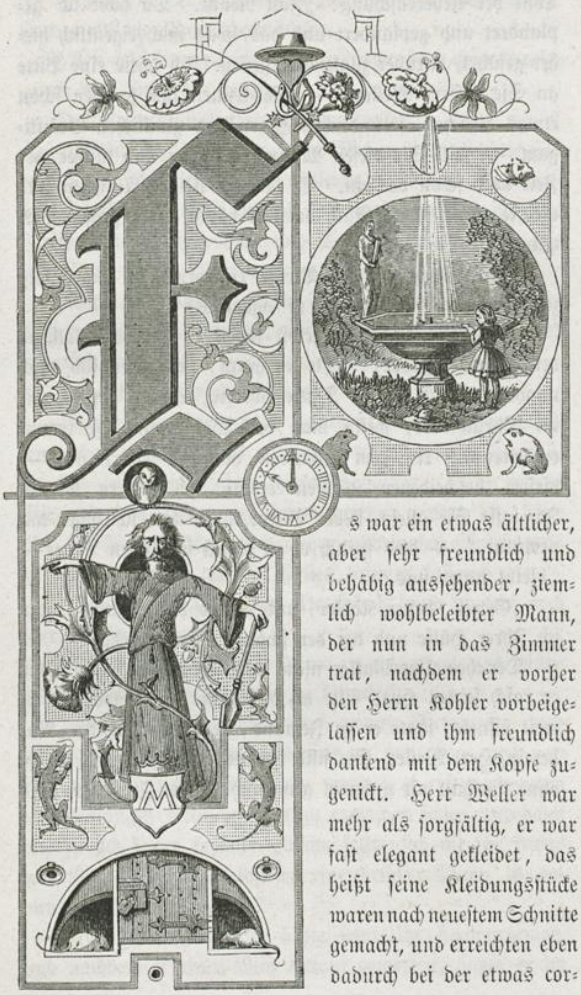
„Das soll er Ihnen selbst sagen," erwiederte lachend der Andere, „aber," setzte er hinzu, indem er sich rasch umwandte und an der Thüre horchte, es ist gerade wie im Sprüchwort, wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt. An dem Scharren vor der Thüre und — diesem bescheidenen Klopfen erkenn' ich unsern Mann. Ich lasse Sie allein, lieber Victor, aber was ich Ihnen anvertraut," — dies sprach er in einem feierlichen Tone — „bleibt unter uns."

„Gewiß, bester Kohler, und ebenso das Andere, wozu ich Ihrer Hülfe und der der schönen Wittwe bedarf."

Der ehemalige Makler nickte mit dem Kopfe, dann nahm er rasch seinen Hut, eilte an die Thüre, und indem er sie weit öffnete, sagte er zu Jemand, der davor stand: „Nur herein, Herr Weller, Sie sind bestens annoncirt und dürfen ohne Rückhalt mit unserem gemeinschaftlichen Freund reden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0269-7

Die zehnte Stunde.



Es war ein etwas ältlicher, aber sehr freundlich und behäbig aussehender, ziemlich wohlbeleibter Mann, der nun in das Zimmer trat, nachdem er vorher den Herrn Kohler vorbeigelassen und ihm freundlich dankend mit dem Kopfe zugenickt. Herr Weller war mehr als sorgfältig, er war fast elegant gekleidet, das heißt seine Kleidungsstücke waren nach neuestem Schnitte gemacht, und erreichten eben dadurch bei der etwas cor-

pulenten Gestalt ihres Trägers nicht vollkommen ihren Zweck; so hätte jeder Unbefangene für die nicht ganz geraden und sehr stämmigen Beine eine weniger enge Hose gewünscht, auch hätte der Rock füglich weiter sein können, um eine zu auffallend gelbe Weste mehr zu verdecken. Alles das aber, wie auch die sehr schmale Halsbinde und die perlgrauen Handschuhe, in denen er einen Panamahut mit breitem Rande und eine zierliche, sehr verdächtig neu aussehende Reitpeitsche trug, wurde neutralisirt, wir meinen, das Komische wurde ihm fast benommen durch das freundlich lächelnde Gesicht des Herrn Weller, von welchem ein wahrer Ueberfluß von Gutmüthigkeit dem Beschauenden entgegen glänzte. Man konnte in der That nichts Harmloseres und Gewinnenderes sehen, als den Blick dieser kleinen freundlichen Augen, als den liebenswürdigen Zug um den Mund, als den heitern Glanz von dieser etwas sehr verlängerten Stirne. Wenn Herr Weller lächelte, so strahlte sein ganzes Gesicht; wenn er sprach, so mußte man ihn liebgewinnen, wenn er in glückseliger Aufregung, Andern nützlich zu sein und ihnen dienen zu können, in eiligem Laufen schwitzte, so sahen diese Schweißtropfen aus wie lauter Perlen von Behagen und Gutmüthigkeit.

Herr Weller näherte sich schüchtern und sanft lächelnd dem Bewohner des Zimmers. Es war das ein Lächeln, das aussah, als wolle er für irgend eine That sich Verzeihung erbitten. Hier hätte es aber wegen der Absicht sein können, einen Besuch zu machen, oder wegen der Thatsache, daß Herr Weller überhaupt in der Welt sei. Denn etwas nur halbwegs annähernd Unangenehmes hatte der gute dicke Herr weder Victor noch sonst irgend Jemand auf der weiten Erde überhaupt je zugefügt.

Deßhalb reichte ihm auch der junge Musiker wohlwollend seine Hand, und als er ihn betrachtet, konnte er sich

eines sehr heiteren Lächelns nicht erwehren beim Anblick des so gänzlich veränderten Aeußern des guten Spezereihändlers. Trug derselbe doch sogar sorgfältig gemachte Zeugstiefeletten, und hatte er nicht am oberen Ende seines Panamahutes jene gewisse Falte angebracht, die dieser Art von Kopfbekleidung ein so elegantes, man könnte fast sagen verwegenes Aussehen gibt. Vor Allem aber erregte das, was Herr Weller in der Hand trug, die ganz besondere Aufmerksamkeit des jungen Musikers. Herr Weller war mit einem fast leichtsinnigen Satze über sämmtliche Stadien der Spazierstöcke hinweggehüpft und bei der Reitpeitsche angekommen, — ein Instrument, das er seinem unschuldigen Gesichtsausdruck nach gewiß, ohne die tiefen und gefährlichen Bedeutungen desselben zu kennen, arglos zwischen seinen Fingern drehte, wie das unschuldige Kind ein scharfes Messer.

Victor Barring bot seinem Gaste einen Stuhl an, auf welchen sich dieser etwas mühsam niederließ; sowie er aber zum Sitzen kam, schnellte er seine Beine in den unsinnig engen Hosen mit einer außerordentlichen Behendigkeit von sich. Er schien ihnen durchaus keine Zeit zum Aufplatzen lassen zu wollen. Dann warf er seinen Panamahut leicht und gewandt auf den Boden hin — er hätte so etwas Unerhörtes in früherer Zeit nicht um alle Welt gethan — legte die Reitpeitsche auf den Clavierstuhl, rieb sich die Hände und blickte alsdann mit einem Gesichtsausdruck zum Andern empor, als wollte er sagen: „ich merke wohl, daß Du gerade so erstaunt bist, mich so zu sehen, wie ich selbst es bin, wenn ich mich betrachte oder befühle.“ Doch ließ er gleich darauf seine Unterlippe etwas herabhängen, neigte auch den Kopf ein klein wenig, und es fuhr ein Schatten über seine Züge.

„Lieber Herr Weller,“ nahm der Musiker endlich das

Wort, „wenn mich nicht Alles trügt, so bin ich berechtigt, Ihnen meinen besten Glückwunsch darzubringen. Sie kommen, mich zu Ihrer Hochzeit einzuladen?“

Diese Worte vergrößerten den finsteren Schatten auf dem Gesichte des guten, dicken Mannes, und seine Augen schauten fast traurig, als er nach einem Blicke auf sich selber sagte:

„Würde ich denn in diesem Aufzuge vor Ihnen erscheinen? — in diesem Aufzuge, der, an andern Leuten vollkommen passend, bei mir doch nichts ist als die Livree der Verzweiflung!“ — Aller Morgen-Sonnenglanz war jetzt von der spiegelglatten Stirne des Herrn Weller verschwunden, alle heiteren Töne, die seine Züge umspielten, veränderten sich plötzlich in kaltes Grau, wie die Lichter in der Landschaft, nachdem des Tages Gestirn verschwunden. Er, der vorhin noch in den Farben des Regenbogens schillerte, erschien jetzt trübe und fahl wie ein todtes Chamäleon.

„Ja, mein bester Herr Barring,“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, „zu Ihnen, den ich als einen treuen Freund kenne, als Jemand, der es gut mit mir meint und der dabei die Welt mit ihren Ränken und Schwänken genugsam kennt, komme ich nun, um nochmals Ihren Rath zu erbitten.“

„Meinen Rath?“ fragte der Künstler; dann setzte er achselzuckend hinzu: „Natürlich in der gewissen Angelegenheit?“

„Dies Achselzucken verstehe ich,“ bemerkte Herr Weller, „und muß Ihnen trotzdem zur Antwort geben: ja, in derselben Angelegenheit. Frage ich mich doch oft selbst,“ sagte er tief aufseufzend, „warum ich von dieser — Angelegenheit nicht lassen kann. Habe ich mir doch schon tausendmal gesagt: es gibt schönere, angenehmere und liebenswürdigere Persönlichkeiten als sie ist, als Friederike Federbach.

— Und doch! — und doch! O sagen Sie's mir, Herr Barring, worin liegt es, daß diese Grausame, die mich foltert und quält, mein Herz gefangen hält, mich selbst zu ihren Füßen gefesselt — ein wehrloser Sclave — — Sie hören," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „ich spreche schon fast ebenso unsinnig, wie ich mich im Aeußern darstelle. — O Friederike, wie kann Dein Name Friedensreiche bedeuten! — Aber ich bitte Sie, lieber Herr Victor, ich beschwöre Sie, lösen Sie mir dieses Räthsel: Was kettet mich an jene Grausame?"

Der junge Musiker hatte die Arme verschränkt, blickte in den benachbarten Garten hinaus, und wenn sein Ohr auch die Worte des Andern gehört hatte, so hatten seine Gedanken dieselben doch auf einen andern Gegenstand übertragen. Die Frage aber, die Jener gethan, tönte in seiner Brust wieder und ließ ihn nachdenken. — „Ja, was ist es, das uns zu ihr hinzieht, mächtig, unwiderstehlich, obgleich ihre Hand uns gebieterisch zurückweist, obgleich ihr Auge uns fast verächtlich hinwegblitzt? — Eben das — eben das ist es," wiederholte er lauter, „was uns anzieht."

„Ah! die Grausamkeit selber," entgegnete Herr Weller, „ja, ich habe es auch gedacht, denn wenn sie einmal lieb und freundlich mit mir ist, so fühle ich wohl, daß mich die gewisse gereizte Spannung verläßt und dafür ein angenehmes Wohlbehagen in mein Herz zieht. — Aber Ihren Rath, lieber Herr Barring — geben Sie mir einen guten Rath."

Victor fuhr aus seinen Träumereien auf, strich sich mit der Hand über das Gesicht und rief beinahe launig, nachdem er wieder einen Blick auf die Gestalt des Andern geworfen, der mit gefalteten Händen und krampfhaft ausgestreckten Beinen dasaß: „Ja, betrachten wir die Situation genau, vor Allem aber, lieber Herr Weller, scheint es mir, als hätten Sie — auf diese Idee bringt mich die Aende-

rung Ihres Aeußern — schon den Rath von irgend Jemand befolgt. Wenn es keine Indiscretion von mir ist, so lassen Sie mich etwas darüber wissen."

„Warum soll ich Ihnen meine Schwächen verbergen!" erwiederte der dicke Kaufmann nach einem verlegenen Lächeln. „Ja, ich folgte dem Rathe meines zukünftigen Schwa— besser ausgedrückt, dem Rathe ihres Bruders."

„Ah! der junge Eduard hat sich Ihrer angenommen!"

„Finden Sie das nicht ganz passend?" fragte Herr Weller demüthig.

„Ich will das nicht sagen — aber weiter!"

„Er behauptete, die weiblichen Herzen im Allgemeinen zu kennen. Daß er das seiner Schwester verstehe, mußte ich am Ende schon glauben. Er versicherte mich, alle mehr oder minder hätten Lust an etwas Außergewöhnlichem, etwas Excentrischem, ja sogar die wild verlebte Jugend ihres Zukünftigen bringe bei ihnen durchaus keine Abneigung hervor, — natürlicher Weise, wenn ein dergleichen Lebenswandel nicht fortgesetzt wird."

„Ah! ich verstehe. Und so veranlaßte er Sie, ein verfluchter Kerl zu werden? — Brauchte er nicht diesen Ausdruck?"

„Er brauchte ihn allerdings," entgegnete etwas kleinlaut der Kaufmann, „und er meinte auch, ich hätte Anlagen dazu, ein verfluchter Kerl zu werden."

Als Herr Weller bei diesen Worten an sich hinabblickte, konnte sich Victor eines leichten Lächelns nicht erwehren.

„Ich veränderte also meine Kleidung; ich begleitete ihn in's Wirthshaus, ich rauchte wie eine Locomotive, ich abonnirte mich bei den Kunstreitern —"

„Sie kauften sich eine Reitpeitsche."

„Ja, auch zu dieser Thorheit ließ ich mich verleiten. Und heute Morgen — in diesem Aufzuge — vor einer Stunde — stellte ich mich Mamsell Federbach vor."

„Ah!“ machte Victor. „Und Sie wurden nicht freundlich empfangen?“

„Von ihr auch gerade nicht unfreundlich; doch mußte ich von ihrer würdigen Mutter, Madame Scheidel, einige scharfe und ich muß gestehen, nicht ganz ungerechtfertigte Aeußerungen ertragen. Unter uns, Herr Victor, es gab eine kleine Familienscene, welche damit endigte, daß die Stadträthin, sonst eine geschiedte Frau, einige — unpassende Bemerkungen fallen ließ, wie: daß Narrheit ansteckend sei; das Schlimmste, was Einem begegnen könne, sei die Lächerlichkeit, und dergleichen mehr. Sie wandte alle diese Reden an ihre Tochter, aber — nun, Sie verstehen mich schon! Man schlägt auf den Sack und den Esel meint man. — Dann ließ sie uns allein.“

„Darauf bin ich begierig.“

„Ich war es auch, das heißt, ich bebte ein wenig und mein Herz schlug ziemlich heftig. — ‚Herr Weller,‘ sagte sie alsdann — Friederike nämlich — ‚Sie haben Alles gehört, was meine Mutter gesagt hat, und ich kann Sie versichern, ich selbst fühle tief, wie sehr sie in ihren Bemerkungen Recht hat. Aber‘ — dabei schlug sie ihre Augen gen Himmel, und sie hat schöne Augen, Herr Victor,“ setzte er seufzend hinzu — „‚was kann ich dafür, daß ich nicht bin wie Tausende meiner Mitschwestern, daß ich ein Herz habe, das nach Poesie schmachtet und das sich nimmermehr zufrieden geben kann im unpoetischen Kreislauf dieses Lebens.‘ — So ungefähr sagte sie und fuhr dann fort: ‚Ich hatte mir immer gedacht, daß der — Jüngling‘ — hier schluckte Herr Weller — ‚der mich einstens heimzuführen bestimmt sei, um mich werben würde mit zarter Liebe, mich verdienen durch eine kühne That. Und wenn ich auch sah‘ — das Alles sagte sie noch, ich habe mir Mühe gegeben, es zu behalten — ‚wie viel nach und

nach von dem duftigen Glanze meiner Jugend entschwand, wie der Blütenkranz meiner Tage nur noch langsam zunahm, ja endlich in seinem Wachsthum still zu stehen drohte, so habe ich doch noch die Kraft behalten, um fest auf dem Wunsche zu bestehen, daß, wer mich einmal heimführt, eine That gethan haben soll, die ihn emporhebt über das Niveau der gewöhnlichen Menschen.'" — Während dies Herr Weller erzählte, war es außerordentlich komisch zu hören, wie er, vielleicht ohne es zu wollen, den klagenden, wehmüthigen Ton seiner Geliebten angenommen hatte, was um so schärfer auffiel, da er nun wieder in seine gewöhnliche Redeweise kam, als er sagte:

„Sehen Sie, Herr Victor, so ungeheuerlich spricht dieses extravagante Frauenzimmer. Ich soll eine That thun!" setzte er mit einem traurigen Lachen hinzu, „eine That — ich! Als wenn es überhaupt nicht schon That genug wäre, sie zu heirathen! — — Und als wenn ich nicht schon für sie" — er schaute mit schmerzerfülltem Blick an sich hinab — „mehr gethan hätte, als sich mit der Vernunft eines gewöhnlichen Menschen vereinbaren läßt! — Eine That! Was will sie für eine That?" rief er fast zornig aus; „ich versichere Sie, Herr Victor, ich bin ein harmloses Geschöpf, aber —"

Hier streckte er seine kleinen Beine fast horizontal von sich ab, verschränkte die Arme in einander und ließ den Kopf tief herabhängen, wobei sein so gutmüthiges, klares, freundliches Gesicht einen fast unheimlichen Ausdruck dadurch annahm, daß Herr Weller seine Unterlippe auf eine erschreckende Art vorschob.

„Eine That!" rief er nach einer längeren Pause — „eine That! Hätte ich sie vielleicht umbringen müssen? — Hätte ich sie — — hätte ich Feuer unter ihr Dach werfen sollen? Wäre es eine That gewesen, eine Schachtel Phosphorzündhölzer unter ihren Kaffee zu rühren? — Sie

sehen, Herr Victor, es fehlt mir an gräßlichen Ideen nicht. O ich kann Sie versichern, ich verließ jenes Haus mit einer Wuth, wie sie vielleicht der Berserker haben kann, wenn er in seiner Berserkerwuth mit einem andern ihm begegnenden Berserker furchtbar berserkert."

Herr Weller befand sich augenscheinlich in außerordentlicher Aufregung, da er sich so entsetzlicher Ausdrücke bediente. Er zog seine Beinchen ein paarmal krampfhaft an sich, und dann, als er einige vergebliche Versuche zum Aufstehen gemacht, schnellte er plötzlich von seinem Stuhle in die Höhe, verbarg die linke Hand unter den Schößen seines Rocks und eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, nachdem er vorher nicht unerheblich über Panamahut und Reitpeitsche gestolpert war.

„Verzeihen Sie, liebwerthester Herr Victor," sagte er nur so im Vorbeirennen mit hochgeröthetem Antlitz, wobei er mit der rechten Hand heftig gestikulirte, „Sie sind Musiker, ja Künstler, Sie haben ein fühlendes Herz, Phantasie, Empfindung; Sie können sich in meine Lage hineindenken. Ja," rief er mit erhobener Stimme, „ich liebe jenes Frauenzimmer; aus welchem Grunde ich sie liebe, das mag der Teufel wissen, aber ich liebe sie; ich habe um sie angehalten, die Welt weiß das; ich habe eine größere Wohnung bezogen, habe in derselben vier Zimmer auf gemeinschaftliche Kosten mit meinem Hausherrn tapezieren lassen, habe mir einen Lehrlings-Commis zugelegt, damit ich nicht schon gleich in früher Morgenstunde" — setzte er fast verschämt hinzu — „in's Comptoir abgerufen werde; von meiner bevorstehenden Vermählung habe ich gesprochen, — ich habe das Alles gethan, die Welt hat es erfahren, ich habe mich lächerlich gemacht, wenn ich nicht heirathe, und nun verlangt man von mir, ich soll noch vor der Hochzeit eine That thun. O das ist unerhört!"

Bei diesen Worten blieb er mit einem förmlichen Rucke vor dem Musiker stehen, legte demselben die Fingerspitzen seiner rechten Hand sanft auf die Brust und fuhr dann mit einem wehmüthigen Tone fort:

„O Herr Victor, es fehlt mir, wie gesagt, nicht an Phantasie, eine That zu erfinden, und nicht an Muth, sie auszuführen. Ich dachte schon daran," setzte er flüsternd hinzu, wobei seine Augen seltsam zu rollen begannen, „meinen Lehrlings-Commis, eine dürre, überhaupt sehr traurig aussehende Persönlichkeit mit sehr wenig Verstand, so an die vier Wochen lang bei Wasser und Brod in meinen Keller einzusperren, um eine Art Kaspar Hauser aus ihm zu machen. Oder es kam mir auch schon der nicht minder schreckliche Gedanke, meinen Essig Nro. 4, den die geringen Leute kaufen, mit Bittersalz zu vermischen. Kennen Sie die Wirkung von Bittersalz, Herr Victor? — Nun gut! Eine solche Handlungsweise hätte mich auf die Polizei gebracht, vielleicht vor das Schwurgericht, hätte aber vielleicht zu gleicher Zeit auch die entsetzlichen Launen jenes unbegreiflichen Mädchens" — er sagte das mit einem schwärmerischen Seufzer — „befriedigt. Und eine solche Befriedigung ist es, wornach ich lechze."

Bei dieser heftigen Rede des Herrn Weller hatte sich Victor an seinen Flügel niedergelassen, und nachdem er, wenn gleich pianissimo, die Bässe seines Instrumentes wie grollend hatte ertönen lassen, fuhr er in leichten, zierlichen Passagen über das Instrument dahin, wobei er zuerst in einzelnen verklingenden Tönen, dann aber in faßlicher Folge eine weiche, versöhnende Melodie anklingen ließ, die, wie er es sich auch wohl gedacht, ihre Wirkung auf das gute Gemüth seines unglücklichen Bekannten nicht verfehlte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus dessen Brust empor; er faltete die Hände auf seinem Bäuchlein zusammen, seine Augen

vergruben sich in die Blätterpracht des nachbarlichen Gartens, flimmerten dabei ganz eigenthümlich, und er sagte mit weicher Stimme, während der Andere fort und fort spielte:

„Als ich so über die Straßen dahin flog, Groll und Haß im Herzen, begegnete mir Kohler, unser Freund Kohler, auf dem Wege hieher. Ich legte ihm mein Herz offen dar, ich klagte ihm mein Leid, er wußte mir keinen Rath; aber er munterte mich auf, mit ihm hieher zu gehen zu Ihnen und sagte, wenige Menschen kennten so das menschliche Herz und wüßten sich so leicht zurecht zu finden in allen Verhältnissen des Lebens, wie Sie; auch seien Sie gut und freundlich — und das wußte ich ja schon von mir selber — und deßhalb kam ich hieher und bin nun da und habe Ihnen Alles ehrlich und offen gesagt."

Victor schloß sein Spiel mit einem wie hingehauchten Laufe durch mehrere Octaven abwärts, dann blickte er empor und gab lächelnd zur Antwort:

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr Vertrauen, mein lieber Herr Weller, und während Sie mir erzählten und während ich aufmerksam zuhörte, war ich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt, das können Sie mir glauben. Aber nehmen Sie mir nicht übel, Sie verlangen eigentlich etwas Unmögliches von mir, ich soll Ihnen zu einer That rathen, — sehen wir meinetwegen davon ab, daß ich das ganze an Sie gestellte Verlangen wirklich komisch finde — durch die Sie Aufsehen erregen, ohne sich lächerlich zu machen. Denn," setzte er ernster hinzu, „an der Klippe der Lächerlichkeit müßte unfehlbar Ihr ganzes künftiges Glück zerschellen. Die Zeiten aber, wo wir auf derlei Thaten ausgehen konnten, die Zeiten der alten Ritter, wo uns auf jedem Kreuzweg, an jeder Straßenecke irgend ein Abenteuer begegnete, sei es ein Riese, sei es eine Windmühle, diese

glorreichen Zeiten sind vorbei, und wenn Fräulein Federbach die Marotte hat, ihre Hand nur zur Belohnung einer That zu geben, die Aufsehen erregt, die Ihnen Gott weiß welchen Namen macht, so ist der einzige vernünftige Rath, den ich zu geben vermag, wenn Sie nämlich — und das wäre das Allergescheidteste — zu Entsagung dieser Hand nicht die Kraft in sich fühlen, in Gottes Namen abzuwarten, bis Ihnen ein glückliches Ungefähr etwas in den Weg führt, woraus sich irgend eine nennenswerthe That formuliren ließe. — Doch was ist das?" unterbrach sich Victor selbst und blickte nicht minder erstaunt auf die Seite, als Herr Weller, der ordentlich mit dem Kopf zurückgefahren war, denn durch das noch immer offenstehende Fenster war etwas mit ziemlicher Gewalt hereingeflogen, zwischen Beiden hindurch, etwas wie ein Stein oder dergleichen, das ziemlich heftig auf dem Fußboden ricochettirte und alsdann in der entferntesten Zimmerecke liegen blieb.

„Was war denn das eigentlich?" wiederholte der junge Musiker, indem er die Augen dorthin richtete.

„Mir schien es ein derber Steinwurf zu sein," meinte der Andere; „es hätte mich um ein Haar auf meine Nasenspitze getroffen."

Kopfschüttelnd stand Victor von seinem Platze auf und holte das Wurfgeschoß — denn etwas dergleichen war es auf alle Fälle — herbei. Bei näherem Betrachten ergab es sich als ein Stein von der Größe einer starken Wallnuß, um welchen Papier herumgewickelt und mit Bindfaden befestigt war.

Nachdem der junge Mann diesen abgelöst, entfaltete er den Papierstreifen mit einiger Bewegung, was man ihm im Grunde nicht verdenken kann; denn mit Briefen umwundene Steine in's Zimmer geschleudert haben immer etwas Romanhaftes, in gewisser Beziehung etwas Aben-

teuerliches, und dienten schon oft zum Anknüpfungspunkte ganz eigenthümlicher Geschichten.

Hier aber mochte nichts der Art vorliegen, denn Victor hatte nicht so bald den Zettel entfaltet und gelesen, als seine Züge ein Lächeln überflog und er das Blatt kopfschüttelnd Herrn Weller hinreichte.

„Es hat Sie fast näher angegangen, als mich," sagte er lachend, indem er auf die Nase des Andern deutete, „weßhalb ich es unbillig finde, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen, selbst wenn es eines wäre."

Herr Weller brachte das Blatt vor seine Augen, und nachdem er es überlesen, sagte er achselzuckend:

„Mein lieber Herr Barring, das könnten Sie allenfalls drucken lassen; es würde es doch Niemand verstehen." Dann las er laut:

‚Wenn man Ihnen auch nicht verbieten kann, zu Ihrem Fenster hinauszuschauen, so rathen wir Ihnen doch wohlmeinend, sich in Acht zu nehmen. Wir handeln auf Befehl und sind geschützt.'

„Es ist bei alle dem nicht uninteressant," meinte Victor, während er die Arme übereinanderschlug und sich an das Fenster lehnte, um in den Garten hinabzuschauen. Dann wandte er sich an den Andern und sprach: „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Weller, und halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen kurz zu sagen, was die Worte auf dem Papier bedeuten sollen, die für Sie und Jeden unverständlich, für mich aber leicht erklärbar sind."

Herr Weller machte discreter Weise eine abwehrende Handbewegung, doch fuhr der Musiker mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen fort, wobei er die rechte Hand plötzlich wie drohend gegen die Gebüsche erhob:

„Nein, nein, ich bin es mir auch fast selbst schuldig, Ihnen, der Zeuge dieses Steinwurfes war, davon zu spre-

chen. Ueberhaupt ist das Volk da unten zu Allem fähig. — Haben Sie," fragte er nach einer Pause, „je von dem Hause des Freiherrn von Molitor gehört?"

Der Kaufmann besann sich eine kleine Weile, dann sagte er:

„O ja, es ist, wenn ich nicht irre, jenes alte Haus dort in der andern Straße, dessen Garten an Ihre Wohnung stößt."

Victor nickte mit dem Kopfe.

„Ein charmantes altes Haus," fuhr Herr Weller fort. „Ich sage Ihnen, Herr Barring, es sind darunter Keller, die ihre fünfhundert Stück Faß beherbergen können. Wahre Labyrinthe, diese Keller, und wegen eben dieser Keller hatte ich einmal die Ehre und das Vergnügen einer Unterredung mit dem Freiherrn von Molitor. Wenn ich sage: das Vergnügen, so ist das nur so eine Redensart, denn in der That war wenig Vergnügen dabei; der Herr Baron waren sehr kurz angebunden, fast grob. Wenn es Sie nicht langweilt, das zu erfahren, so —"

„Bitte, sprechen Sie; es interessirt mich sogar."

„Nun denn," fuhr der Kaufmann fort, „dazumal wollte mein Associé Spindler und ich ein großes Weingeschäft machen. Es war ein vortrefflicher Herbst gewesen, und hatten wir enorme Einkäufe im Sinn. Begreiflicher Weise aber sahen wir uns vorher nach einem passenden Lagerplatz um, und dazu waren die Keller unter dem Molitor'schen Hause wie geschaffen. Ich wandte mich also durch einen guten Bekannten — richtig, durch Ihren Onkel Duvallet — an den Baron Molitor: er besorgte damals schon Geschäfte für ihn. Kurze Zeit darauf sagte mir aber Duvallet ganz familiär und unter uns, eigentlich gar nicht im Geschäftsstyl: ‚Sie, Weller, Sie wollen die Keller unter dem Molitor'schen Hause miethen? Lassen Sie das Project fallen, der Baron

gibt sie nicht gern her.' — Gut! dachte ich im ersten Augenblicke und sagte es Spindler. Der aber, mißtrauisch, wie er immer war, gab mir zur Antwort — Sie müssen verzeihen, lieber Herr Victor, aber als Kaufmann, wo es sich um einen Speculation handelt, traut Keiner seinem Bruder über den Weg —: ‚das wird dem Duvallet nicht recht sein; Du dauerst mich, wenn Du das nicht einsiehst. Dem hast Du auf eine Idee verholfen; gib Acht, der miethet die Keller selbst und legt sie voll Wein. Ein alter schlauer Fuchs das!' — Ich brauche genau seine Worte. — Nun gut, Spindler überredet mich, nochmal an den Freiherrn zu schreiben; ich thue das und bitte ihn freundlich, die Sache mit uns, Mann gegen Mann abmachen zu wollen. Ich bekam denn auch bald eine Antwort, etwas kurz abgemessen zwar, doch ersuchte er mich in derselben, mich am gleichen Tage um die und die Stunde bei ihm einzufinden."

„Nun?" fragte Victor neugierig, als Herr Weller einen Augenblick schwieg.

„Nun, ich fand mich denn auch ein, zog die Glocke an dem großen Thor, und dann ging drin ein Riegelgeklirr und Kettengerassel los, als komme man in ein Staatsgefängniß, auch öffnete mir ein Kerl, finster und bärbeißig anzuschauen wie ein Kerkermeister, aber so, wie man sich derart Leute im Mittelalter bei Schlangenthürmen und krötenangefüllten Burgverließen vorstellt. Er schaute lauernd um mich herum, namentlich so unheimlich hinter mich, ob sich nicht dort vielleicht noch Jemand mit mir einschleiche. Es wurde mir ordentlich ängstlich zu Muthe. Dann riegelt und schließt und kettet er das alte Hofthor wieder zu und ein anderes, nicht viel freundlicher aussehendes Subject bringt mich die Treppen hinauf, und wenn dies Subject hustet, so hält es die Hand dicht vor den Mund, um in dem öden Hause kein Echo wach

zu rufen. — So ein Echo," setzte Herr Weller treuherzig hinzu, „würde mich auch wahrhaftig erschreckt haben; denn einmal losgelassen, hätte ich gefürchtet, es käme gar nicht mehr zur Ruhe und würde in dem alten Hause forthusten, immer heftiger und heftiger, bis dieses von der gewaltigen Erschütterung über ihm zusammenstürzte."

„Das muß ich sagen," lachte Victor, „Ihre Schilderung ist so, daß Einem alle Lust vergehen könnte, das Molitor'sche Haus zu besuchen."

„Kommt noch besser," gab Herr Weller zur Antwort, indem er sanft mit dem Kopfe nickte; „noch viel besser. — Ich werde also von dem Subject, welches das Echo nicht ertragen kann, durch mehrere Zimmer geführt, finstere, unheimliche Zimmer; überall waren die Vorhänge herabgelassen, und wo sich durch so eine alte wehende Gardine irgend ein Lichtstrahl hereinschlich, da fiel er auf die Vergoldung eines alten Möbels, und das blitzte Einen an wie mit wirklichen Augen, so wie irgend ein fabelhaftes, böses Thier, welches langsam hinter uns drein schleicht, um uns in die Waden zu beißen. Auch roch es in den Zimmern so altmodisch und vermufft, man hätte glauben sollen, hierher habe sich seit hundert Jahren keine frische Luft mehr verirrt. — Endlich kamen wir an ein Cabinet, wo es etwas behaglicher aussah, das heißt es wäre da behaglicher gewesen, wenn sich nicht gerade hier der Währwolf des ganzen Anwesens befunden hätte, der Freiherr selbst, der mit verschränkten Armen an einem Tische stand, — eine überlange dürre Gestalt mit einem rothen Gesichte, wild aussehendem weißem Haar und struppig gewachsenem Barte. Seine blitzenden Augen schienen mich durch und durch sehen zu wollen und die Lippen hatte er fest auf einander gepreßt. Das wäre nun gerade nichts Besonderes gewesen; aber merkwürdig war es, daß, als er nun sprach, diese

Lippen sich so gut wie gar nicht von einander bewegten; daher grollte und murmelte auch Alles, was er sagte, wie hinter einer Tapetenwand hervor.

„‚Sie sind Herr Weller?‘

Während der Kaufmann so sprach, versuchte er den murrenden Ton des Freiherrn nachzuahmen, was einigermaßen komisch klang.

„‚Zu dienen, Herr Baron.‘

„‚Sie wollen meine Keller miethen? — Die Keller unter diesem Hause?‘ Dabei stampfte er mit dem Fuße stärker als gerade nothwendig war auf den Boden.

„‚Ich oder vielmehr wir, mein Compagnon und ich, die Firma Spindler und Weller, hatte diesen Wunsch.‘

„Darauf betrachtete er mich einen langen Augenblick mit recht böser Miene, beschaute mich von oben bis unten und ebenso von unten bis oben und murmelte dann — ja, es war gemurmelt,“ bekräftigte Herr Weller seine eigene Rede, — „aber,“ setzte er hinzu, „er murmelte so ausdrucksvoll, daß ich jede Sylbe gerade so verstand, als wenn sie mir ein Anderer in die Ohren hineingeschrieen hätte — ‚Sie, Monsieur Weller,‘ sagte er, ‚oder Ihre Firma, oder wer sonst Lust hat, soll sich in's Teufels Namen um sich selber bekümmern und nicht um meine Keller! — Haben Sie mich verstanden, Herr? Was gehen Sie meine Keller an? Lassen Sie meine Keller unberührt, sogar mit Ihren Blicken. Nehmen Sie sich in Acht, vor meinem Hause vorbeizuschleichen und nach meinen Kellern hinabzuschielen. Ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in Acht. Lernen Sie nicht den Freiherrn von Molitor genauer kennen. — Meine Keller! — was gehen irgend Jemand meine Keller an? Und wenn Sie mir die Keller gestrichen voll Dukaten böten, sollten Sie doch keinen Fuß hinein setzen.‘

„Nach diesen Worten nickte er heftig mit dem Kopfe

auf und ab und zwar so ruckweise, als zöge ihn hinten Jemand an einem Strick, dann warf er die rechte Hand in die Höhe und wies mit dem Zeigefinger nach der Thüre."

„Ah! das finde ich über alle Beschreibung grob und unartig!" meinte Victor.

„Nicht wahr?" versetzte Herr Weller. „Mir kam das auch so vor; aber ich nahm ihn wie einen Menschen, bei dem es nicht richtig im Kopfe ist. Dagegen bin ich überzeugt, daß ihm mein Achselzucken ebenfalls nicht unverständlich blieb. Und wie habe ich die Achseln gezuckt! Ich wollte, Sie hätten das sehen können. Pah! Unsereins läßt sich auch nicht Alles bieten!"

„Ja, ja, es muß das ein eigener Herr sein," sagte Victor, nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht. „Um also nicht gegen Ihre Offenheit zurückzubleiben," fuhr er fort, indem er vor dem kleinen Mann stehen blieb, „so will ich Ihnen nur sagen, daß man mir, vielleicht der Freiherr von Molitor selbst, mit diesem Zettel will verbieten lassen, hier zu meinen eigenen Fenstern hinauszuschauen."

„Das ist aber ungeheuer naiv."

„Allerdings, aber was wollen Sie machen, wenn da unten Kerle mit geladenen Gewehren vorbeispazieren, denen so ein Gewehr, während Sie harmlos im Fenster liegen, zufällig — verstehen Sie mich recht — zufällig losgeht? Was können die dafür, wenn ich zufällig getroffen werde?"

„Aber dieses wahnsinnige Benehmen muß doch einen Grund haben?"

„Es hat auch seinen Grund, mein lieber Herr Weller," sprach der Musiker nach einer Pause, „und da wir uns durch Zufall auf diesem eigenthümlichen Terrain gefunden haben, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen was ich weiß. Daß ich dabei auf die Verschwiegenheit eines rechtlichen Mannes baue, brauche ich wohl nicht zu sagen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0287-3

Mit der feierlichsten Miene von der Welt und einem Blick gen Himmel hob der Kaufmann seine rechte Hand empor und sagte mit bewegter Stimme: „Beim Anubis!“ Es war das ein Schwur, den er sich Gott weiß wo angewöhnt hatte, den er aber, wie alle seine Bekannten wußten, als außerordentlich bindend erachtete.

„Vielleicht erfuhren Sie zufällig, daß der Freiherr von Molitor verheirathet ist.“

„Ob ich das weiß?“ rief der kleine Kaufmann. „Kenne ich ja doch die Gemahlin des Freiherrn, die Baronin Molitor, wenn auch nicht persönlich, doch von Ansehen. Stehe ich ja selbst in Geschäftsverbindung mit dieser liebenswürdigen und hochgeehrten Frau, bin Lieferant ihres Hauses. — Eine charmante Dame! und schön, bei Gott! schön.“

„Das ist wahr,“ sagte Victor mit einem leichten Seufzer, wobei sich sein Auge auf eine Sekunde lang eigenthümlich umflorte, — „schön und gut. — Sie lebt seit Jahren getrennt von ihrem Manne; die Ursachen gehen uns nichts an. — Aus dieser Ehe ist eine Tochter da, welche der Freiherr von Molitor bei sich hat, und diese Tochter — ein Mädchen von acht Jahren, ist daran Schuld, daß der Freiherr seine Thüre mit Ketten, Schlössern und Riegeln verwahrt, daß er mich an meinem Fenster mit Schüssen bedrohen läßt, daß er Sie, verehrtester Freund, damals über alle Beschreibung grob behandelte, als Sie ihm seine Keller abmiethen wollten.“

„Ah!“ machte Herr Weller, und obgleich er die Verhältnisse genau aufgefaßt zu haben schien, so sah man doch, daß um seine eigenthümlich lächelnden Mundwinkel noch allerlei Zweifel spielten.

„Der Freiherr von Molitor,“ fuhr der Musiker fort, „lebt nämlich in der Besorgniß, es lasse die Baronin kein Mittel unversucht, um wieder in den Besitz ihrer kleinen

Tochter zu gelangen, und ich glaube nicht, daß diese Besorgniß gerade ungerechtfertigt ist."

„Und darin hätte die gnädige Frau vollkommen Recht!" rief eifrig Herr Weller. „Wenn ich mir denke, ein kleines hübsches Mädchen hinter jenen Schlössern und Riegeln, bei dem grollenden und murrenden Ungeheuer von einem Vater. Ah! da wäre das Kind doch wahrhaftig besser aufgehoben bei seiner liebenswürdigen Mutter, in einem so charmanten, freundlich vornehmen Hause."

Ob Herr Weller als Kaufmann in diesem Augenblicke die nothwendige Vergrößerung dieses freundlich vornehmen Hauses berechnete, sind wir nicht im Stande genau anzugeben. — „Deßhalb also," sprach er nach einer Pause wieder, „hatte er Angst, mir die Keller zu vermiethen? — Ah! bei Gott! dann hatte er nicht so ganz Unrecht. Hätte es mir doch wahrhaftig einmal in den Sinn kommen können, den Versuch zu machen, das kleine Mädchen zu entführen, es mit mir zu nehmen und im Triumphe in die Arme seiner Mutter zu legen. — Das," setzte er nachdenkend hinzu, „das wäre eigentlich sehr schön gewesen; — das — ja das" — seine Blicke, die er bei diesen Worten fest vor sich auf den Boden richtete, nahmen einen seltsamen Ausdruck an; seine Nase schien sich zu verlängern, seine Mundwinkel zuckten so sonderbar; — „das," wiederholte er nochmals, aber kaum hörbar, „ja das wäre eine That gewesen."

Eine innere Unruhe, die sich durch ein Gestikuliren mit den Armen, sowie durch ein Zucken in seinen kurzen Beinen offenbarte, ließ ihn nicht ruhig auf seinem Stuhle sitzen; er sprang in die Höhe und stellte sich neben Victor, der in den Garten hinabblickte.

„Und das da," sprach Herr Weller mit einigermaßen gepreßter Stimme, „das ist jener Garten, der zum Hause des Freiherrn von Molitor gehört?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0289-8

Der junge Musiker nickte mit dem Kopfe. „Dies ist der Garten," antwortete er, „in den hinabzuschauen es bald lebensgefährlich wird."

„Und — sieht man — dort — zuweilen — etwas?"

„O ja, bisweilen die kleine Dame, namentlich dort hinten an dem großen Bassin."

„Und wenn man ihr — zuriefe — etwas näher zu kommen?"

„Da würde sie wahrscheinlich erschrocken davon laufen, und die Wächter, die zuweilen unvorsichtiger Weise nach Sperlingen schießen, könnten Sie leicht treffen, mein lieber Herr Weller."

„Aber es wäre ruhmvoll, etwas zu thun, um der Mutter ihr Kind wieder zu verschaffen. Es wäre das — eine That." Dies letzte Wort dachte der Kaufmann blos, sprach es aber nicht aus. Eine Scheu, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, hielt ihn davon ab.

„Daran dachten auch andere Leute schon," meinte Victor träumerisch.

„Von hier aus könnte man einen solchen Versuch wagen," sprach bestimmt der kleine Kaufmann. — „Wenn auch Gefahr dabei wäre."

„Wirkliche Gefahren würden Manchen nicht abhalten," antwortete Victor; „aber es gibt eine Gefahr, die fürchterlicher ist, als selbst der gefährlichste Schuß, die Gefahr nämlich, sich bei einem solchen Abenteuer lächerlich zu machen."

„Und was wäre am Ende auch daran so Schlimmes?" meinte Herr Weller treuherzig. „Nehmen Sie mir nicht übel, mein lieber Herr Barring, wenn die Absicht gut und edel ist, so nimmt man am Ende ein bischen Lächerlichkeit mit in den Kauf. Sie werden mir dagegen zugeben, daß, wenn es gelänge, die kleine Dame ihrem tyrannischen Vater

zu entreißen, dies eine That wäre, — nun, eine glorioſe That."

Victor hatte ſich nach dieſen Worten raſch zu dem kleinen Manne herumgewandt, ihn aufmerkſam, aber lächelnd betrachtet, dann ſagte er mit Betonung:

„Ah! Herr Weller, eine That — verſtehe ich Sie recht? — Den Teufel auch! Mir ſcheint, Ihre Ideen von vorhin wollen anfangen fruchtbar zu werden. Nehmen Sie ſich in Acht, auf das hin muß ich Ihnen unfehlbar meine Wohnung verbieten."

„Nun, nun, nicht ſo ungeſtüm!" erwiederte der kleine Mann mit komiſchem Ernſte. „Geht man ſo mit einem alten Bekannten um? Ich habe Ihren Rath verlangt, Sie wußten mir keinen zu geben; dagegen läßt ſich nichts einwenden, aber mir Ihre Wohnung verbieten, das wäre in der That eine Beleidigung, für die ich Genugthuung fordern müßte. — Doch Scherz bei Seite," ſetzte er auf einmal in ganz verändertem Tone hinzu, während er ſich abmühte, ſeine Uhr hervorzuziehen, „ich habe genug von Ihrer koſtbaren Zeit geſtohlen. Wahrhaftig, ſchon zehn Uhr! Welche Menge von wunderbaren Gedanken ſtänden jetzt ſchon auf dem Papier da, wenn ich Sie mit meinen Schwätzereien nicht aufgehalten hätte. Doch mir war es eine Erleichterung, und ich bin Ihnen Dank dafür ſchuldig."

„Auch mir war Ihre Gegenwart nicht unangenehm, mein lieber Herr Weller," ſprach freundlich der Muſiker. „Es gibt Stunden, wo man ſich nicht zum Arbeiten aufgelegt fühlt und doch aus Pflichtgefühl arbeitet. Da iſt es denn immer beſſer, man wird abgehalten, als daß man was Schlechtes zu Tage bringt. Und damit Sie ſehen, daß ich die Wahrheit ſpreche," fuhr er fort, indem er Hut und Handſchuhe nahm, „ſo werde ich mit Ihnen gehen und

Sie durch ein Paar Straßen, so weit unsere Wege zusammen führen, begleiten."

„Was mir eine besondere Ehre sein wird," versetzte der kleine Kaufmann geschmeichelt, worauf er Panamahut und Reitpeitsche vom Stuhle nahm und es alsdann aus einem richtigen Gefühl nicht unterließ, die letztere sachte in seinen weiten Aermeln verschwinden zu lassen.

Dann gingen Beide mit einander fort.

Die eilfte Stunde.

Da die würdige Madame Duvallet, Jahre langem Gebrauche gemäß, auch dieses Mal wieder ihre Gesellschafts-zimmer nach beendigter Soirée, soweit dies überhaupt thunlich war, in Ordnung gebracht hatte, so fand sie denn auch am andern Morgen zu ihrer großen Bequemlichkeit nicht mehr viel hinwegzuräumen und wäre damit sicher ganz gut vor dem Frühstück fertig geworden, wenn sie nicht, als sie eben in aller Morgenfrühe beginnen wollte, durch ein außerordentlich seltsames Er-

eigniß abgehalten und gestört worden wäre. Kaum hatte sich nämlich — es war eben erst sieben Uhr vorüber — Alice bei ihr eingefunden, kaum hatte sie mit wahrem Stolze ihre Tochter auf die offene, frische und heitere Stirn geküßt, und kaum hatte sie gesagt: „Nun wollen wir machen, daß wir fertig werden, ehe er zum Vorschein kommt“ — er war nämlich der Commerzienrath — und kaum hatte sie hinzugesetzt, indem sie sämmtliche Fenster weit öffnete: „Stärkt ein solch' wunderbarer, prachtvoller Morgen nicht Herz und Sinne, und sollte man sich nicht versucht fühlen, mit all' den lustigen Vögeln hinauszujubiliren zu Gottes Preis und Ehre?“ — kaum hatte sie, wie gesagt, diesen anmuthigen und guten Gedanken Worte verliehen, dazu eine Schürze von grobem Leinen umgebunden und ein halb Dutzend Wasch-, Spül- und Trockenlappen in die Hand genommen, als draußen auf der Straße das Rollen eines Wagens hörbar geworden war.

Dies war nun zu so früher Morgenstunde an sich in diesem Stadtviertel ein Ereigniß, wohl im Stande, die Aufmerksamkeit der Commerzienräthin auf sich zu ziehen. Wie überrascht aber war die gute Frau, als sie nun hörte, wie der Wagen dicht an das Haus anfuhr und hielt, und wie traute sie kaum ihren Augen, als sie, zum Fenster hinausblickend — diese Fenster standen ja ohnedies offen — bemerkte, daß drunten Herr Kohler aus dem Wagen sprang, Herr Kohler, der ledige Herr Kohler — Herr Kohler, der oft mit einem Gemisch von Stolz und Wehmuth versichert, er glaube nicht, daß er auf der ganzen Welt irgend eine weibliche Anverwandte habe — und der sich nun sanft lächelnd gegen den Wagen verneigte, die Hand ausstreckte und nicht nur einer schwarzgekleideten Dame aussteigen half, sondern auch zwei Kindern, von denen das kleinste, ein Bube, noch obendrein einen Hampelmann im Arme

trug. Auch ein Paar Koffer waren auf den Wagen gepackt, die ebenfalls in's Haus gebracht wurden, was begreiflicher Weise das Erstaunen der Commerzienräthin noch vergrößerte.

Darauf war Herr Kohler eilfertig die Treppen hinaufgesprungen, hatte angeklopft und dann mit aufgeregten Zügen und ziemlich schwer athmend einen guten Morgen geboten und hastig nach dem Commerzienrath gefragt, dann in der Geschwindigkeit, als er zur Antwort erhalten: Herr Duvallet werde bald erscheinen, um Erlaubniß gebeten, die Dame, welche unten warte, in den Salon führen zu dürfen, und war hierauf mit einer furchtbaren Eilfertigkeit die Treppen wieder hinabgestürzt, um diese gleich darauf fast athemlos wieder hinaufzuhüpfen, der schwarz gekleideten Dame voran, die mit ihren Kindern in den Salon trat. — In den Salon, den Madame Duvallet noch nicht einmal vollkommen aufgeräumt hatte, gerechter Gott! wo sich noch Gläser und Flaschen befanden, wo die Möbel noch nicht abgewaschen, wo auf dem Fußboden noch Brodkrumen zu sehen waren, wo vielleicht in einer Ecke ein übrig gebliebener Flaschenpfropfen verrätherisch lungerte. — Und eine Fremde zu bringen in dieses Chaos! Und eine Fremde einzuführen bei Duvallet's Morgens bald nach sieben Uhr, wenn der Salon noch nicht aufgeräumt war! — Kohler mußte noch von gestern her einen gelinden Rausch haben oder Kohler mußte übergeschnappt sein. Die Commerzienräthin hätte gern krampfhaft hinauslachen mögen. Aber die Sache war zu ernst. — Dieser Kohler! ein Freund des Hauses, und eben dieses Haus so zu compromittiren!

Was aber die gute Madame Duvallet bis jetzt erfahren hatte, war am heutigen Morgen noch nicht Alles; es sollte noch besser kommen. Kohler blieb bei der Fremden im Salon drüben und kam nicht einmal, um Aufklärung zu

geben oder um sich zu entschuldigen; ja der Commerzienrath selbst machte es nicht viel besser. Kohler hatte Letzterem in seinem Schlafzimmer die Meldung dieses Besuchs gemacht, und darauf war er zu der Fremden gegangen und hatte mit ihr gesprochen lange, unendlich lange. Es schlug acht Uhr, es schlug halb Neun, — die Geduld der guten Commerzienräthin ward auf eine harte Probe gestellt. Wenn es ihr auch am Ende vollkommen gleichgültig war — und das hatte sie sich ein Dutzendmal gesagt — wen dieser Kohler gebracht habe, wer dort im Salon sei, mit wem der Commerzienrath verkehre, so war es ihr dagegen durchaus nicht gleichgültig, die schöne Morgenstunde und — Gott mochte wissen durch was — gehindert zu sein, ihr Hauswesen in Ordnung zu bringen. Endlich setzte sie sich mit Alice zum Frühstück nieder.

„So was sollte ich mir eigentlich ausbitten," hatte sie verdrießlich vor sich hin gesprochen, und es wäre beinahe möglich gewesen, daß die gute Frau seit langen Jahren zum ersten Male wirklich böse geworden. Glücklicher Weise fehlte an dem Silber, welches sie mehrmals überzählte, nicht das kleinste Löffelchen oder Dessertmesser; auch war beim genauesten Nachsehen nirgendwo ein Fleckchen zu entdecken. Nichts war gestern Abend zerbrochen worden, die feinen Damasttischtücher zeigten keine Weinflecken, kurz, es war gar nichts vorhanden, woran sich der Verdruß der Hausfrau hätte emporranken können, um zur feurigen Zornesblüte zu erwachsen.

Da endlich war der Commerzienrath erschienen und hatte seiner Frau, wie er es gewohnt war, auf seine ruhige Art einen guten Morgen gewünscht, dann in Betreff des Besuchs im Salon ein Paar Worte zu ihr gesprochen und sie gebeten, mit hinüber zu kommen.

Alice ging auf ihr Zimmer.

Dort war das junge Mädchen so gern, dort hatte sie ihre kleine Welt für sich; dort konnte sie ihren Träumereien leben, dort konnte sie die ganze Stadt überschauen bis die fernen Berge hinan, und dort auf den Höhen ließ sie ihr inneres Auge weiter und immer weiter schweifen mit einer gewaltigen Liebe und Innigkeit, mit einer unaussprechlichen Sehnsucht. Da tauchten Hügel und Berge nach einander auf; da sah sie in weiten, mit Duft gefüllten Thälern leuchtende Flüsse ziehen, da verfolgte sie deren Lauf, bis das Land in malerischen Buchten, in zackigen Vorgebirgen endete und eine große, silberglänzende, spiegelglatte Fläche vor ihr lag.

Warum sie sich dorthin sehnte? — sie wußte es selbst kaum; vielleicht war es der begreifliche Drang nach einer Wendung ihres bisherigen, wenn auch glücklichen, aber doch so einförmigen Lebens; vielleicht waren es aber auch die Nachklänge jener musikalischen Phantasieen Victors, denen sie so gern zulauschte und die gerade vor ihr aufzurollen er eine so wunderbare Fertigkeit hatte. — „Komm', Alice," konnte er sagen, „jetzt wollen wir zusammen reisen." Und bei diesen Worten hatte es sie schon häufig so eigenthümlich durchschauert, daß sie unwillkürlich zusammengefahren und mit einem sonderbaren Blick von ihm weggerückt war. Recht wehe that es ihr aber alsdann, wenn er auf das hin ärgerlich die Achsel zuckte und sie ein lächerliches Kind schalt.

Aber mit einander gereist waren sie denn doch fast immer.

„Siehst Du, Alice," konnte er während seines ausdrucksvollen Spieles sagen, „jetzt rollen wir auf der langweiligen Chaussee dahin; es ist heiß und staubig; ah! wie sind wir so glücklich, daß uns der Wald aufnimmt, der schöne, duftige, liebe Wald.

Wer hat dich, du stolzer Wald,
Aufgebaut so hoch da oben!

„Ruhen wir träumend unter einer mächtigen Eiche, oder nein! — ich weiß was Besseres, Alice. Hörst Du die Fanfare der lustigen Jagd; komm', ich bin Dein Stallmeister und helfe Dir Deinen Zelter besteigen. Wohlauf! hoch zu Roß, halloh! schöne Jägerin, halloh! bei Peitschenklang und Hörnerschall."

Oder er hatte in tremulirenden Tönen vor ihr ausgebreitet das weite, weite glänzende Meer, silberleuchtend mit dem zitternden, hüpfenden Mondesstrahl; am Ufer lag das Boot und schaukelte leicht auf den Wellen. Da hinein stiegen sie Beide, ganz allein in stiller, verschwiegener Nacht, und die Berge und Inseln rings umher schienen heimlich und discret langsam zurückzutreten oder sich zum Schlafen in ihre nächtlichen grauen Schleier zu hüllen.

Aber das Boot fuhr dahin, leise, fast geisterhaft, und wo es die Wellen durchschnitt, ließ es einen leuchtenden Streifen zurück, einen Streifen, der sich erst weit von dem Fahrzeuge in tausend tanzende Sternchen auflöste, in kleine, leuchtende Sternchen, die geschwätzig den Wellen zu erzählen schienen von den Beiden, welche dort in dem Nachen dahinglitten, von dem, was sie gesprochen, und die ganz, ganz leise hinzusetzten: daß sich so eben in der kühlen Flut zufällig ihre Hände berührt hätten.

O wie wahr ist es, daß man nirgends vor Spähern sicher ist! Wie wahr ist der Gesang des Dichters:

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;

Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor,
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Die Zimmer, die Alice bewohnte, lagen auf der hintern Seite des Hauses, und der Vater hatte sie für seine Tochter gewählt, weil vor ihrem Wohnzimmer eine kleine Terrasse war, die sie zu einem Blumengarten umgewandelt hatte. Alice liebte ihre Blumen und lebte so gern unter ihnen. Dies kleine künstliche Gärtchen mit seinem freundlichen Grün, mit seinen mannigfaltigen Blüten war ihr auch wieder ein Stückchen Welt, und seine engen Grenzen dehnte ihre lebhafte Phantasie nach allen Seiten unendlich weit aus. Am liebsten saß das junge Mädchen auf einem kleinen Stuhle so tief unter ihren Blumen, daß sie von denselben rings eingeschlossen war und so am besten ihren Gedanken nachhängen konnte, sie befände sich in einem weiten Walde, der voll der seltensten Blüten prangte. Da lauschte sie denn so gern auf bekannte Töne, die fern anklingen sollten und jetzt ihr Ohr erreichen, auf die weichen, fast traurigen Töne eines leise erschallenden Waldhorns.

Heute Morgen aber träumte sie nicht auf diese Art; sie stand vielmehr an der Brüstung der Terrasse und schaute in den glänzenden, strahlenden Morgen hinein, der so feierlich über der weiten Stadt schwebte, der mit goldstrahlenden Flügeln auf den Berghöhen rings umher ruhte, während er sich noch mit weichem Dufte in die Straßen hinabsenkte und auf den Dächern der Häuser flimmerte; schüchtern an manches noch dicht verhängte schattige Fenster strich, und dagegen wieder breit, sonnig und behaglich auf jenem weiten Platze ruhte, wo jetzt schon lachende Kin-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0299-8

der ihr lärmendes Wesen trieben. Sie wußte wohl selbst nicht, weßhalb sie bei diesem Hinausträumen das Gesicht so gern nach einer und derselben Gegend hinwandte; es war da eigentlich nichts Besonderes zu sehen; vor der hohen Terrasse, auf der sie stand, dehnte sich eine scheinbar wirre Häusermasse aus, zwischen der man erst in einiger Entfernung ein Paar Straßen zu unterscheiden vermochte. Eine von ihnen lief gegen einen kleinen Platz, und dann sah man, umgeben von den Gebäuden der Stadt, einen grünen, dicht mit Bäumen besetzten Garten, an dessen Ende sich ein hoher, zackiger Giebel erhob.

Dorthin folgten den Gedanken des jungen Mädchens die hellen, glänzenden Augen; da an dem Grün des Gartens hingen sie eine gute Weile, bis Alice endlich, wie unmuthig, ihren Kopf auf die Seite warf und sich ein ungeduldiges Ah! zwischen den feinen Lippen hervordrängte. Fast wäre sie mit ihrem Fuß heftig auf den Boden getreten, doch begnügte sie sich damit, ihren Kopf aufzuwerfen und ihn dann auf den Arm zu stützen, mit dem sie sich an die Seitenwand der Terrasse gelehnt hatte; dabei fielen ihre Augen auf ein Glas Wasser, das auf der Brüstung stand und worin sich ein Bouquet Blumen befand, welches Victor gestern Abend mitgebracht. Das junge Mädchen hatte sie sorgfältig in die Nachtkühle hinausgestellt, doch war trotzdem der frische Schimmer der Blüten schon dahin, und hie und da hing eine das Köpfchen welk herab.

„Es mag über Nacht mancher Blumenstrauß verwelkt sein," dachte Alice, und dabei erschienen vor ihrem Auge die glänzenden, strahlenden Hallen, von denen sie schon oft reden gehört, schöne Damen in den elegantesten Roben, Blüten im duftigen Haar, Blumen, kunstreich zu ungeheuren Bouquets zusammengebunden, in der Hand.

Wenn sie bei diesen Bildern verweilte — und sie that

das häufig, nachdem sie sich von Victor, der diese Cirkel zuweilen besuchte, davon hatte erzählen lassen, — so überschlich es sie nicht wie Neid, sondern nur wie ein bitteres Gefühl, daß sie auch nicht ein einziges Mal zuschauen durfte, wenn er sich in diesen glänzenden Kreisen bewegte. Gewiß, nur ihn wollte sie sehen, nicht um ihrer selbst willen — o gewiß nicht! sprach sie zu sich selber mit einem zweifelhaften Lächeln — sondern nur, wie er, der ja auch in ihr stilles, bescheidenes Haus kam, sich dort in der großen Welt ausnehme.

„Vortrefflich!" hatte Herr Kohler gesagt, den sie einmal lachend darüber befragte. „Ich versichere Sie," hatte sich der ehemalige Makler mit Enthusiasmus ausgesprochen, „Victor ist dort ungeheuer gern gesehen; man verwöhnt ihn; er macht Furore mit seinem wunderbaren Talent, und wenn er spielt, so lauscht Alles entzückt zu, und Herren und Grafen müssen in dem Augenblick, wo der erste Ton erklingt, vollständig verstummen."

Diesen Worten war die lebhafteste Phantasie des jungen Mädchens gefolgt und sie sah Victor, wie er am Flügel saß, und sah, wie eine andere schönere, strahlendere Dame den Platz an seiner Seite einnahm, den Platz, den sie, Alice, hier im Hause schüchtern als den ihrigen betrachtete. Sie hörte, wie man ihm Beifall zurief, wie Spitzen um ihn wehten, Brillanten rings umher funkelten, und wie glänzende Augen, in ihren Blitzen die Edelsteine überbietend, ihn herzlicher, liebender anblickten, als sie das zu thun im Stande war. Auch sah sie ihn diese Blicke erwiedern, freundlich und gewinnend, nicht mit jenem eigenthümlichen, fast traurigen Lächeln, womit er sie betrachtete, wenn sie einmal aus dem Grunde ihres Herzens ausrief: „Ah, Victor! das war schön."

Fast hätte Alice Duvallet sich darüber ärgern können,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0301-1

daß sie sich am heutigen Morgen, so ohne es eigentlich zu wollen, mit ihm beschäftigte: er hatte das gestern Abend wahrhaftig nicht verdient. War er doch spät genug gekommen, hatte er ihr doch kaum eine Hand gereicht und dazu gesagt: „Guten Abend mein Kind!“ und über dieses: „mein Kind!“ hatte sie sich recht geärgert, wie das immer war, wenn er sie so ansprach. — Mein Kind! War sie denn wirklich noch so ein kleines Kind? — Sie war es nicht mehr; das sagte sie sich still, leise und verschwiegen, wenn sie bei sich ganz allein war. — Nein, sie war es nicht mehr, — jetzt nicht mehr, seit einem halben Jahre nicht mehr, als er einmal neben ihr am Flügel gesessen, als er wieder mit ihr auf den Schwingen der Töne in weite Länder gereist war, als sie ihre rechte Hand leicht auf die Tasten des Instruments gelegt und angefangen, ihm leise und schüchtern zu accompagniren. Da hatte er sich verwundert zu ihr gewendet, da hatte er sie angeblickt, so seltsam, daß es sie durchschauert hatte, da hatte er seinen Arm nur einen kleinen Augenblick um sie geschlungen und hatte gesagt: „Das stimmt ja wunderbar, meine gute Alice.“ — Ja, seit dem Momente war sie kein Kind mehr, das fühlte sie wohl, und deßhalb verdroß es sie so sehr, wenn gerade er: „mein Kind!“ sagte. Dann konnte sie verstohlen in den Spiegel blicken und unmuthig die Lippen auf einander pressen, wenn sie ihren einfachen glatten Anzug sah, der ihr so recht unbedeutend vorkam, wenn sie an die glänzenden, rauschenden Roben jener Damen dachte, bei denen er nun später seine Abende zubrachte, nachdem er sich hier in ihrem Hause gründlich gelangweilt. Und das war ihr ein so bitteres Gefühl, daß sie oft Sekunden lang beide Hände auf ihr Herz preßte und dabei nur gewaltsam ihre Thränen unterdrücken konnte — „Thränen, von denen er nicht eine einzige werth ist!“

sagte sie gleich darauf, wobei sie den Kopf trotzig in die Höhe warf.

Und doch wollte er es nie eingestehen, daß er nur halb gezwungen hieher in's Haus seiner Verwandtin komme, daß er das nur thue, weil er nicht anders könne, und daß er, der Neigung seines Herzens folgend, lieber ganz wegbleiben würde. — Unter diesem peinigenden Gefühl hatte das junge Mädchen schon unbeschreiblich gelitten; es war ihr das zuweilen so unerträglich, daß sie öfters im Begriffe gestanden, offen mit ihm darüber zu sprechen, und sie hatte schon hie und da eine Anspielung gewagt. Aber wenn er dann anscheinend so herzlich lachte und einen Gedanken, der ihr die Brust schmerzlich zusammenpreßte, so lustig verwarf, da verstummte sie und war nicht im Stande, mit ihm weiter zu reden. Und doch, wenn sie ihn anblickte, sah sie wohl, daß bei ihren Worten ein leichter Schatten momentan den Blick seiner Augen trübte, oder daß seine Mundwinkel sonderbar zuckten. Seine Antwort: „Du bist ein närrisches Kind," kam ihm alsdann auch nicht vom Herzen; das fühlte sie wohl, und wenn er in solchen Augenblicken rauschende, wilde Töne aus dem Instrument hervorklingen ließ, dann rückte sie scheu zur Seite, und sein Leben und Treiben kam ihr fast unheimlich vor; er erschien ihr alsdann wie ein Wesen, dem etwas Schweres, Finsteres auf der Seele ruht, wie Jemand, der ein zweifaches, gänzlich verschiedenes Leben führt, und der am Tage nicht heiter und glücklich sein kann, weil seine nächtlichen, düsteren Träume ihm trotz Tagesglanz und Sonnenlicht in gespensterhaften Gestalten erscheinen.

Diese Gedanken, die ahnungsvoll und doch unbewußt ihr Gemüth durchzogen, ließen ihr Betragen ihm gegenüber ihr oft so eigenthümlich erscheinen. Zuweilen war es sichtbar, daß sie ihn mied, vor ihm zurückzuweichen, zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0303-2

fliehen schien. Ein anderes Mal mußte man es bemerken, wie ihr dunkles, glänzendes Auge so fest, so innig an ihm hing, wie es sie langsam zu ihm hinzog, bis sie sich an seiner Seite niederließ, bis sie den Kopf an seine Schultern lehnte, bis sie ihre Hand auf seinen Arm legte, als wolle sie ihn zurückhalten und nicht mehr hinaus lassen in jene wilde, entsetzliche Welt.

So stand Alice auf ihrer kleinen Blumenterrasse, und solch' finstere Gedanken durchzogen ihre Träume trotz des prachtvollen, glänzenden Morgens. O hätte sie hinausgekonnt in die Weite! — so dachte sie seufzend und drückte ihre warme Stirne an die kalte Mauer des Hauses, — hinaus über jene fernen Berge in den grünen, schattigen Wald hinein, bei jedem Schritte vergessend ihre kleinen Leiden, bei jedem Schritte ruhiger, glücklicher werdend, bei jedem Schritte fühlend, wie sich ihr Herz erweitere, wie es lichtvoll und klar in ihm wurde, wie es so empfänglich ward zur Aufnahme all' der freundlichen Bilder, welche der tiefblaue Himmel im Verein mit der grünenden, blühenden Erde vor ihrem Auge entstehen ließ! O hätte sie hinaus gekonnt, still und sinnend niedersitzen an das Ufer eines murmelnden Baches, die zitternden Sonnenstrahlen verfolgen, die hin und wieder auf dem glänzenden Wasser umhersprangen; das Murmeln der Flut, die beweglichen Lichter auf derselben hätten ihr allerlei Schönes erzählt und hätten ihr Gemüth beruhigt, sie still und glücklich gemacht.

So aber konnte sie nicht in Feld und Wald hinaus, sie konnte sogar nicht einmal fortträumen auf ihrer kleinen, sonnigen Terrasse, denn sie mußte dem Rufe der Mutter folgen, die sie bat, hinein in's Zimmer zu kommen, in den Salon auf der andern Seite des Hauses, wo es im Gegensatz zu der hellen Sonnenseite hier so schattig und düster war, wo obendrein noch die schweren, altmodischen

Vorhänge die Fenster halb verhüllten, und wo Alice eintretend fast wieder zurückschreckte, denn sie sah auf dem Sopha eine Frau in tiefer Trauer sitzen und neben ihr stehend zwei kleine, ebenfalls dunkelgekleidete Kinder.

Die Commerzienräthin stellte der Fremden ihre Tochter vor, und bezeichnete Jene alsdann als Madame Nicolai mit ihren beiden Kindern.

Weßhalb das junge Mädchen, kaum in's Zimmer getreten, schwer und mühsam athmete, darüber konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben; aber es war ihr gerade, als habe man ihr mit dem glänzenden Sonnenlicht auch die Luft entzogen. Und doch sei es hier recht behaglich kühl, versicherte Madame Duvallet, gerade so, wie man es an einem heißen Tage wie der heutige nur wünschen könne.

Alice hatte sich, nachdem sie die Fremde freundlich begrüßt, still neben ihre Mutter gesetzt, und es war ihr zu Muth, als dürfe man nicht laut reden der Trauer wegen, welche die schwarzgekleidete Fremde in's Haus gebracht. Diese saß da so einsylbig und unheimlich, mit dem bleichen Gesichte und dem fest zusammengezogenen Mund. Ihr Gesicht war regelmäßig schön, aber es lag etwas Hartes in den Zügen derselben; auch die großen, schönen Augen blickten kalt und strenge; ein Zucken um ihre Lippen, das jedesmal erschien, wenn sie sprach, war auch nicht im Stande, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

Das dachte Alice Duvallet, nachdem sie die Fremde theilnehmend betrachtet.

„Madame Nicolai ist Wittwe," sagte die Commerzienräthin nach einer Pause; „sie hat das Unglück gehabt, ihren lieben Mann zu verlieren."

„Und dies Unglück hat Sie vor Kurzem betroffen?" fragte Alice mit bewegter Stimme.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0305-3

Madame Nicolai seufzte tief, dann nickte sie mit dem Kopfe und erwiederte:

„Ja, mein Fräulein; das schwere Unglück ist ganz vor Kurzem über mich hereingebrochen; — doch sah ich es längst kommen," setzte sie mit einem eigenthümlichen Tone hinzu, und dabei zuckten ihre Mundwinkel wieder auf die eben erwähnte kalte, unangenehme Art.

„So, war Herr Nicolai längere Zeit krank?" sagte Madame Duvallet, „und Sie haben ihn erst verloren, nachdem er viel gelitten?"

„So ist es, Frau Räthin," entgegnete die schwarz gekleidete Frau. „Wir Beide haben viel gelitten." — Sie öffnete die Augen weit, und blickte zum Fenster hinaus an den tiefblauen Himmel. — „Viel haben wir gelitten, — Beide; ich vielleicht am meisten."

Die Kinder hatten sich in Ermanglung eines andern Spielzeugs mit dem bunten Hampelmann abgegeben; das ältere Mädchen ließ ihn Marionetten spielen, worüber der Bube lustig lachte. Eben hatte Hampelmann mit seinen steifen hölzernen Armen den Knaben auf beide Wangen gepätschelt und darauf seine große Nase an dessen rechtes Ohr gelegt, womit ein Ruhepunkt im Spiel der Kinder eingetreten war, als das kleine Mädchen plötzlich ihren Kopf gegen das Sopha wandte, Madame Duvallet fest ansah und mit lauter Stimme sagte:

„Papa ist gar nicht krank gewesen, nicht wahr, Ferdinand? Gestern Mittag war er noch ganz gesund und heute Nacht ist er gestorben, wie Mama sagt."

Als das Kind so sprach, fuhr die Mutter sichtlich zusammen, doch preßte sie gleich darauf ihre Lippen einen Moment fest auf einander, und ein trauriges Lächeln zuckte über ihre Züge, ehe sie zu Madame Duvallet gewendet mit etwas unsicherer Stimme sprach:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0306-9

„So sind die Kinder einmal; sie mengen Alles durch einander, Zeit und Ort, sie sind eigentlich glücklich, eine lange Zeit des Leidens geht an ihnen spurlos vorüber."

Das Mädchen schaute seine Mutter mit großen Augen an, dann fuhr es hartnäckig, wie Kinder zu sein pflegen, fort:

„Papa war gar nicht krank, Mama. — Nicht wahr, Ferdinand?" Sie fuhr mit ihren kleinen Fingern durch die dichten Haare ihres Bruders. — „Wenn man krank ist, so legt man sich zu Bette und dann kommt der Doctor und bringt eine große Flasche voll Medicin mit Goldpapier dran und einen großen Zettel. — Nicht wahr, Ferdinand?"

„Ja," sagte der Knabe, „und da muß man seine Zunge zeigen und bekommt lange nichts zu essen. — Ist es nicht so, Mama?"

Madame Nicolai hatte sich wieder vollkommen gefaßt und antwortete mit großer Ruhe, während sie das Mädchen an sich zog:

„Gewiß ist es so, und so war es auch bei uns; das habt ihr aber Alles vergessen."

„Nein, Mama, ich habe nichts vergessen; der Doctor ist nicht gekommen und Papa hat auch nicht zu Bett gelegen. — Nicht einmal heute Nacht."

„Wer auch so glücklich wäre, wie diese Kinder!" erwiederte die Fremde, indem sie ein paarmal mit dem Kopf nickte und ihre kleine Tochter fest an sich zog. „Freud und Leid hält nicht bei ihnen und sie mengen Alles durcheinander — es könnte Einem das Herz zerreißen. — Ja, ja, Du hast Recht, Bertha," fuhr sie nach einer Pause fort, „gestern Nacht hat Dein Vater freilich nicht mehr in seinem Bette geschlafen." — Ein Schauer schien bei diesen Worten ihren Körper zu durchfliegen. — „Er konnte es nicht,

weil er da schon todt war. Aber jetzt sei ein gutes Kind und sprich nicht weiter davon; Du thust Deiner Mutter so sehr weh, wenn Du noch mehr darüber sagst."

Sie beugte sich bei diesen Worten nieder und küßte ihr Kind herzlich auf die Stirne. Als sie sich wieder emporrichtete, sah man ihre Augen voll Thränen stehen, und Bertha, die sich bei diesem Anblicke fest an ihre Mutter schmiegte, versprach jetzt ganz stille zu sein und nichts mehr zu reden.

Hierauf entstand im allgemeinen Gespräche eine etwas längere Pause. Die Fremde zog dem Knaben sein Jäckchen etwas herunter und ermahnte ihn dabei, ruhig zu sein; denn Ferdinand zeigte viele Neigung, ein kleines Lied zu singen, das ihn zu Haus die Magd vor Kurzem gelehrt hatte.

Die Commerzienräthin that, wie man in solchen Augenblicken zu thun pflegt: sie zog an ihren Haubenbändeln, strich auch wohl mit der rechten Hand über das Sophakissen und sagte darauf:

„Ja, ja, so geht's in der Welt; es ist traurig, daß es so geht, aber wer kann es anders machen? Man muß Alles in Geduld hinnehmen."

Es sind das Aussprüche, die unbeschreiblich allgemein klingen, die man aber, um ein Gespräch einzuleiten oder den Riß einer Conversation auszufüllen, sehr wohl gebrauchen kann, und deßhalb nicht ohne Wichtigkeit.

Alice hing ihren eigenen Gedanken nach, die heute — sie wußte selbst nicht warum? — recht trübe, recht drückend waren. Sie hatte auf dem Rande des Sophas den Kopf in die Hand gestützt und blickte zum Fenster hinaus. Erschien ihr doch das dunkle, schattige Zimmer mit den stark zusammengezogenen Vorhängen wie ein Gefängniß, aus dem heraus man

vergeblich nach Luft und Licht schmachtet. Und Luft und Licht, namentlich das letztere, lag so verlockend draußen auf der Straße und spielte in goldenem Sonnenglanze an den Mauern des gegenüberliegenden Hauses. Da glänzte der helle Schein neben tief dunkeln Schatten; da drüben funkelte, blitzte und strahlte es, während hier Alles so düster und traurig erschien, so passend zu der schwarzgekleideten Fremden mit ihrem bleichen Gesicht, mit den großen, gespensterhaften Augen.

„Madame Nicolai will eine Stelle annehmen," sprach nun die Commerzienräthin, nachdem die drei Damen eine gute Weile geschwiegen. Sie sagte das zu Alice gewendet und offenbar in der Absicht, die Conversation nicht ganz einschlafen zu lassen. „Ja," wiederholte sie, „Madame Nicolai will die Stelle annehmen, die im Hause des Freiherrn von Molitor zu besetzen ist; Dein Vater wird Madame Nicolai vorschlagen, und ich zweifle nicht, daß der Herr Baron auf diesen Vorschlag bereitwillig eingehen wird. — Sie kennen den Herrn Baron?" fragte sie die Fremde.

Diese schüttelte mit dem Kopfe, ehe sie entgegnete:

„Nein, ich habe ihn nie gesehen; doch glaube ich," setzte sie hinzu, nachdem sie wie verlegen an ihrem Halstuch gezupft, „ich habe von seinem Hause schon reden hören."

„Nun, das wird gerade nicht das Empfehlendste gewesen sein," meinte die Commerzienräthin. „Ueber das Haus ist schon sehr viel gesagt worden, und die Leute, die oben hinaus urtheilen, sind meistens geneigt, dem Herrn von Molitor in Allem Unrecht zu geben. Das kommt wohl daher, weil er, und das ist nicht zu läugnen, ein harter, ja unangenehmer Charakter ist und weil die Welt so gern bereit ist, einer schönen Frau unbedingt Recht zu geben."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0309-9

„Ja sie soll schön sein — sie soll sehr schön sein, diese Frau Baronin von Molitor," sagte die Fremde mit niedergeschlagenen Augen.

„Sehr schön — eine reizende, elegante Dame, das ist nicht zu läugnen," versetzte Madame Duvallet; „ich begreife wohl, daß sie vielen Männern die Köpfe verrückt hat."

Alice wußte nicht, weßhalb ihr gerade dies Gesprächsthema peinlich war und weßhalb es sie jedesmal schmerzlich berührte, so oft der Name dieser Frau von Molitor genannt wurde; und doch wieder war es ihr so interessant, etwas über diese Frau zu hören, und doch war sie schon in den Straßen der Stadt lange vor einem Laden stehen geblieben, um diese Dame aus ihrem Wagen steigen zu sehen, wobei sie dann zugeben mußte, daß es allerdings eine schöne, interessante Erscheinung sei.

„Wenn man, wie ich schon vorhin bemerkt, nicht läugnen kann," fuhr die Commerzienräthin fort, „daß der Freiherr von Molitor ein Herr ist von außerordentlich schroffer Außenseite, — ich kann Sie versichern, mein Mann, der doch mit allen Leuten umgehen kann, hat genug zu thun, um mit dem Baron in Frieden zu bleiben — so soll dagegen, wie Alle sagen, die ihn näher kennen, sein Charakter von einer außerordentlichen Festigkeit und Ehrenhaftigkeit sein."

„Wornach also alle Schuld auf Seiten der Baronin läge," sprach Madame Nicolai; „und was mich anbelangt," setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „so bin ich sehr geneigt, fest daran zu glauben."

„Man muß ihm wenigstens lassen," versetzte Madame Duvallet, „daß er vor der Welt zeigt, die eigenthümlichen Verhältnisse, welche sein Hauswesen zerrissen haben, gehen ihm zu Herzen. Er hat sich seit jener Zeit von Allem zurückgezogen. Wie selten kommt er hieher! gewöhnlich lebt er auf

seinem einsamen Schlosse, wo er keinen Menschen sieht und wo er sich nur der Erziehung seiner Tochter widmet."

„Aber trotz allem dem ist es für eine Mutter hart, ihr Kind nicht bei sich haben zu können," meinte Alice, indem sie, wenn gleich widerstrebend, die Partei der Baronin nahm. „Es muß sie das sehr unglücklich machen; es muß das ihr Herz zerreißen."

„Wovon man aber sehr wenig bei ihr bemerken soll," sprach die Commerzienräthin achselzuckend. „Sie verlebt in Lust und Freude ihre Tage, macht trotzdem, daß sie eine Frau ohne Mann ist, ein großes, glänzendes Haus, gibt die größten Gesellschaften, bei denen es sehr lustig zugehen soll, und wo man gewiß sehr wenig davon merken wird, daß die Herrin eigentlich einen tiefen Kummer im Herzen tragen sollte und graugekleidet Buße thun. — Aber was gehen uns diese Verhältnisse eigentlich an?" fuhr sie gleich darauf heiterer fort; „die Baronin Molitor lebt von ihrem Manne getrennt, also werden Sie, meine beste Madame Nicolai, nicht mit ihr zusammen kommen, und kann es Ihnen gleichgültig sein, wie sie ist. Was den Freiherrn anbelangt, so ist er allerdings eine eigenthümliche Persönlichkeit, wenn man aber seinen klar ausgesprochenen Willen befolgt, so soll es durchaus nicht schwer sein, mit ihm zu leben und seine Zufriedenheit zu erlangen."

„Aber Mama," sagte Alice, „Du wirst doch zugeben, daß Mamsell Schulz Alles gethan, was in ihren Kräften stand?"

„Mamsell Schulz," erläuterte die Commerzienräthin, „war Ihre Vorgängerin, und dieselbe hat sich gewiß, was ihren Dienst betrifft, die Erziehung des kleinen Mädchens nämlich, durchaus nichts zu Schulden kommen lassen. Aber wie wir erfahren, hatte es Mamsell Schulz nicht verschmäht, mit der Baronin Molitor in Verbindung zu treten. Ich

für meine Person möchte ihr das gerade nicht so hoch anrechnen, denn die Baronin hat es gewiß an keinem Mittel fehlen lassen, um sich die Erzieherin ihrer kleinen Tochter geneigt zu machen. Das war die Klippe, an der Mamsell Schulz gescheitert ist, und wohl die einzige im Hause, vor der man sich in Acht zu nehmen hat und die auch gewiß nicht so schwer zu vermeiden ist."

„Und warum versuchte es die Frau von Molitor, sich durch die Erzieherin ihrer kleinen Tochter zu nähern?" fragte die Fremde. „Hat sie nicht auch ohne das ein Recht dazu?"

„Man kann einer Mutter dieses Recht wohl nicht absprechen," entgegnete Madame Duvallet. „Aber das sind gerade die eigenthümlichen Verhältnisse in jenem Hause, daß der Herr desselben — und er wird wohl seine triftigen Gründe dazu haben — seine Frau, die von ihm getrennt lebt, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot stehen, von ihrer Tochter fern zu halten sucht."

„Das ist hart," sagte die Wittwe, indem sie ihre eigene Tochter fester an sich zog. „Er sollte der Mutter nicht verbieten, zuweilen ihr Kind zu sehen. — Ich habe gewiß nicht Ursache," fuhr sie nach einer Pause fort, „diesen Damen das Wort zu reden, aber es ist hart, einer Mutter den Anblick ihres Kindes zu versagen."

„Wozu Sie aber aus allen Kräften mitwirken müssen, meine beste Madame Nicolai," bemerkte achselzuckend die Commerzienräthin. „Es ist dies wohl die erste und Hauptbedingung, die Ihnen von Seiten des Freiherrn gestellt werden wird."

„Und die ich mit dem Dienste auch werde annehmen müssen," versetzte die Wittwe, indem ein bitteres Lächeln über ihre Züge flog. „Seien Sie aber dagegen überzeugt," fuhr sie, sich verbindlich gegen Madame Duvallet verneigend,

fort, „daß ich die Kraft haben werde, eine Bedingung, die ich einmal eingegangen, auch zu halten, und daß ich in diesem Punkte der Empfehlung Ihres Herrn Gemahls alle Ehre machen werde.“

Bei diesen Worten hatte sie sich emporgerichtet, und dasselbe starre, kalte Lächeln zeigte sich wieder auf ihren Zügen.

Draußen hörte man in diesem Augenblicke rasche Schritte, welche sich der Salonthüre näherten. Es wurde leicht angeklopft, und ohne noch das Herein! der Frau des Hauses gehörig abgewartet zu haben, öffnete sich schon die Thür, und Victor Barring erschien auf der Schwelle.

Die schwarzgekleidete Fremde saß vom Fenster abwärts gekehrt, auch hatte sie ihren Hut mit dem Schleier aufbehalten, und war es Zufall, daß sie ihr Gesicht in dem Augenblick, wo der junge Mann eintrat, tiefer zu den Kindern hinabbeugte, oder that sie es absichtlich, um ihren Schleier herabfallen zu lassen, der ihre Züge nun gänzlich bedeckte? Ein aufmerksamer Beobachter hätte aber sehen müssen, wie ihre Hand zitterte und wie sie mit einer wahren Angst ihre Kinder so zu sich herzog, daß sie bei einer Wendung, die sie machen mußten, dem Eintretenden ihren Rücken zudrehten.

Victor eilte auf Madame Duvallet zu, und während er sich nach ihrem Befinden erkundigte, streckte er seine rechte Hand mit einem freundlichen Kopfnicken gegen Alice aus, welche diese Hand, aber nur ganz leicht, mit ihren Fingerspitzen berührte.

„Ich wollte mich nur erkundigen,“ sprach heiter der junge Musiker, „wie Tante und meine schöne Cousine geschlafen. Es war spät gestern Abend und —“

Er stockte in seinem Sprechen, denn nachdem er einen Blick auf die dicht verschleierte Fremde geworfen und nun

begreiflicher Weise auf die beiden Kinder hinabschaute, hatte das kleine Mädchen ihren Kopf herumgewandt, und zwei leuchtende Augen blickten ihn aus einem frischen Kindergesichte an, das ihm außerordentlich bekannt vorkam.

„Und," wiederholte er mechanisch, indem er forschend wieder nach der schwarzgekleideten Dame hinüberblickte — „und — ja es war recht spät — und ich dachte mir, Sie würden heute Morgen sehr ermüdet sein."

Die zwölfte Stunde.

Die Commerzienräthin hatte wohl das Erstaunen Victor's beim Anblick der Fremden bemerkt, da sie aber natürlicher Weise glaubte, dasselbe habe einzig und allein seinen Grund darin, daß der Verwandte und Freund des Hauses hier Jemand sehe, dem er nicht sogleich vorgestellt wurde, so beeilte sie sich das zu thun, indem sie, zu der Fremden gewendet, ihren Neffen als Herrn Victor Barring nannte und dann umgekehrt die schwarze Dame als die Frau Wittwe Nicolai präsentirte.

Diese Präsentation hätte vielleicht die gleichen Folgen gehabt, welche bei fremden Leuten, die sich zum ersten Mal sehen, gewöhnlich sind: eine stumme Verbeugung, ein Paar verbindlich klingende Worte oder etwas Aehnliches, — wenn sich nicht in diesem Augenblicke die kleine Bertha aus den Armen ihrer Mutter losgewunden und laut und freudig ausgerufen hätte: „Herr Barring!“ und wenn sie nicht darauf zu ihrem Bruder gesagt hätte: „Siehst Du, Ferdinand, der Herr Victor, der immer mit Papa kam und mit uns so gern gelacht hat.“

„Ja,“ gab der Knabe trotzig zur Antwort, „ich kenne ihn wohl, aber er ist auch lange nicht mehr da gewesen; ich mag ihn nicht mehr so gut leiden.“

Der junge Musiker, ohne auf die Ueberraschung seiner Tante und Alicens zu merken, eilte rasch ein Paar Schritte auf die schwarzgekleidete Fremde zu, blickte sie scharf an, und rief dann laut:

„Ah! sind Sie es wirklich, Therese! — Gott sei Dank! daß Sie es sind. — — Verzeihen Sie, Madame Nicolai,“ setzte er alsdann mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß mich die Ueberraschung zwang, Sie, die vielleicht von mir nicht gekannt sein wollten, hier vor diesen Damen zu erkennen.“

Ein Paar Sekunden lang saß die Fremde regungslos da und gab durch keine Bewegung zu verstehen, daß sie auf die Begrüßung Victors eingehen wolle; doch schien sie sich plötzlich besonnen zu haben, sie hob langsam ihren Schleier empor, sie zeigte dem Erstaunten ihre bleichen, entschlossenen Züge mit dem kalten Blicke, und nachdem sie ihn eine lange Weile fest angesehen, sagte sie mit leicht zitternder Stimme:

„Ja, ich bin es, Herr Barring, die unglückliche Frau Ihres Freundes.“

Daß die Commerzienräthin dieser Erkennungsscene mit

höchster Ueberraschung beiwohnte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; da aber ihre Neugierde hiedurch mächtig angeregt wurde, so verschwand neben dieser jedes andere Gefühl und sie blickte der Entwicklung mit großer Spannung entgegen.

Nicht so Alice; was sie eben gesehen und gehört, berührte sie schmerzlich. Sie sah wohl, daß das Erkennen der Beiden kein freudiges war; es konnte ihr unmöglich der finstere drohende Blick aus den Augen der Fremden unbemerkt bleiben, mit dem diese Victor anstarrte, als sie ihm Antwort gab. Sie hätte so gern das Zimmer verlassen: sie wollte sich von ihrem Sitze erheben und legte ihre rechte Hand auf den Arm der Mutter, wobei sie diese fragend ansah. Als ihr dagegen Madame Duvallet ein Zeichen machte, ruhig zu bleiben, ließ sie ihren Kopf niedersinken — sie wollte es vermeiden, in die eigenthümlich glänzenden Augen der schwarzgekleideten Frau zu blicken.

„Ich bin wirklich hoch erfreut, Sie hier zu finden," sprach Victor, indem er sich der Dame näherte und zutraulich ihre Hand zu fassen suchte, die sie ihm aber mit einiger Heftigkeit entzog. „Aber sagen Sie mir, Therese, welch' glückliches Ungefähr brachte Sie gerade hieher zu meinen Verwandten?"

„Das ist mein Geheimniß," erwiederte Madame Nicolai mit einem scharfen Tone der Stimme, den sie aber gleich darauf milderte, als sie, zu Madame Duvallet gewendet, bittend hinzusetzte: „Nicht wahr, Frau Räthin, das ist unser Geheimniß? — Ich wußte gewiß nicht," sprach sie gleich darauf weiter und betonte jedes Wort hart und schneidend, „daß ich hier bei Verwandten von Ihnen bin, Herr Barring. — — Ich wäre alsdann wahrscheinlich nicht hieher gegangen."

Der junge Mann zuckte mit den Achseln und versetzte: „Ich sehe wohl, Sie sind in einer Gemüthsverfassung,

die ich leider an Ihnen kenne, und die es unmöglich machen wird, ein ruhiges Wort mit Ihnen zu reden."

„Das kannst Du doch wahrhaftig der Madame Nicolai nicht übel nehmen," sprach die Commerzienräthin mit herzlicher Stimme und einem Ausdrucke der Rührung in ihren Zügen. „Die arme Madame Nicolai hat vor ganz Kurzem ihren Mann verloren."

Bei diesen Worten sah man eine Sekunde lang ein bitteres Lächeln auf den Zügen Victors. Er hob seine rechte Hand empor, während sich seine Lippen hastig öffneten; doch als ob er fühlte, es sei hier nicht am Platze, etwas vielleicht Unüberlegtes zu sprechen, fuhr er mit der Hand über das Gesicht und sagte mit einer verbindlichen Verbeugung gegen die Fremde:

„Vielleicht gestattet Madame — Nicolai, daß ich ein Wort allein mit ihr rede."

Alice erhob sich rasch von ihrem Sitze und die Commerzienräthin blickte fragend auf die Fremde, welche aber mit einer ängstlichen Geberde beide Hände erhob, und die Damen dadurch zu bleiben bat, worauf sie dem jungen Manne kalt und ruhig erwiederte:

„Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu reden hätte."

„Nun gut denn," sprach dieser nach einer Pause in sehr entschlossenem Tone. „Wenn Sie das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht allein hören wollen, so werde und muß ich mir erlauben, vor meinen Verwandten zu sprechen. Ich bin das meinem Freunde schuldig; ich bin das diesen armen Kindern schuldig, ich bin das Ihnen schuldig, Madame."

Die Angeredete zuckte leicht zusammen, sie faltete ihre Hände und ließ ihr Haupt tief auf die Brust herabsinken. Da sie aber hierbei auf ihre Kinder blickte, fuhr sie plötzlich in die Höhe und rief mit schmerzlicher Bewegung:

„Reden Sie meinetwegen, Herr Barring; sagen Sie,

was Sie wollen, aber nicht vor diesen da." Sie zeigte auf die Kleinen. — „Diese sollen das Andenken an ihren verstorbenen Vater rein und gut erhalten."

„Wenn Sie solche Rücksichten immer gekannt hätten," erwiederte Victor mit einer Verbeugung, „so wäre Manches besser. Daß ich dieselben vollkommen achte, werden Sie von mir überzeugt sein."

„Ich will die Kinder mit mir nehmen," sagte Alice schnell, worauf sie tief Athem holen mußte. — „Nicht wahr, Kinder, ihr geht mit mir?" wandte sie sich an Bertha und Ferdinand, indem sie sich tief zu ihnen herabbeugte.

„Ich gehe nicht," versetzte der Knabe, „ich bleibe bei der Mama."

„Du sollst ja auch nicht weit von mir gehen," sprach diese, „nur dort in's Nebenzimmer, wo das schöne Fräulein Dir etwas zeigen wird. — Sei Du artig Bertha, und befolge hübsch, was ich Dir sage."

Das kleine Mädchen reichte Alice die Hand, und nach einigem Zögern ließ sich auch Ferdinand bewegen mitzugehen, doch unter der Bedingung, daß er im Nebenzimmer bleiben dürfe und daß man die Thüre nicht schließe; er wolle seine Mutter sehen. Alice hatte gehofft, die beiden Kinder auf ihre sonnige Terrasse führen zu können; sie fühlte wohl, daß drinnen etwas Eigenthümliches verhandelt werden solle. Dem wäre sie so gern entgangen und jetzt mußte sie dableiben, und wenn sie auch noch so eifrig mit den Kindern sprach und es ihr gelang, deren Aufmerksamkeit abzulenken, so war es ihr doch selbst unmöglich, ihr Ohr vor dem Gespräche drinnen gänzlich zu verschließen; Worte und Sätze drangen herüber, manchmal im Zusammenhang, manchmal zerrissen, und dann um so bedeutungsvoller — schmerzlicher anklingend.

„Ehe ich mir erlaube," sagte Victor, „zu Ihnen zu reden, wie ich es für meine Schuldigkeit halte und wie es

dringend nothwendig ist für Ihre Zukunft, für die meines Freundes, für die der Kinder, muß ich die feierliche Erklärung vorausschicken, daß ich nicht nur die ganze Größe des Unrechts, welches Ihnen geschehen, fühle, sondern daß ich auch noch vor Kurzem ihm mit den Worten der Ueberzeugung dies Unrecht vor Augen führte und ihn durch die Gewalt der Wahrheit zwang, dasselbe einzugestehen, was er auch der Hauptsache nach that. — Dabei aber werden Sie mir erlauben, daß ich Madame Duvallet, die unseren Worten voll Verwunderung zuhört, von der eigenthümlichen Lage in Kenntniß setze, in der Sie sich befinden, — eine Lage, die mich zu Ihrem eigenen Besten zum Reden zwingt."

Die Fremde preßte ihre Lippen aufeinander, that einen tiefen Athemzug und zuckte alsdann leicht mit den Achseln, als wenn sie sagen wollte: „Was kann ich machen? ich muß über mich ergehen lassen, was da kommt."

So sehr sich auch Alice im Nebenzimmer bemühte, mit den Kindern zu sprechen, und nur auf ihre Antworten hörend ihr Ohr allem Andern zu verschließen, so war es doch, als herrsche rings umher die tiefste Stille, und als wäre in der ganzen weiten Welt nichts hörbar als die Worte Victors, die laut und klingend an ihr Herz schlugen, und die sie ihres seltsamen Inhalts wegen tief durchschauerten. „Madame — Nicolai," sagte der junge Mann mit einer Handbewegung auf die Fremde: „ist nicht Madame Nicolai, sondern Madame Therese Stifter, die Frau eines meiner Freunde, der nicht vor Kurzem gestorben ist, sondern den ich noch vor wenigen Stunden gesprochen, wo er bei mir war, sich verzweiflungsvoll beklagend, daß seine Frau mit ihren beiden Kindern ihm — entflohen." — Bei diesen Worten ging auf dem Gesichte der schwarz gekleideten Fremden allmälig eine gewaltige Veränderung vor; ihre Lippen, die sie fest aufeinander gepreßt hatte, fingen an zu

zittern und zogen sich dadurch immer weiter von ihren glänzenden Zähnen zurück, die fest auf einander liegend ihrem Gesichte etwas furchtbar Entschlossenes, Wildes gaben, wozu der unheimliche Glanz in ihren großen, weit aufgerissenen Augen erschreckend paßte. Ihre Finger zuckten, als sie nun mit lautem Tone ausrief:

„Ah! er war bei Ihnen, Herr Barring! Bei Ihnen, seinem Freunde, seinem Begleiter, seinem Rathgeber, seinem Vertheidiger! — Ah! er — und Sie! — — Doch — verzeihen Sie meine Heftigkeit," wandte sie sich in unzusammenhängenden Worten, denn der Athem stockte ihr in der Brust, an die Frau des Hauses; — „verzeihen Sie — einer Unglücklichen, die von der Erinnerung überwältigt, kaum noch weiß, was sie sagt, wie sie es sagt. — — Ja," fuhr sie nach einer Pause mit erzwungener Ruhe fort, „es ist wahr, was dieser Herr gesagt: ich habe mit meinen Kindern mein Haus verlassen, um einem Manne zu entfliehen, der für mich so gut wie gestorben ist. Das ist Alles, Alles wahr. — Aber," sprach sie mit erhobener Stimme, indem sie ihre Rechte drohend emporhob und dann auf Victor wies, „der da, welcher sich einen Freund meines Mannes nennt, soll sagen, was mich zwang, mein Haus, meine Heimat zu verlassen. — Wissen Sie es vielleicht nicht, Herr Barring?"

„O ich weiß es," entgegnete dieser mit großer Ruhe; „ich weiß, was Sie Ihre Gründe nennen zu solch' verzweifeltem Schritt, wie Sie ihn gethan. Ob aber diese Gründe triftig und haltbar sind, das ist eine andere Frage."

Alice erzählte den Kindern im Nebenzimmer in wahrer Seelenangst ein altes, bekanntes Märchen; sie hatte sich auf ein Tabouret weit von der Thüre gesetzt und die Kinder an sich gezogen, die dann auch mit Auge und Ohr aufmerksam an ihrem Munde hingen und begierig dem be-

kannten: „Es war einmal ein reicher König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die konnte zaubern" — zulauschte. Dabei war es aber selbst wie ein Zauber, daß das junge Mädchen, obgleich sie so eifrig erzählte, doch immer und immer jedes Wort aus dem Nebenzimmer so deutlich vernahm, als würde es ihr in's Ohr geflüstert.

„Meine Gründe," sagte die schwarzgekleidete Frau in schneidendem Tone, — „o Gott! meine Gründe! Sie wissen es am Besten, ob meine Gründe haltbar sind oder nicht. Es ist grausam, von Ihnen das hören zu müssen. Wer hat besser als Sie die genaueste Kenntniß von dem Thun und Lassen meines Mannes? Wer sah ihn Schritt vor Schritt immer tiefer hinabstürzen von leichten Fehlern zu schwereren Vergehen, von diesen zu Lastern und Verbrechen? Wer anders als Sie bestärkte ihn durch das eigene Beispiel in dem wilden Leben, wodurch sein häuslicher Friede, das Glück seiner Kinder zu Grunde ging? — Wer trägt einen großen Theil der Schuld?"

„Wer? fragen Sie mich? wer anders als ich soll an all' dem Unheil, das ich allerdings kommen sah und dem ich mit Ermahnungen und Warnungen vergeblich entgegen zu arbeiten suchte, Schuld sein? — Meinetwegen denn Vorwürfe um Vorwürfe! Nur daß die meinen haltbar sind. Wer, fragen Sie, trägt mit die Schuld, daß es so weit kommen mußte? — Nun denn: Sie selbst mit Ihrem harten, verschlossenen Wesen!"

Die schwarzgekleidete Frau schlug ein schreckliches Lachen auf, und Madame Duvallet, ängstlich geworden durch die Heftigkeit der Beiden, sagte in bittendem Tone: „Aber, Victor!"

„Sie haben Recht, Tante, ich ließ mich hinreißen. Doch wenn ich mein Wort von eben auch etwas zu hastig und unvorsichtig herausstieß, so kann ich es doch nicht

zurücknehmen, ja ich muß es wiederholen. Wenn Sie" — damit wandte er sich an Madame Stifter — „Manches anders aufgefaßt hätten, geneigt gewesen wären, kleine Dinge zu vergleichen, und große, wichtige wirklich verletzende zu vermeiden, so wäre Alles anders gekommen."

Man sah es der Frau an, welch' gewaltsame Anstrengungen sie machte, um ihrer Heftigkeit Meister zu werden. Es gelang ihr auch insoweit, daß nur ihre Stimme noch ein wenig bebte, als sie, sich zu der Frau des Hauses wendend, mit gefalteten Händen sprach:

„Es war eine Zeit, wo ich so glücklich war, wie es eine Frau nur sein kann, die ihren Mann herzlich und innig liebt und ebenso von ihm wieder geliebt wird. Wir lebten still, zurückgezogen und dadurch um so glücklicher. Wir erhielten die beiden Kinder, die Sie eben gesehen, und unsere sorgenfreien, wenn auch bescheidenen Verhältnisse genügten mir und meinem Mann. Konnten sie uns nicht auch genügen, konnte er nicht auch fortwährend glücklich darin sein?" — Da sie bei diesen Worten ihren Blick auf Victor richtete, so zuckte dieser leicht mit den Achseln. Dann fuhr sie fort: „Es sollte aber nicht so bleiben; nachdem wir ein Paar Jahre still und zufrieden gelebt, bemerkte ich wohl, daß unsere kleinen, bescheidenen Verhältnisse meinem Manne hie und da drückend waren."

„Erlauben Sie," nahm der Musiker das Wort, „Sie bemerkten das; ich erinnere mich ganz genau, wie Sie mir es damals sagten; ich kann Ihre eigenen Worte wiederholen. ‚So oft Ferdinand von einem Besuche seiner Bekannten oder aus dem Atelier eines Freundes zurückkommt, so oft ist er verstimmt und hat etwas an unserem Hauswesen auszusetzen.' — Das waren Ihre Worte, und als ich Sie fragte: ‚Was hat er auszusetzen?' da entgegneten Sie mir: ‚Wer kann all' die Launen eines Künstlers behal-

ten? Unser Hauswesen, ich selbst, — wir sind ihm zu alltäglich und einfach; — wer kann all' diesen sonderbaren Wünschen nachgeben?' — Und wenn das wirklich sonderbare Wünsche waren, so wäre es Ihnen damals ein Leichtes gewesen, denselben wirklich nachzugeben und ihm nach und nach ein Interieur zu schaffen, wie er es gewünscht und wie es dem Auge eines Künstlers wohl thut, ja unentbehrlich ist. An den Mitteln dazu fehlte es Ihnen nicht, aber ich erinnere mich aus der Zeit, Kleinigkeiten —"

„Ja, Kleinigkeiten," sagte die Frau mit Bitterkeit, „unbedeutende, erbärmliche Kleinigkeiten!"

„Allerdings, jedes Einzelne war eine Kleinigkeit, aber Alle zusammen bildeten eine Kette, die sich um Ihr häusliches Glück wand und es tief hinabzog. Wie oft versuchten wir es scherzhaft, Ihre Einwilligung zu erlangen, sein Atelier auszuschmücken, wie das andere Künstler thun, irgend ein altes, malerisch schönes Geräthe aufzustellen, die Wand mit einer Waffe zu verzieren, mit einer Statuette, hier oder da eine Draperie anzubringen! Wie nannten Sie dergleichen Sachen, die ihm Freude machten — begreiflicher Weise Freude machen mußten? — Unnützes Zeug nannten Sie es, und wollten nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch dafür sein Geld ausgeben könne, ebensowenig wie Sie es zu fassen vermochten, daß er das Bedürfniß hatte, seine Wohnung reicher und behaglicher einzurichten, als Sie das von jeher gewohnt waren, und als Sie sich einmal vorgenommen hatten, daß es bei Ihnen sein und bleiben solle. Von Ihrem Standpunkte aus hatten Sie vielleicht Recht, daß sich nämlich auf einem altmodischen, unschönen Stuhle ebenso bequem sitzt, wie auf einem neuen in gefälliger Form, und daß das einfache Sopha dieselben Dienste thue, wie der phantastisch geschweifte Fauteuil auf seinen Messingrollen, die Ihnen ein Gräuel waren."

Alice im Nebenzimmer verlor nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort.

„Aber," fuhr Victor mit erhobener Stimme fort, „der Sinn eines Künstlers ist nun einmal, vielleicht leider, nicht gemacht, wie der anderer Menschen. Wie die Pflanze belebenden Thau und Sonnenschein, so braucht er, vor Allem der Maler, eine behagliche angenehme Umgebung; sein Auge muß ausruhen, muß wieder frische Kräfte gewinnen an malerischen Gegenständen, die ihm neue Gedanken bringen und seine Phantasie anregen, — er geht langsam zu Grunde in einer alltäglichen, prosaischen, hausbackenen Umgebung; es kann ihm dort nicht behaglich sein; seine Gefühle erkalten."

Alice, die alles das hörte, preßte ihre Hände vor's Gesicht und ließ die Kinder warten an der spannendsten Stelle ihres Märchens.

„Und was Sie eben sagten," nahm nun die Fremde das Wort, und ihr Auge flammte wieder und ihre Lippen hoben sich zitternd, „wenn es wirklich so wäre, das wollen Sie als Entschuldigung gelten lassen für das Unglück, das mich durch ihn betroffen! O ich begreife das in Ihrer Stellung, o ich finde es so natürlich, daß Sie die Schuld meines Unglücks auf mich selbst wälzen wollen."

„Das will ich bei Gott nicht!" rief Victor, ebenfalls in bewegtem Tone; „das will ich nicht. Ich möchte nur seine schwere Schuld in Ihren Augen einigermaßen abschwächen, um Sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, um Sie von dem unglücklichen Entschluß abzubringen, den Sie gefaßt und schon theilweise ausgeführt, — einen Entschluß," setzte er entschieden hinzu, „der in Ihrem leider oft so harten Gemüthe gereift ist, den aber schwerlich eine andere Frau und Mutter begreifen wird. — Glauben Sie mir, Therese, ich nenne Sie bei diesem Namen, um Sie daran

zu erinnern, daß Sie mich früher als einen treuen Freund betrachteten, — glauben Sie mir, daß ich ihm vor wenig Stunden härtere Dinge gesagt, als er je von einem Menschen gehört hat, daß ich ihn von seiner tiefen Schuld überzeugte; eigentlich unnöthiger Weise, denn er sah sie selbst ein, so daß er nun sein Unrecht genug kennt, um vor jedem Rückfall bewahrt zu sein, wenn —"

„Wenn ich," rief die Frau mit leidenschaftlicher Heftigkeit, indem sie emporsprang, „wenn ich auch ferner über mich ergehen ließe, was ich bisher über mich ergehen ließ; wenn ich fortan duldete und litte. Nicht wahr, Herr Barring? — so will es Ihre Freundschaft für mich. O ich habe Ihre Worte verstanden, Sie so wenig wie er begreifen es, daß man in einer stillen, geordneten Häuslichkeit glücklich sein kann. Ja, ihr seid Künstler und glaubt mit diesem Worte alle Schranken niedertreten zu können. Was ist euch das Glück eines still zufriedenen Weibes, das Lächeln armer Kinder, die selig sind bei ihren harmlosen Spielen, wenn der Vater sie zuweilen mit ihnen theilt. — Was ist euch Alles das? — langweilig, prosaisch, gegenüber den andern Freuden, die euch draußen erwarten, wenn ihr die beengenden Räume eures Hauses hinter euch habt! — Dort ist eure Welt, wo weiche Teppiche jeden Schritt, jede Bewegung dämpfen, wo man flüsternd sprechen muß, um sich nicht durch laute Worte zu verrathen, wo hell glänzende, strahlende Lichter nur um so tiefere Schatten bilden, wo ihr gefeiert seid, angestaunt durch euer Talent, durch eure hinreißende Unterhaltungsgabe, die ihr dort zu entwickeln versteht, wo euer Auge durch nichts Alltägliches verletzt wird, wo ihr, in weichen, schwellenden Fauteuils ruhend, die reizendsten, gefälligsten Frauen um euch seht. — — O ich begreife das vollkommen, das ist ein anderes, herrlicheres Leben."

Das junge Mädchen im Nebenzimmer, jede Sylbe selbst

gegen ihren Willen verstehend, hatte sich, als die fremde Dame also sprach, von ihrem Tabouret erhoben und die Kinder, welche das Ende ihres Märchens haben wollten, angstvoll von sich abgewehrt. Sie legte ihre rechte Hand an die Stirne, während sie mit starrem Blick auf die offene Thüre des Nebenzimmers schaute und so gebannt war durch die schrecklichen Worte, welche von dorther ertönten, daß sie es nicht einmal bemerkte, wie schon vor einer guten Weile ihr Vater eingetreten und erstaunt über das höchst Eigenthümliche, was er hörte und sah, an der Thüre stehen geblieben war.

Ob Victor auf die hastig hervorgestoßenen, die größte Leidenschaft athmenden Worte der Fremden etwas erwiedert, konnte man hier nicht hören; wenn er etwas gesagt, so mußte es mit sehr leiser Stimme geschehen sein — wahrscheinlich hatte er, den Moment begreifend, geschwiegen, um die Frau, die sich in ihrer Heftigkeit selbst nicht zu kennen schien, nicht noch mehr zu reizen, doch wenn er deßhalb geschwiegen, hatte er doch nicht die gewünschte Wirkung hervorgebracht, denn wenn sie auch den Ton ihrer Stimme etwas dämpfte, so stieß sie doch jedes ihrer Worte mit solcher Deutlichkeit, solcher Energie hervor, daß man wohl hörte, ihre Reden waren darauf berechnet, es solle auch nicht eine Sylbe davon verloren gehen.

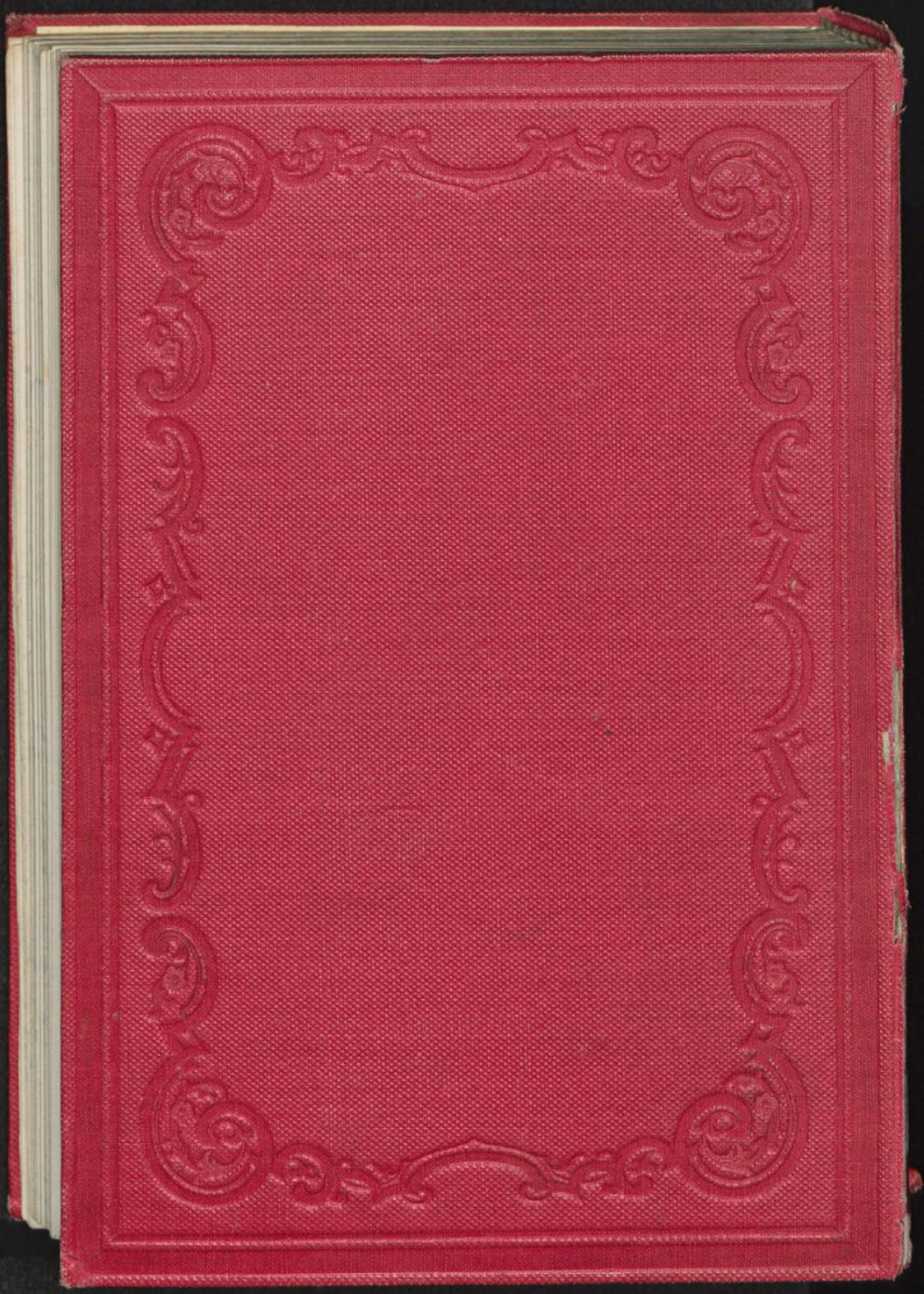
„Warum sage ich Ihnen das alles eigentlich?“ sprach sie; „wie kann ich mich unterstehen, etwas gegen Sie auszusprechen, das wie ein Vorwurf klingt? Haben Sie Jemand Rechenschaft von Ihrem Thun und Lassen zu geben? O nein, gewiß nicht! Haben Sie nicht vollkommen Freiheit, Ihre Schritte dahin zu lenken, wohin es Ihnen beliebt? Gewiß, Sie haben diese Freiheit. Aber er hatte sie nicht,“ setzte sie lauter hinzu, — „er nicht, aber Sie. Doch wäre es Ihre Pflicht gewesen, als Freund unseres Hauses, wie Sie sich genannt, ihn zurückzuhalten, statt ihn tiefer hineinzu-

führen in jenes verderbliche Treiben. — Aber Ihnen war es angenehm, einen Ihrer Bekannten neben sich zu haben, sich ihm zu zeigen in der glänzenden Stellung, die Sie dort einnehmen, wie man sagt, im Kreise jener schönen, interessanten Weiber, Sie, der Gesuchte, der Gefeierte, — ihm als beneidenswerthes Vorbild dienend — Sie — Sie — ja Sie — der — der — Geliebte der gefährlichsten jener Weiber — der Baronin Molitor."

Alice war einen Schritt zurückgewichen, als die Fremde wieder zu reden angefangen; dann aber hatte sie ihre Hände erhoben und sich vorgeneigt, um mit offenem Ohr jedes — jedes der schrecklichen Worte aufzufangen. — Sylbe um Sylbe schien sie aber auch schwer und gewaltig zu treffen, denn sie beugte unter der Wucht derselben langsam ihr Haupt; ihr Körper neigte sich immer tiefer herab, und bei den letzten schrecklichen Worten, welche Jene aussprach, stieß das junge Mädchen einen schwachen Schrei aus, preßte die Hände vor ihre Stirn und sank dann mit dem Kopf auf das Tabouret nieder, vor dem sie stand.

Herr Duvallet sprang hinzu, um sie in seinen Armen aufzufangen, und neben Victor, der mit bleichem Gesichte und zusammengepreßten Lippen unter der Thüre erschien, eilte die Commerzienräthin vorbei, um ihr geliebtes Kind aufzurichten und auf ihr Zimmer zu bringen.

Madame Duvallet konnte sich die Ursache dieses Unfalles nicht gleich so vollständig und so deutlich erklären, wie der Vater Alicens, der dem jungen Mädchen kopfschüttelnd nachblickte, während er mit einem schmerzlichen Gesichtsausdrucke die Achseln zuckte und vor sich hinmurmelte: „Mein armes Kind! Es mußte so kommen, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist."



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-895-p0333-9
DFG